Jugend-Bibliothek.

Von

J. M. Hauber,

königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan, erzbischöfl. geistl. Rath ꝛc. ꝛc.

Erster Band.

Mit einem Kupfer.

Vierte, durchgehends neu bearbeitete Auflage.

Lindau, 1852.

Verlag von Johann Thomas Stettner.



Der Tod des heiligen Bonifacius.

Erzählungen

aus der

Welt- und Menschengeschichte

zur

Veredlung des Herzens.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. M. Hauber,

königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan, erzbischöfl. geistl. Rath 2c. 2c.

Mit einem Kupfer.

Vierte, durchgehends neu bearbeitete Auflage.

Lindau, 1852.

Verlag von Johann Thomas Stettner.

Inhalt.

		Seite
1.	Elterliche Liebe und Sorgfalt	1
2.	Der Nachtwächter und seine Tochter	4
3.	Eine gute Erziehung — der größte Reichthum der Kinder	21
4.	Belohnte kindliche Liebe	23
5.	Die gute Tochter	26
6.	Achtung und Ehrerbietung gegen die Eltern	29
7.	Kindliche Ehrfurcht	31
8.	Hochachtung gegen die Eltern	33
9.	Frommes Andenken an Eltern	34
10.	Geschwisterliebe	35
11.	Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher	45
12.	Wahre Gottesfurcht, thätiges Christenthum	46
13.	Geh' mit Gott!	60
14.	Anbetung Gottes	76
15.	Vertrauen auf Gott	76
16.	Der wiedergefundene Sohn	78
17.	Dankbarkeit gegen Gott	82
18.	Standhafte Treue im Bekenntnisse der christlichen Religion	85
19.	Der heilige Bonifacius	86
20.	Achtung für Gottes heiliges Gesetz	89
21.	Ansver	92
22.	Gott prüft — Gott schützt die Unschuld	94
23.	Die durch Unglück geprüfte Tugend	101
24.	Graf Schafgotsch	117
25.	Leiden und Freuden	121
26.	Seelenstärke	128

		Seite
27.	Die Besserung	130
28.	Geistesgegenwart	134
29.	Weise Sparsamkeit	135
30.	Der gebesserte Räuber	136
31.	Fliehe den Müßiggang!	139
32.	Menschenliebe	145
33.	Vincent von Paula	148
34.	Menschenretter	161
35.	Dem Rechtschaffenen ergehet es wohl . . .	178
36.	Edelmuth	207
37.	Die edelmüthige Wohlthat	210
38.	Der Biedermann	214
39.	Freundschaft	216
40.	Gutherzigkeit	218
41.	Der kleine Leiermann	219
42.	Sorge für das geistliche Wohl des Nebenmenschen .	225
43.	Cuspin Bleyfuß, der menschenfreundliche Samaritan .	228
44.	Der Wohlthäter in der Hütte des Armen . . .	239
45.	Ein Dienst ist des andern werth	240
46.	Auch der Geringste kann uns nützen	245
47.	Armuth und Ehrlichkeit	249
48.	Edelmuth und Dankbarkeit	255
49.	Wohlthun trägt Zinsen	260
50.	Belohnte Gastfreundschaft	266
51.	Ferdinand Maria, Churfürst von Bayern . . .	270
52.	Der gute Soldat	273
53.	Der edle Jüngling	276
54.	Peter Herz	280

1.

Elterliche Liebe und Sorgfalt.

Alexander Menzikoff hatte sich, durch sein weitumfassendes Genie, unter Peter dem Großen vom Pastetenbäckers-Jungen bis zum General-Feldmarschall und angesehensten Fürsten des russischen Reiches emporgeschwungen. Er erfuhr aber die Wandelbarkeit des menschlichen Glückes so sehr, daß ihm nach seinem, freilich nicht ohne eigene Verschuldung erfolgten Sturze auch nicht die geringste Spur von der ehemaligen Macht und Hoheit übrig blieb, mit der er, als allvermögender Minister, zuvor zweimal die kaiserliche Krone nach Wohlgefallen ausgetheilt hatte. Entblößt von Allem, und nur in rauhe Bauernkleider eingehüllt, wurde er mit seiner Gemahlin und drei Kindern 1500 Meilen weit hinter Petersburg nach den Wüsteneien von Jakuska, im tiefsten Sibirien, abgeführt. Seine Gemahlin erreichte jedoch das Ziel dieser Reise nicht, indem sie ihm schon auf der Hälfte des Weges durch den Tod entrissen wurde.

Auf seiner Reise erfuhr er öfters eine harte Begegnung. In Tobolsk drang ein Russe, der während seiner Ministerschaft dahin in's Exil geschickt worden war, durch den Haufen des aus Neugierde zusammengelaufenen Volkes, und warf mit ausgesuchter Rache den Kindern Menzikoffs Koth in's Gesicht. Als der zärtliche Vater dieß sah, rief er, vom äußersten Schmerze durchdrungen, dem Russen zu: „Mir wirf den Koth in's Gesicht, und nicht diesen unglücklichen

Kindern, die dir nichts zu Leide gethan haben!" Einem Offiziere, den er ebendaselbst antraf, erzählte Menzikoff die Geschichte seines unglücklichen Schicksals, das jedoch sehr vortheilhaft zur Veredlung seines Charakters mitwirkte, und bemerkte dabei: „Der Verlust meiner Ehre, aller meiner Güter und sogar meiner Freiheit würde mir nicht einen einzigen Seufzer ablocken; aber" — Er wollte weiter reden, doch konnte er nicht, — vergoß einen Strom von Thränen, und zeigte auf seine Kinder. „Ihr Anblick," fuhr er endlich fort, „ist meine einzige Strafe, die ich durch mein ganzes noch übriges Leben auf's schmerzlichste empfinden werde. Diese unschuldigen Opfer sind im Schooße der Größe und des Ueberflusses geboren; jetzt haben sie Mangel an Allem, und ohne Mitschuldige Dessen zu seyn, was man mir vorwirft, sind sie doch gleichem Unglücke preisgegeben."

Sobald Menzikoff an dem Orte seiner Verbannung angelangt war, ließ er sich angelegen seyn, vor Allem für die Bedürfnisse seiner Kinder zu sorgen, und das fürchterliche Aussehen ihres Aufenthaltes zu vermindern. Zu diesem Ende vergrößerte er mit Hülfe der ihn begleitenden Bedienten die ihnen angewiesene kleine Hütte, erbaute auch ein eigenes Gebetzimmer, und arbeitete ein großes, unangebautes Stück Feld in einen Acker um. Seine älteste Tochter, die einst mit dem Kaiser Peter II. verlobt gewesen war, übernahm die Sorge für die Küche, die jüngern Kinder die Sorge für die Kleidung und das Hausgeräthe. — So lebte diese Familie in häuslicher Geschäftigkeit und eifriger Gottesfurcht. Alle Morgen, sowie Mittags und Abends, versammelte sich das ganze Haus zu einem gemeinschaftlichen Gebete, und das schöne Beispiel der Gottergebenheit des Vaters hatte auch auf seine Kinder den wohlthätigsten Einfluß, so daß auch sie ihr Elend mit heldenmüthiger Selbstverläugnung ertragen lernten.

Sechs Monate hatten sie bereits in dieser fürchterlichen Einöde zugebracht, als die älteste Tochter von den Blattern befallen wurde. Der unglückliche Vater verschaffte seinem geliebten Kinde alle mögliche Erleichterung, wachte bei ihrem Lager, betete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber vergebens waren alle seine Bemühungen; seine Tochter näherte sich ihrem Ende...

Als sie verschieden war, drückte er sein Antlitz auf das ihrige, und benetzte es mit seinen Thränen. Bald aber bedachte er, daß es Pflicht sey, sich seinen übrigen Kindern zu erhalten; er ermannte sich daher, dem Schmerze zu widerstehen, und sagte blos zu Sohn und Tochter: „Lernet so, wie eure Schwester, sterben!" Er sang hierauf mit ihnen und seinen Bedienten diejenigen frommen Gebete, die in der griechischen Kirche den Todten gewidmet sind, beerdigte den Leichnam in dem Gebetzimmer, und bezeichnete die Stelle, wo er nach seinem Tode an ihrer Seite begraben werden wollte.

Kaum hatte er dieses traurige Geschäft geendigt, so wurden auch seine beiden andern Kinder von den Blattern befallen. Er verdoppelte seinen Eifer und seine Sorgfalt, und leistete den zwei Kranken dieselbe Hülfe, welche er zuvor der Einen, nun Verstorbenen, erzeigt hatte, jedoch mit besserem Erfolge: denn sie wurden bald wieder hergestellt.

Aber nun wurde Menzikoff selbst krank. Das Ungemach, das er erduldet hatte, die Erinnerung an sein voriges Leben, und das Unglück seiner Kinder, erfüllten sein Herz mit tiefem Kummer, der seine Kräfte allmählich verzehrte. Er wurde endlich von einem schleichenden Fieber befallen, das um so gefährlicher ward, weil er die Sorge für sich selbst einige Zeit versäumt hatte, um seine Kinder der Gefahr zu entreißen. Als er nun den Augenblick herannahen sah, der ihn für dieses Leben auf immer von seinen Kindern

trennen sollte, ließ er sie vor sein Bette kommen, und redete sie also an: „Meine Kinder, ich nähere mich der letzten Stunde meines Lebens. Der Tod, mit dessen Vorstellung ich seit meinem Hierseyn sehr vertraut worden bin, würde nichts Schreckliches für mich haben, wenn ich dem höchsten Richter weiter keine Rechenschaft, als von der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, zu geben hätte. Religion und Vernunft, von denen ich mich vormals, vom Glanze meines Glücks geblendet, nicht hatte leiten lassen, haben mich gelehrt, daß die Barmherzigkeit Gottes sowohl, als seine Gerechtigkeit unendlich ist. Dieß Einzige beruhigt mich, daß ich euch hier auch mit dem Beispiele der Frömmigkeit und Tugend vorangegangen bin. — Bis jetzt, meine Kinder, sind eure Herzen noch unverdorben, und ihr werdet eure Unschuld in dieser Wüste leichter, als am Hofe erhalten. Wenn ihr aber ja einst dahin zurückkehren solltet, so erinnert euch stets der guten Lehren und Ermahnungen, die ihr von eurem Vater hier gehört habt."

So sprach er, hob zuletzt noch seine Hand auf, als wollte er seinen Kindern den Segen geben, — und schlummerte nach einer leichten Verzuckung in jenes Leben hinüber.

Elternliebe überwindet Alles — ist stärker als der Tod! —

2.

Der Nachtwächter und seine Tochter.

„Konstantine, laß uns hier ein wenig sitzen, ich habe Blasen an den Füßen, und kann nicht weiter fortkommen," sagte der alte Burkard, und setzte sich hin an den Weg auf den Rasen. Konstantine setzte sich neben

ihn, und weinte. „Weine nicht, Tinchen," fuhr der Alte fort, und seine Stimme zitterte; „weine nicht, Konstantine, sondern sey beständig! Sieh, mein Kind, wie sich der Himmel von Westen her aufheitert: das Gewitter ist vorüber. — Hast du wohl je besser geruht, als in der Hütte des Kohlenbrenners, auf dem Mooslager, neben deinem Vater? Du wirst dereinst noch besser ruhen, wenn auch das andere große Gewitter vorüber ist, dessen Donner jetzt um uns her brüllt."

„Vater, lieber Vater! ich weine nicht um mich. Sehen Sie" —

„Erinnere dich doch, daß wir das Wörtchen Sie gar nicht brauchen dürfen, eben so wenig, als unsere wahren Namen!"

„Gut. Seht denn, liebster Vater, meine Füße bluten; Schuhe und Strümpfe sind zerrissen; allein ich dulde es gern. Daß Ihr aber im hohen Alter noch mit mir bettelt, daß Ihr dieß hauptsächlich meinetwillen thut, das bricht mir das Herz."

„Tinchen! sieh dort gegen Westen in die Ferne; welches schöne Blau am hohen Himmel! — Weißt du, weßwegen man die kleinen sanften blauen Blümchen Vergißmeinnicht nennt? Weißt du das?"

„Ei, lieber Vater, weil sie die Farbe des Himmels haben."

„Siehst du? Die Leibfarbe des Himmels ist: Vergißmeinnicht — und die Livree der Natur: Er wird mein nicht vergessen! Grün ist die Farbe der Hoffnung."

„Schön, lieber Vater. Es fällt mir dabei ein, was meine gute selige Mutter sagte: „Sanfte, reine, heilige Liebe vom Himmel herab," sprach sie, „und sehnsuchtsvolle, kämpfende Liebe von der Erde hinauf — diese beiden balsamiren die Luft zum frohen Athmen.""

„Sie hatte Recht, die Verklärte. Aber fremdartige, feindliche Dünste ballen sich oft auch zusammen; und da, meine Tochter, bedarf es Blitz, Donner und Sturm, damit die Luft gereinigt werde. — Sieh, da tritt die Sonne hinter den Wolken hervor in den blauen Aether, lächelt und strahlt uns an; und dort auf dem hohen Buchenwalde glüht der siebenfarbige Bogen. Geht der uns auch wohl etwas an?"

„Ich meine, daß er uns etwas angehe. Sind wir doch auch Noahs Kinder. Wir haben ihm, wie ich hoffe, in unserer letzten Sündfluth keine Schande gemacht."

„Nein, Konstantine, das haben wir nicht. — Allein es ist Zeit, weiter zu pilgern. Hast du nicht ein Stückchen Brod im Sack, an dem ich für Zeitvertreib kauen kann?"

„Daß Gott erbarm'!" seufzte das holde Mädchen, und heiße Thränen entstürzten ihren frommen, blauen Augen. Sie suchte und fand, und gab's ihrem Vater, dann ging sie schweigend voraus; krumm und mühsam stieg der Greis hintennach und kaute.

Plötzlich trabte ihnen ein schöner, junger Mann auf einem prächtigen, isabellfarbenen Rosse entgegen. Konstantine sah ihn schon in beträchtlicher Entfernung, und schlüpfte in das Gebüsch. Sie winkte ihrem Vater; dieser bemerkte es nicht, und ging ruhig fort. Sein Gesicht war kurz; er sah den Reiter nicht eher, als bis er ihm ganz nahe war. Jetzt erkannte er ihn, erschrak und seufzte: „Gott, halte seine Augen, damit sie meine Verkleidung nicht durchschauen!" Der Reiter schien auf den armseligen Wanderer gar nicht zu achten; er ritt hastig vorbei. Konstantine schlich wieder hervor, ergriff ihren Vater am Arm, und zog ihn seitwärts auf einen Fußpfad.

Die Nacht rückte heran, und die Müden wußten kein Obdach. Der Greis erhob Herz und Hände zu Dem, der, obwohl Er der Herr über Alles war, aus Liebe zu den

Menschen so arm wurde, daß Er nicht hatte, worauf Er Sein Haupt legen konnte, und getrost schritt er weiter. Nicht lange, so erblickte am Saume des Waldes Konstantine links hinter einem Hügel einen Kirchthurm, und sagte: „Lieber Vater, dort linker Hand ist ein Kirchdorf. Das Kreuz des Thurmes glänzt in der Abendsonne, und zeigt in den blauen Himmel, von wannen uns Hülfe kommen soll. Laßt uns auf den Thurm zugehen."

„Wenn wir nur schon dort wären!" entgegnete der Alte. Seine Tochter reichte ihm die Hand, und half ihm fort auf dem etwas steilen Fußpfade. Endlich kamen sie in das Dorf. Schon auf dem Wege hatten sie gehört, daß für jetzt in diesem Bezirke kein französisches Militär liege; die Truppen hätten sich alle näher an den Rhein gezogen. Dieß machte ihnen viele Freude. Mit neuem Muthe traten sie in das Dorf. Groß, schön und reinlich standen die Häuser da. Die Männer saßen vor den Thüren, und ruhten nach überstandener Tageslast und Hitze; Knaben und Mädchen spielten vor ihnen herum, und die Weiber fütterten und molken ihr Vieh. — Die Ankömmlinge grüßten die Landleute, und freundlich und mit ehrerbietig gebeugtem Haupte wurde ihr schöner katholischer Gruß: „Gelobt sey Jesus Christus!" mit einem herzlichen: „In Ewigkeit, Amen!" beantwortet.

„Nun, Tinchen!" fing der Alte an: „Wer nur den lieben Gott läßt walten. Ich sehe, wir sind unter guten Leuten, die Sinn für ein frommes Lied haben." — Konstantine trat vor das erste beste Haus, und sang mit einer unbeschreiblich reinen und melodischen Stimme; Vater Burkard begleitete sie mit einem kräftigen Baß. Ein so schöner Gesang war hier noch selten gehört worden. Alles strömte herzu, und bei dem dritten oder vierten Hause waren schon alle Einwohner des Dorfes versammelt. Allmählich

näherte sich auch ein sechzigjähriger Mann; körperliche Leiden und Amtssorgen hatten die wenigen Haare seines Hauptes silberweiß gebleicht, und die lange Ausübung der Religion, welche er lehrte, hatte des Erlösers Physiognomie in sein Antlitz eingeprägt; Liebe und Wahrheit sprachen aus allen seinen Zügen. Er war, eben so wie Burkard, ein Mann von altem Schrot und Korn; Einfalt der Sitten und Wärme für die heilige katholische Religion waren die Hauptbestandtheile ihres beiderseitigen Charakters. Darum flossen ihre Seelen so schnell ineinander. — Der fromme Pfarrer horchte mit wahrer Andacht dem Gesange zu; seine Augen wurden feucht, und Thränen träufelten von seiner grauen Wimper.

„Ja, liebe Kinder," sagte er, nachdem der Gesang beendigt war, zu seiner Gemeinde, „das ist das Beste: Befiehl dem Herrn deine Wege, und vertraue auf ihn, er wird's recht machen." —

Man gab den Sängern reichlich, und vielfältig erscholl die Frage: „Wer seyd ihr? wo seyd ihr her?"

„Ich bin von Unglückshausen, in der Grafschaft Frechenburg," sagte Burkard ernst und männlich.

„Unglückshausen?" fragte Einer den Andern; „davon haben wir nie etwas gehört." Der Pfarrer unterbrach sie, indem er mit liebevoller, freundlicher Miene sagte: „Unglückshausen ist wohl ein großer Ort, und stark bewohnt!" Dann faßte er den alten Burkard bei der Hand, und führte ihn nebst Tochter in seine friedliche Wohnung.

Der Gesang der armen Fremdlinge hatte den Bauern überaus wohl gefallen, und der Schulze überlegte mit einem Paar der Verständigern, ob man den alten Mann nicht zum Nachtwächter machen könnte? — Die Sache wurde ernst, und man beschloß alsofort, ihn zu fragen, ob er jenen Dienst zu Lindenberg wohl übernehmen wolle? — Eigentlich

war seine schöne Stimme die Ursache dieser Wahl; denn ob Burkard würde wachen können? ob er Muth hätte? ob er stark genug wäre, im Nothfall einen Dieb festzuhalten? dieß alles kam dabei nicht in Anschlag. Genug, er sang schön.

Der Schulze ging also noch mit zwei Männern in den Pfarrhof, wo sie zuerst dem Herrn Pfarrer sagten, was sie vorhätten, und als er damit zufrieden zu seyn schien, machte der Schulz den Antrag, und sagte: „Hört einmal, Altvater! unser Nachtwächter ist vor einigen Tagen gestorben; wollt Ihr wohl die Stelle übernehmen?“ — Mit unbeschreiblicher Empfindung, die den tiefsten Jammer verrieth, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke antwortete Burkard: „Göttlicher Dulder! ja, ich kann eine Stunde mit Dir wachen!“ —

Mit offenem Munde starrte ihn der Schulze an: „Wie soll ich das verstehen?“ — Freundlich versetzte der Alte: „Daß ich euer Nachtwächter werden, und dieß Amt nach meinen besten Kräften verwalten will.“ — „Nun das freut mich,“ fuhr der Schulze fort; „sogleich soll Spieß und Horn hergebracht werden. Ihr eßt bei den Bauern im Dorfe herum; morgen fangt Ihr bei mir an. Diese Nacht könnt Ihr schlafen, und am nächsten Abend Euer Amt beginnen. In dem Gemeindehaus habt Ihr eine kleine Wohnung. Das Mädchen da kann Euch aufwarten, und nebenbei etwas mit Nähen und Stricken verdienen, denn zu schwerer Arbeit scheint es nicht gemacht zu seyn. Ich habe zwar die Gemeinde noch nicht gefragt; aber wenn ich und der hochwürdige Herr Pfarrer etwas wünschen, so geschieht's.“ Er ergriff hierbei des würdigen Mannes Hand, schüttelte sie, und sagte lächelnd: „Nicht wahr?“ Der Pfarrer antwortete: „Gottlob, daß uns die Gemeinde traut, und trauen kann!“

Der Pfarrer wünschte nichts sehnlicher, als daß der

Schulze und die beiden Bauern sich entfernen möchten. Der arme Greis und seine Tochter waren ihm ein Räthsel, bei dessen Entwickelung ihm etwas Außerordentliches, ja Großes ahnete. Kaum waren also die Bauern fortgegangen, so reichte er dem Vater die eine und der Tochter die andere Hand, und sagte: „Seyd mir willkommen! Diese Nacht sollt ihr bei mir bleiben. Gastfrei zu seyn, sagt das heilige Wort Gottes, vergesset nicht: denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt."

„Lieber Herr Pfarrer," sagte Burkard, „das sind wir nun zwar nicht, aber christliche Leidende; und auch auf die liebreiche Aufnahme dieser hat unser Herr und Meister einen großen Lohn gesetzt. Ich glaube, es gilt von Ihnen, was zu jenem Bischof von Smyrna gesagt wurde: „Ich weiß deine Werke, und deine Trübsale und deine Armuth; du aber bist reich." Ihr Kapital in der himmlischen Bank ist wohl nicht klein?"

Den frommen Pfarrer ergriff dieß wunderbar; er konnte sich nicht enthalten, den Greis zu umarmen und zu küssen. „Wahrlich, ja," sagte er, „ich beherberge Engel."

Konstantine (sanftlächelnd). Die beherbergen Sie auch; denn wir haben bis jetzt ihre schützende Obhut erfahren."

Jetzt konnte der Pfarrer nicht länger an sich halten; er war überzeugt, daß diese Menschen etwas ganz Anderes waren, als sie unter ihrer schlechten Hülle schienen. „Darf ich um euer Geheimniß wissen?" — Burkards Miene wurde ernst. „Darf ich einmal Stillschweigen brechen," entgegnete er, „so sollen Euer Hochwürden der Erste seyn, gegen den ich's thue." — Dabei blieb es für diesen Abend. Man setzte sich zu Tische, und verzehrte unter heitern, erbaulichen Gesprächen eine einfache, ländliche Mahlzeit. —

Die brave Schwester des Pfarrers, die ihm früher die Wirthschaft geführt hatte, seit mehreren Jahren aber schon

krank darnieder lag, beschenkte Konstantinen mit Wäsche und Kleidern; der Pfarrer that eben das bei ihrem Vater, so viel es die Nothdurft erforderte. Mehr konnte der edle Mann nicht, weil er alle Armen seiner Gemeinde als seine Pflegekinder ansah und behandelte.

Burkard trat also abgeredeter Maßen am folgenden Tage das ihm übertragene Amt an. Konstantine nähte und strickte im ärmlichen Nachtwächterstübchen, und des Abends, wenn der Vater seinen ersten Umgang hielt, begleitete ihn die Tochter, und beide sangen durch das Dorf ein schönes geistliches Lied. Den friedlichen Dorfbewohnern gefiel dieß dermaßen, daß sie aus Erkenntlichkeit den guten Nachtwächtersleuten so viel zutrugen, als sie nur immer zur Nothdurft und Bequemlichkeit brauchten. Vater Burkard wurde von Allen geehrt und hochgeachtet, und nichts Wichtiges in der Gemeinde ohne seinen klugen Rath vorgenommen; an die freundliche, holde Konstantine schlossen sich mit voller Zutraulichkeit die Mädchen des Dorfes an, und lernten von ihr, nebst vielen weiblichen Handarbeiten, die himmlische Kunst in Wort und That, Gott lieben, die Unschuld bewahren, und vor Ihm in Demuth wandeln. So wurden Vater und Tochter ein wahrer Segen für die Dorfbewohner.

Ein Vierteljahr war indeß verflossen und der September herangerückt. Burkard und seine Tochter lebten zufrieden, und harrten in stiller Gottergebenheit dem Umschwung ihres Schicksals entgegen. Dieser sollte auch, wiewohl unter schmerzlichen Umständen, erfolgen. Als sie in der Mitte des genannten Monats, bald nach zehn Uhr Abends, ihren ersten Gang durch das Dorf machten, bemerkte Konstantine, daß ihnen ein Mann von ferne nachschlich, und dem Singen zuhörte. Er hatte sich in einen weißen Mantel gehüllt, und den runden Hut tief in die Augen gedrückt. Wenn sie standen und sangen, stand er auch; gingen sie

aber weiter, so folgte er ohne alles Geräusch, bis sie ihn beim Kirchhofe plötzlich aus dem Auge verlor.

Konstantine sagte ihrem Vater nichts davon, um ihn nicht zu beunruhigen; ihr war nicht recht wohl bei der Sache, doch dachte sie, es könne vielleicht ein Reisender seyn, der diese Nacht im Dorfe herberge, und dem ihr Singen gefalle. Sie empfahl sich dem Schutze des Allmächtigen, und stimmte das Lied an: „Was Gott thut, das ist wohl gethan.“

Jetzt gingen sie zwischen zwei Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu singen, — als plötzlich drei Kerle über die Hecke sprangen, zwei vorn und einer hinter ihnen. „Nur keinen Laut!“ schrie ihnen der eine zu, „oder ihr seyd beide auf der Stelle des Todes!“

„Gott! Gott! hilf uns!“ stöhnten die Bedrängten, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwei Bauern kamen in demselben Augenblicke des Weges gegangen; jeder packte seinen Mann an der Kehle, und rief Nachbarshülfe. Schnell wie der Wind flog Konstantine, um diese Hülfe zu beschleunigen. Eben so schnell stürzte der Weißmantel zur Rettung herbei. Als der Dritte dieß bemerkte, zückte er sein Jagdmesser, und mit dem gräßlichen Ausruf: „Fahre zur Hölle, verfluchter Lautenheim!“ stieß er es dem alten Burkard in den Leib, und entfloh. — „Lautenheim? — Heiliger Gott! Mein Vater! — Mein Va — —“ schrie der Herbeigeeilte, warf seinen Mantel von sich, und sank ohnmächtig zum blutenden Alten nieder. Die Bauern sahen und hörten dieß, und im Drange, den Unglücklichen beizustehen, ließen sie die zwei Kerle los.

Da lagen nun die Beiden, wie entseelt. Konstantine kam mit ihrer zu späten Hülfe, und sah den Jammer beim Scheine des Mondes in seiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt, und auch den Mörder des Vaters

(dafür sah sie den Fremdling an). Mit gesenktem Haupte, stumm und schweigend stand sie da, während man sich bemühte, den jungen Mann wieder zu sich zu bringen, und die Wunde des Alten vor dem Verbluten zu schützen.

Matt richtete der Jüngling sein Haupt empor, und mit dem zitternden Tone des tiefsten Jammers nach der Hand des Alten strebend, seufzte er: „O nur noch einmal erwache, nur noch einmal, geliebter Vater, o nur das Segenswort — Sohn Karl — laß mich hören!"

„Karl? ist's möglich? — Karl! — o mein Bruder! mein Karl! so sehen wir uns wieder?" rief Konstantine, und stürzte ihrem Bruder um den Hals, und dann hob sie mit Glaubensstärke seine gefalteten Hände mit den ihrigen zum Himmel. „Vater — Allmächtiger! Dir ist ja Alles möglich! — Er gab mir das Leben — er läßt das seinige für mich; — o nimm dieß große Opfer doch jetzt noch nicht an! — Laß uns nicht als Waisen zurück!" —

Beinahe alle Männer des Dorfes waren inzwischen herbeigeeilt. Auch der würdige Pfarrer kam, um mit den Stärkungen und Tröstungen der heiligen Religion nahe zu seyn den schwer Geprüften, um Rath und Hülfe zu spenden den Unglücklichen.

Langsam wurde der verwundete Alte in's Pfarrhaus getragen, so hatte es der menschenfreundliche Seelsorger angeordnet. Die beiden Kinder hielten das Haupt und die Hände des theuern Vaters. Im Pfarrhause wartete bereits der geschickte Wundarzt des Dorfes. Seinen Bemühungen gelang es bald, den Verwundeten zu sich zu bringen. Der erste Blick des Wiedererwachten fiel auf Konstantinen. „Du bist gerettet, meine Tochter, gerettet aus den Händen des Verführers?" hauchte er mit leiser Stimme. „Gott, wie dank' ich Dir dafür! Das ist meines Lebens werth!"

„So theuer erkauft würde Rettung für mich keinen

Werth haben," sprach Konstantine schmerzlich bewegt. Nun kniete der Engel neben den Vater hin, küßte seine Hand, und fuhr fort: „Ich habe um Euer Leben gebeten, und Ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobei ich nicht die Zuversicht habe, daß Gott es erhören werde. Ich bin überzeugt, Ihr werdet nicht sterben, sondern genesen, es warten ja noch größere, noch süßere Freuden hier auf Euch!" —

Inzwischen hatte der Arzt den Verwundeten untersucht, verbunden, und erklärt, der Stich sey nicht tödtlich; doch empfahl er Ruhe. —

In der fernsten Zimmerecke kniete Karl und betete — wäre, ach! so gern zu den Füßen des Vaters hingestürzt — und durfte nicht, weil die plötzliche Freude des Wiederfindens eines todtgeglaubten Sohnes den Greis hätte tödten können.

Als Alles in Ordnung, und Niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer und Konstantinen (Karl wurde beim blassen Scheine einer Lampe von seinem Vater nicht bemerkt), da begann der alte Burkard: „Hochwürdiger, Herzensfreund! ich kenne Sie als redlich, treu und verschwiegen; deßhalb war ich entschlossen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen ist, und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, so ist auch Verschwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim aus Bolzendorf. Nun, Konstantine, erzähle weiter."

„Sie wissen," fuhr diese fort, „daß der Fürst von Bolzendorf in fremden Diensten starb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes, und besorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er Beides gethan, weiß der ewige Vergelter, und das ist genug; hierher gehört es nicht."

Burkard. Auch so viel mußtest du nicht sagen.

Pfarrer. Was alle Welt weiß? —

Konstantine. Mit inniger Rührung denke ich der schönen, nur zu schnell entflohenen Tage der Kindheit. Ein lieber Bruder stand mir damals zur Seite; — aber seit er nach Hamburg zu einem Onkel, einem dortigen Kaufmann, gereist, haben wir nicht das Mindeste mehr von ihm vernommen...

„Ach guter Gott!“ seufzte der Vater; „wenn er noch lebt, mein theurer Karl, nimm ihn in Deine väterliche Obhut, laß ihn fromm seyn!“

„Gewiß, theurer Vater,“ unterbrach ihn Konstantine, mit einer Freudenthräne heimlich in die Zimmerecke blickend, „gewiß lebt er noch, ist gut, kommt wieder, und erfreut Euer graues Haupt.“

Burkard. O Allgütiger! nur diese Freude noch — gern will ich dann heimwandern.

Kaum konnte sich der gute Sohn vor Freude und Wehmuth zurückhalten.

Konstantine (fortfahrend). Ich war nun der alleinige Gegenstand zärtlichster elterlicher Sorgfalt. Meine Mutter, eine edle, fromme Frau, erzog mich nach den trefflichsten Grundsätzen. In häuslicher Stille und Eingezogenheit wuchs ich heran, und doch wurde ich unglücklicherweise der Gegenstand einer wüthenden Leidenschaft und schändlicher Nachstellungen eines jungen Adeligen...

Burkard. Du entgingst ihnen glücklich; Gott sey dafür gelobt!

Konstantine. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon beim ersten Vorrücken der französischen Heere hatten wir Manches zu dulden; allein die Oesterreicher und Preußen schafften uns nach einigen Monaten wieder freie Luft. Der

Revolutionsgeist hatte in unserm Lande inzwischen tiefer Wurzel geschlagen; mein Vater sah sich genöthigt, ernsthafte, ja strenge Maßregeln dagegen zu brauchen. Dieß erbitterte die Freiheitsschwärmer in einem hohen Grade; sie schwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger war einer der heftigsten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzosen begünstigte ihre Plane nur allzusehr. Die fränkischen trieben die deutschen Streiter unaufhaltsam vor sich her bis an den Rhein, und sogar über diesen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte sich dazu nicht entschließen; er wollte das Schicksal so vieler braven Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in seinem Alter nicht verlassen. Wirklich begegneten auch die Franzosen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend so leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Ursache, unsern Entschluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte sich an das Ruder unseres Landes zu schwingen gewußt; mein Vater war der Gegenstand seiner teuflischen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch List nicht erreichen konnte. Der Leiden und Bedrängnisse war kein Ende. — Was soll ich Sie mit einer umständlichen Geschichte ermüden! Ich will mich kurz fassen: wir kamen um Alles, bis auf den letzten Heller. Nur den Reichthum eines guten Gewissens konnten sie uns nicht rauben; ihn schützte eine höhere Macht.

Endlich setzte mein Verfolger seinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte sich an einigen Orten unseres Landes Gewaltthätigkeiten gegen die französischen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Bösewicht als Urheber der Empörung angegeben; die französische Behörde ließ ihn deßhalb sogleich verhaften, und befahl, ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beide eingezogen, und jedes in ein besonderes, schreckliches Gefängniß geworfen. — Gut, daß

meine theure Mutter diese Tage des Jammers nicht erlebte. Sie war kurz zuvor in Frieden hinübergeschlummert. —

Unaussprechlich litten wir hier in jeder Rücksicht, bis nach drei fürchterlichen Wochen ein paar treue Freunde uns zur Flucht behülflich waren. Wir vertauschten unsre Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über die Grenze. Nun verschafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl gegeben sey, den geheimen Rath Lautenheim und seine Tochter aufzugreifen, wo man sie finde. Dadurch wurde das Schwierige unserer Flucht bedeutend vermehrt. Wir verließen den bisherigen Weg, und gingen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir nicht, denn dieser war dicht mit französischen Posten besetzt.

Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher hörten, in Geschäften eine Reise zum französischen Oberkommissär nach *** gemacht hatte. Ich hatte noch eben Zeit, in's Gebüsch zu schlüpfen; mein Vater war für ihn durch seine Verkleidung unkenntlich geworden. — Unser ausgestandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verschaffen werde, bestimmte meinen Vater, jenen Dienst hier im Dorfe anzunehmen. Aber auch da muß unser Feind uns gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während des Singens angriffen — ich habe ihn ganz bestimmt erkannt. Wir müssen daher fort, schnell fort; und doch —

Pfarrer. Auch dafür soll Rath werden. Ich erwarte jede Stunde den Besuch eines sehr wackern, menschenfreundlichen Mannes, der in *schen Diensten ist, und durch seine genaue Bekanntschaft mit dem in dieser Gegend kommandirenden Divisionsgeneral Ihnen wesentliche Dienste leisten kann und wird. —

In dieser Eigenschaft wurde am andern Morgen der junge Lautenheim seinem Vater vorgestellt, und letzterer nach und nach auf das Wiederfinden seines geliebten Sohnes vorbereitet.

Endlich schlug sie — die selige Stunde des Wiedersehens, der Freudenthränen, der Lobpreisungen Gottes!

„Und wie, mein Karl,“ fragte der glückliche Vater nach den ersten Ergießungen der Freude, „wie bist du uns denn erhalten worden?“

Karl. Zur ruhigen und vollständigen Erzählung seyen spätere Tage bestimmt; jetzt nur die Hauptsache. — Glücklich kam ich damals nach Hamburg. Da ich die Wohnung des Onkels nicht wußte, so war mein Erstes, einen Gasthof aufzusuchen, um dort die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Hier gerieth ich in die Gesellschaft einiger, dem äußern Anscheine nach sehr wackerer Leute, die mich mit aller Menschenfreundlichkeit, als einen unbekannten Fremden, bewillkommten, und sofort bereit waren, mich meinem Onkel, den sie genau zu kennen vorgaben, vorzustellen. — Wir hielten an einem sehr ansehnlichen Gebäude, nahe am Hafen. Einer meiner Begleiter sprang hinein, und kam bald mit der Nachricht zurück, mein Onkel befände sich auf seinem vor unsern Augen schwimmenden, segelfertigen Schiffe, um noch einige Aufträge zu geben; dort nun sollte ich ihn überraschen. Der Vorschlag gefiel mir um so mehr, da ich noch nie ein großes Schiff in der Nähe gesehen hatte. Ich fuhr dahin. Kaum dort angekommen, wurden die Anker gelichtet — ich sah mich schrecklich betrogen. Kein Bitten, keine Vorstellung half. — Bald liefen wir im Hafen von Amsterdam ein, und da Holland eben in den amerikanischen Krieg verwickelt worden, so brachte man mich sogleich auf ein bewaffnetes Fahrzeug, wo ich Matrosendienste thun mußte. Nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten kam ich mit meinem Schiffe

nach Surinam. Hier wurde ich mit einem rechtschaffenen deutschen Pflanzer bekannt, welcher mich für eine beträchtliche Summe loskaufte, und dann zu allerlei Geschäften in seinem Hause gebrauchte. Da ich mich aber immer nach der Heimath sehnte, so erlaubte er mir endlich dahin abzureisen. Um die Kosten der Ueberfahrt zu bestreiten, trat ich bei einem Schiffskapitän in Dienst, der nach Europa segelte. Zum Unglück wurde unser Schiff von einer englischen Fregatte weggenommen, und ich sammt der übrigen Equipage nach Irland in enge Gefangenschaft gebracht. Dieser Zustand war mir unerträglich. Ich entschloß mich deßhalb, auf einem englischen Ostindienfahrer Dienste zu nehmen. Meine Kenntnisse verschafften mir eine kleine Bedienung; ich machte die Reise nach Bengalen mit vielem Vergnügen. Nach zwei Jahren kehrte ich zurück. In London führte mich der gütige Himmel mit einem trefflichen deutschen Prinzen zusammen; dieser fand Geschmack an mir, und nahm mich in seine Dienste. Bald hatte ich mir dessen ganze Freundschaft erworben; ich wurde sein geheimer Sekretär, und machte in dieser Eigenschaft mit ihm eine Reise durch die nordischen Reiche. Gleich darauf starb der Vater des Prinzen; letzterer kam zur Regierung, und ich wurde geheimer Rath. — Wohl hätte ich in jenen Zeiten schreiben können, allein der Gedanke, persönlich zu überraschen, hatte zu viel Reizendes für mich. Gern hätte ich ihn früher ausgeführt; aber der leidige Krieg, und zuletzt die Stellung der französischen Heere, machten es unmöglich. Endlich nahm ich auf einige Wochen Urlaub, und ging über den Rhein, um meinen theuern Vater, meine liebe Schwester aufzusuchen. — Die göttliche Vorsehung führte mich hieher — in eure Arme, geliebter Vater, theure Konstantine!

Gerührt faltete der Greis seine Hände zum Gebet: „Herr, Du bist freundlich, und Deine Güte währet ewiglich! —

Und nun, lieber Karl, damit ich ganz und aus innigster Seele mich deiner freuen möge, verzeihe mir eine Frage: Wie steht es mit deiner Religion? Bist du deinem Glauben treu geblieben?"

„Ja, lieber Vater," entgegnete Karl mit freudestrahlendem Auge, „ich bin dem Bekenntnisse und der heiligen Lehre treu geblieben, welche Sie einst mit so zärtlicher Sorgfalt in meine kindliche Brust pflanzten. Wer Schicksale erfährt, wie ich, — o der fühlt es im innersten Herzen, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in bösen und guten Tagen verlassen können; dem wird der Glaube an Gott, an den Erlöser und Seine heilige Kirche unendlich theuer und über Alles wichtig. — Ich bin dem Bekenntnisse und dem Willen nach im vollkommensten Sinne des Worts ein katholischer Christ, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden."

„Wozu der Ewige, Gnädige dir verhelfen wolle!" endigte der Vater, indem er seinen Sohn segnete. —

Der alte Lautenheim erholte sich in Bälde so weit, daß er mit Sohn und Tochter die Rückreise unternehmen konnte. Hart trennte er sich von seinem treuen Seelenfreunde, dem ehrwürdigen Pfarrer. „Bald, bald sehen wir uns wieder in jenen Gefilden, wo keine Trennung mehr seyn wird. O was wird das für ein Erwachen, für ein Wiedersehen seyn! Dort, barmherziger Samariter, dort erst will ich danken vor Gottes Thron!"

Ehrerbietig hatten Karl und Konstantine die Hände des Pfarrers ergriffen, und waren auf ihre Knie niedergesunken. „Segnen Sie uns, Mann Gottes!" mehr konnten sie vor Schluchzen nicht sagen. Auch der Pfarrer war tief bewegt; mit dem Tone des heißesten Gebetes sprach er: „Der Allmächtige segne euch, fromme Kinder, segne euch

mit Josephs Segen, und lasse euch im vollen Maße den Segen des vierten Gebotes genießen!"

So verließen sie das friedliche Dorf, und trafen nach kurzer Reise am Ort ihrer Bestimmung ein. Durch den bald darauf erfolgten Umschwung der politischen Verhältnisse kam auch in diese Gegend wieder Ruhe und Frieden. In Liebe und süßer Eintracht lebte die Familie Lautenheim nach überstandenen Stürmen die heitersten Tage, deren Glück durch nichts unterbrochen ward — denn der unversöhnliche Feind der Familie, Konstantinens Verfolger, war in einem Treffen geblieben, das er in den Reihen der Franzosen gegen das eigene Vaterland mitgekämpft hatte.

Die Lindenberger Bauern kratzten sich hinter den Ohren, und sagten zu einander: „Nein, solch einen Nachtwächter bekommen wir unser' Lebtage nicht wieder." „Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle!" versetzte der Schulze, und er hatte Recht.

3.

Eine gute Erziehung — der größte Reichthum der Kinder.

Ein Jäger, der bei einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater, Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreien, der ihm auf dem Herzen läge. „Gnädigster Herr!" sprach er, „ich habe viele Kinder, ich ernähre sie redlich von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden; nur der Wunsch ist mir übrig, meine Kinder im Christenthume, im Lesen und Schreiben, und andern nützlichen Kenntnissen

unterrichten lassen zu können. Ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe findet; und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost geben, da ich sie nicht gern aus meiner Aufsicht lasse."

Der edelgesinnte Fürst, der gerne jedem Bedürfnisse seiner Unterthanen abhalf, und dessen schöne Erziehungs-Anstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Kinder-Unterricht angelegen seyn ließ, hörte ihn ruhig an, und erwiederte, er sollte einmal einen Vorschlag machen, wie ihm zu helfen wäre.

„Gnädigster Herr!" antwortete der Jäger, „in der Gegend von N. wohnt ein anderer Jäger, nahe bei einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder; wenn Ew. Fürstl. Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen. Zwar trägt diese 100 Thaler mehr ein, als die meinige, aber diese Summe will ich ihm jährlich herauszahlen; denn es ist mir nicht um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann."

Diese väterliche Sorgfalt für die Bildung seiner Kinder gefiel dem würdigen Bischofe; er genehmigte mit Freuden den Vorschlag, ließ den andern Jäger zu sich kommen, und stellte ihm selbst die Sache vor. Dieser hatte auch ein gutes Herz, und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. „Von Herzen gern," sagte er, „willige ich in diesen Vorschlag, nur soll der Mann mit seinen sieben Kindern die 100 Thaler auch behalten; ich habe keine Kinder, und kann diese Summe leicht entbehren."

Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er

dem Jäger mit den sieben Kindern 100 Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes, dem andern aber legte er 100 Thaler aus seiner Privatkasse zu.

So säete ein Priester im Geiste Jesu aus für den Tag der Garben!

4.

Belohnte kindliche Liebe.

Ein Herr zu Pferde ritt durch ein Dorf. Er sah ein junges Bauernmädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, und Weißzeug wusch. Es zeigte so viel Sittsamkeit in seinem Gesichte, und so viel Anstand im Benehmen, daß er es eine Zeitlang betrachtete. Endlich stieg er ab, trat näher zum Brunnen, und bat um einen Trunk Wasser.

„Gleich, mein Herr!" Es reichte ihm einen Krug voll Wasser, wandte sich von ihm weg, und vollendete schleunig die Wäsche.

Der Herr hielt noch immer den Krug in der Hand, und that, als wenn er sich nicht satt getrunken hätte.

„Ich bitte, daß ich den Krug mit mir nehmen darf. Ich muß eilen; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht geschwind genug bei ihr seyn."

„Sie hat also noch eine Mutter?"

„Ja, mein Herr, ich bin so glücklich; und sie hat auf der ganzen Erde nur mich zur Unterstützung."

„Wo wohnt Sie?"

„Dort unten. Sehen Sie das Haus unter'm Baume?"

„Das ist ja eine Hütte!"

„Eine Hütte? Mein Herr, es ist unsere Wohnung."

„Gut, mein Kind, ich will Sie begleiten, und Ihre

Mutter kennen lernen. Die Mutter muß doch brav seyn, weil sie von ihrer Tochter so herzlich geliebt wird."

„O ja, ich liebe sie. Wenn ich ihr nur recht viel Gutes erweisen könnte!" —

Der Herr führte sein Pferd hinter sich am Zügel nach, und kam mit dem Mädchen zur Wohnung. Schon außer der Hütte hörte er die Seufzer der Mutter. Die Tochter öffnete die Thür. „Mutter," rief sie beim Eintritte, „da ist ein Herr, dem ich einen Trunk Wasser gereicht habe; er will dich sehen."

War der Herr schon beim Anblick der armseligen Hütte gerührt, so wurde er es noch mehr, als er ein altes, krankes Weib auf einem halbvermoderten Strohbette liegen sah. „Armes Weib," sagte er, „ich bedaure Euch!"

„Ach, mein Herr," erwiederte die Kranke, „mein Zustand ist so lange nicht bedauernswerth, als ich meine liebe Tochter habe, die ihn mir mit aller möglichen Sorgfalt zu erleichtern sucht. Sollten Sie's glauben? bald näht, bald spinnt, bald strickt sie für andere Leute, und Tag und Nacht arbeitet sie. Nur ihrer Anstrengung und fleißigen Wartung habe ich mein Leben zu verdanken. Gott wird sie segnen," setzte sie mit Thränen hinzu, „denn er ist ein Gott der Liebe."

„Brave Tochter," sprach der Herr, „bleib' Sie ja immer gut; folge Sie Ihrer Mutter und der Stimme Ihres unschuldigen Herzens. — Nun höre Sie: Mag Sie wohl nach Stockholm kommen? Ich will Sie dort glücklich machen."

„Nach Stockholm? da wohnt ja unser König?"

„Ja, er wohnt dort."

„Nein, Herr, meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden könnte."

„Ich würde," fuhr der Fremde fort, „für Ihre Mutter

schon gesorgt haben. Weil Sie aber durchaus hier bleiben will, so nehme Sie diese Börse!"

„Geld, mein Herr? — Darf ich's nehmen, Mutter?"

„Mit gutem Gewissen," erwiederte der Herr, „mit gutem Gewissen kann Sie es nehmen."

„O dieses Geld ist für meine Mutter!" und die Tochter reichte ihr den Beutel voll Geld.

Die Mutter wollte vom Strohlager aufstehen, und dem Herrn zu Füßen fallen. Er näherte sich aber ihrer Bettstätte, und zwang sie, zu bleiben. „Es ist mir ein Vergnügen," sagte er, „die drückende Lage, in die Ihr ohne Eure Schuld gerathen seyd, zu erleichtern. Ihr habt den gerechtesten Anspruch auf Unterstützung, und ich habe die Macht, Euer Elend zu lindern. — Und du, gutes Mädchen, fahre fort, für deine Mutter zu sorgen. Eine liebevolle Mutter soll Kindern das edelste Kleinod auf Erden seyn. Sie war es, die deiner mit Liebe pflegte, dich mit Liebe unterrichtete, mit Liebe zur Tugend führte, und so lange mit Liebe leitete, bis du wurdest, was du bist. O Mädchen! kein Herz schlägt für ein Kind so zärtlich, als ein Mutterherz." —

Die Mutter hob ihre Hände gen Himmel, und die Tochter stand voll Rührung da. „Wir können aber nichts thun," stotterte das Mädchen endlich, „als daß wir für den Herrn beten!" küßte ihm dann mit Ehrfurcht die Hand, und dankte mit derjenigen Schüchternheit, die dem weiblichen Geschlechte so schön steht.

„Das thut, meine Kinder!" versetzte der Herr. Und mit herzlichem Gruße schied er, schwang sich auf sein Pferd, und ritt weiter. —

Nach einer Viertelstunde verbreitete sich das Gerücht, der König sey durch das Dorf geritten. Mutter und Tochter wurden bei dieser Nachricht unruhig, indeß waren sie noch

zweifelhaft. So viel wußten sie freilich, daß ihr König, Gustav III.,*) öfters ganz allein in einfachem Kleide durch Städte und Dörfer zu reisen, und sich um die Zustände seiner Unterthanen zu erkundigen pflegte.

Sie blieben nicht lange in der Ungewißheit, denn kaum war König Gustav in Stockholm angekommen, so setzte er diesen beiden Personen einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus, der nach dem Tode der Mutter auf die Tochter fallen sollte.

Mit Gott und der Welt zufrieden, lebte die gute Tochter an der Seite ihrer würdigen Mutter, als ein wohlgesitteter, wackerer Bauerssohn sie heirathen wollte. Sie willigte nicht ein. Der König erfuhr es. Er ließ ihr sagen, daß ihm diese Verbindung wohl gefallen würde, und fügte dem Jahrgelde, das er ihr schon zugesichert hatte, eine hinreichende Summe zur Aussteuer bei. So wurde sie Bäuerin. Die neuen Verhältnisse thaten der Ausübung ihr so theuer gewordener Pflichten durchaus keinen Abbruch; im Einverständniß mit ihrem braven Gatten nahm sie die Mutter zu sich, und pflegte sie mit eben der kindlichen Sorgfalt, wie zuvor. Der Segen, der guten Töchtern und Söhnen verheißen ist, ruhte aber auch auf ihr und ihrem Manne, und ihre eigenen Kinder vergalten reichlich die Liebe, die sie einst der Mutter bewiesen hatten.

5.

Die gute Tochter.

In dem hannöverischen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte und dabei ein kleiner Garten

*) Wurde geb. 1746, starb durch Meuchelmord 1792.

war Alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze, unter schwerer Arbeit und Mangel, hatte er das achtzigste Jahr erreicht; seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht sehen, und sie wurde kindisch. — Da raubte ihnen ein unglücklicher Brand in wenigen Augenblicken ihre Hütte, und ihre ganze kleine Habe. Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie in's äußerste Elend versetzt. —

Ihre Tochter Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem andern Ort in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer Eltern mit unsäglichem Schmerz, aber nicht mit jener blos leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet, und sie zur thätigen Tugend erhebt. Der Entschluß, ihren Eltern beizustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele; im innigen Gebet errang sie sich höhere Kraft, und mit christlicher Freudigkeit, die nur auf Gott sieht, schritt sie zur Ausführung.

Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern verlor, eilte ihrer Heimath zu, fand die schon dem Grabe nahen, verlassenen Eltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahgelegenes Haus, und versprach, für sie zu sorgen. Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke, als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher Dienste ward sogleich auf die dringendsten Bedürfnisse ihrer Eltern verwandt. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hülflosen zu ernähren,

die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äußersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Alten stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpfetragen entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wöchentlich einigemal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen.

Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Geschichte, und machten sie bekannt. Das Mädchen ward unter dem Namen der guten Tochter in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die gute Tochter ein, und die Landesregierung unterstützte sie mit rühmlichem Eifer. So gestaltete sich nach und nach das Loos dieser Menschen noch besser, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbaut, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen.

O, es war ein rührender Anblick, wie die armen Alten über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten, und mit schwacher, stammelnder Zunge Gott dafür priesen! Auch dem Werkzeuge dieses Glückes, der edelmüthigen Tochter, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt. Sie, die einzig und allein nicht sich, sondern ihren Eltern lebte, wollte aber keine Versorgung haben, so lange diese, ihrer Hülfe bedürftig, noch lebten.

Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die guten Alten an der Ruhr,

welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und ihre eigene Gefahr vergessend, pflegte die Edle ihre sterbenden Eltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem einen, wie dem andern, die Augen zu.

Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn; denn am nämlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllt, und die Leichen ihrer verstorbenen Eltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nämliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente.

6.

Achtung und Ehrerbietung gegen die Eltern.

Ehre deinen Vater und deine Mutter, so lautet jenes Hauptgebot, das mit der Verheißung verbunden ist: damit es dir wohlgehe, und du lange lebest auf Erden. Ephes. 6. 2, 3.

Alphons der Neunte, König von Leon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, zeichnete sich besonders durch seine kindliche Liebe aus.

Sein Vater, Ferdinand II., erreichte ein sehr hohes Alter, hatte aber auch mit verschiedenen Schwachheiten, die diesem Alter gewöhnlich ankleben, zu kämpfen. Alphons betrug sich gegen ihn ganz so, wie es einem redlich gesinnten Sohne gebührt. Immer war er um ihn, und er verließ ihn nur dann, wenn die Besorgung der Staatsangelegenheiten, die sein Vater ihm übertragen hatte, es forderte. Um seinen Sohn nicht zu betrüben, verbarg Ferdinand immer einen Theil der Uebel und Schmerzen, die er dulden mußte, vor

ihm. Verminderte sich jedoch die Heftigkeit derselben ein wenig, so ließ er sich in die Gärten des Palastes tragen, und sagte dann zu Alphons, seine Kräfte kämen wieder; es stehe mit seiner Gesundheit besser, als es scheine.

Einst erfuhr er, daß Alphons von einem Siege über die Mauren zurückkomme, und sich schon der Hauptstadt nähere. Sogleich befahl der ehrwürdige Greis, man solle ihn in eine Sänfte setzen, und ihn seinem Sohne entgegen tragen. Er wollte nämlich demselben nicht nur seine Freude über den erfochtenen Sieg bezeigen, sondern ihm auch den frohen Anblick verschaffen, daß sein Vater einer solchen Gesundheit genieße, als es sein Alter nur immer erlaube.

Sobald Alphons ihn erblickte, stieg er vom Pferde, eilte voll Entzücken ihm entgegen, und folgte der Sänfte zu Fuß. Vergebens suchte der Vater ihn zu bereden, daß er sich wieder auf sein Pferd setze; vergebens stellte er ihm vor, es sey nicht schicklich, daß, während sein ganzes Gefolge zu Pferd sitze, er allein zu Fuß gehe. „Die sind nicht Ihre Söhne,“ antwortete Alphons, und ließ sich nicht abweisen. Als sie vor dem Palaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn auf sein Zimmer. „Mein Vater,“ sagte er, „Sie wissen wohl, wie groß Ihre Liebe zu mir ist; aber wie weit die meinige zu Ihnen geht, das wissen Sie nicht. Sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuß begleite; ich beneidete sogar Ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, welchen sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, sie still stehen zu heißen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen.“ — Ferdinand konnte nur durch Thränen antworten. —

Nicht lange genoß Alphons noch das Vergnügen, seinen lieben Vater zu besitzen, denn er starb bald nachher, im Jahr Christi 1190. Er ließ ihm ein prächtiges Leichen-

begängniß halten, und folgte selbst der Bahre in Trauerkleidern, mit fliegenden Haaren, mit gebeugtem Haupte und betrübtem Herzen.

Der Segen des Vaters ruhte auf ihm und seinem Lande; und eine lange, glückliche Regierung war hier schon der Lohn seiner kindlichen Liebe.

7.

Kindliche Ehrfurcht.

(Ein Seitenstück zur vorigen Geschichte.)

Cajus Marcius Coriolanus (er lebte ungefähr 500 Jahre vor der Geburt Christi), ein vornehmer Römer, machte sich durch Stolz und Härte bei seinen ärmern Mitbürgern dermaßen verhaßt, daß er durch ein Volksgericht auf immer aus Rom verbannt wurde. Er begab sich darauf zu den Volskern, einem Volke im alten Italien, mit dem festen Vorsatze, sich an seinen Landsleuten, die ihn verstoßen hatten, empfindlich zu rächen. Die Volsker nahmen ihn nicht nur gütig, sondern auch mit aller Achtung und allem Vertrauen auf. Dieß benützte er, um sie zu einem neuen Kriege mit den Römern, gegen welche sie bisher nichts hatten ausrichten können, zu bewegen. Sie ließen sich dazu bereden, und unter seiner Anführung waren sie überall siegreich.

Nachdem er eine Stadt nach der andern erobert hatte, ging er endlich auf Rom selbst los, und belagerte es. Furcht und Schrecken ergriff das Volk, es wollte nicht fechten, und brachte den Senat dahin, an Coriolan eine Gesandtschaft zu schicken, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Allein sie wurde sehr schnöde abgefertigt. Die Priester, die sich

nun in ihren feierlichen Kleidern zu ihm begaben, richteten eben so wenig aus. — Da machten sich Veturia, die Mutter Coriolans, und seine Gemahlin Volumnia mit ihren zwei noch kleinen Söhnen, begleitet von vielen römischen Frauen, auf, und wollten versuchen, was sie über ihn vermöchten. Sobald sie sich dem Lager näherten, ward es Coriolan angezeigt; allein er, auf den weder das Ansehen der im Namen eines ganzen Volkes erschienenen Gesandten, noch die heilige Würde der Priester den geringsten Eindruck gemacht hatte, war fest entschlossen, auch bei den Bitten der Weiber unerbittlich zu bleiben.

Seine Härte wurde aber besiegt. — Kaum hatte er unter den Frauen seine alte Mutter Veturia erblickt, als er von seinem Sitze aufstand, und auf sie zueilte.

„Sage mir," redete diese ihn an, „bin ich zu einem Feinde, oder zu meinem Sohne gekommen? — Mußte ich so lange leben, um dich erst aus Rom verwiesen, und dann als dessen Feind wieder zu sehen? — Wäre ich nicht Mutter geworden, so würde Rom jetzt nicht belagert. Hätte ich nicht einen Sohn, so könnte ich frei unter einem freien Volke sterben. — Ich bitte dich nicht, zum Schaden eines Volkes, das dich so großmüthig aufgenommen hat, Rom zu retten, sondern nur die Streitigkeiten zwischen ihm und deinem Vaterlande auf eine minder harte und schmerzliche Art beizulegen."

Und hiermit fiel sie vor ihm auf die Knie. — „Mutter," sprach Coriolan, „was thust du gegen mich? — Du allein hast mich überwunden!" Er hob sie auf, umarmte sie auf das zärtlichste, und zog sich mit seinem Heere zurück.

So ward Rom durch die kindliche Liebe gerettet.

8.

Hochachtung gegen die Eltern.

Der preußische Rittmeister Kurzhagen, vom Ziethen'schen Leibhusaren-Regimente, war der Sohn eines an der mecklenburgischen Grenze ansässigen armen Landmannes, und hatte sich blos durch persönliche Verdienste emporgeschwungen. Bei seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Kriege zog er als Befehlshaber einer Schwadron in das Standquartier wieder ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gelegen war.

Seine Eltern, dürftig gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte. Kaum ward er ihrer ansichtig, als er sogleich vom Pferde stieg, seinem Lieutenant die Schwadron übergab, und sie öffentlich umarmte. Er behielt sie nachher lebenslang bei sich, und ließ sie stets an seinem Tische sitzen, wenn auch vornehmer Besuch da war.

Kleine Geister fingen dieß auf, und murrten zum Theil so laut darüber, daß es zu den Ohren des Regimentsinhabers kam. Und was that der brave General Ziethen? — Was jeder große und würdige Mann an seiner Stelle gethan haben würde. Er besuchte den Rittmeister, sagte ihm, daß er alle Offiziere der Garnison zu sich einladen solle, und fragte den guten Kurzhagen an der Tafel: „Wo sind Ihre braven Eltern? — Lassen Sie sie gleich herkommen, und meinetwillen ja nicht von der Tafel wegbleiben." Er ging sogar hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater mehrmals traulich die Hand, und stand dann mit den Worten, das Glas in der Hand, auf: „Wohlan, meine Herren! auf das Wohl dieser würdigen Eltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!"

Bei einer andern Gelegenheit war Kurzhagen, als Ritter des Verdienstordens, zur königlichen Tafel eingeladen.

„Von was für einem Hause stammt Er ab?" fragte ihn Friedrich II., vermuthlich, um seine Gesinnungen zu prüfen. — „Von gar keinem, Ew. Majestät," erwiederte der Rittmeister; „schlichte Landleute sind meine Eltern, und ich möchte sie mit keinen andern in der Welt vertauschen." — „Brav und edel gedacht!" rief Friedrich aus, und drückte dem guten Sohne gerührt die Hand.

Wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Eltern und Verwandten zu schämen! Er ist kein edler Mann, und wenn ihn das Glück auch noch so hoch emporgehoben hätte.

9.

Frommes Andenken an Eltern.

Der Rosenstock.

Ein Kaufmann mußte Geschäfte halber über das Meer in ein weit entlegenes Land reisen. Er kaufte zuvor einen Rosenstock, rief Söhne und Töchter zusammen, und pflanzte solchen mit ihnen in seinen Garten. „So oft ihr," sagte er, „diesen Rosenstock ansehet, erinnert euch eures Vaters. Ehe der Stock zweimal Rosen trägt, werde ich, wenn es Gottes Wille ist, wieder zu Hause seyn."

Er reisete fort. Wie oft betrachteten die Kinder den Rosenstock! Schon im ersten Sommer blühete er. Das war eine Freude! Und der Wohlgeruch — o, er übertraf den Wohlgeruch aller Rosen, die je ihnen vorgekommen waren!

Indessen erhob sich auf dem Meere ein heftiger Sturm, schleuderte das Schiff an einen Felsen, und der Vater und alle Leute, die mit ihm waren, wurden in das Meer gestürzt, und büßten ihr Leben ein.

Als die Kinder des Vaters Tod vernahmen, jammerten

sie sehr, und rangen voll heißen Schmerzes die Hände, und konnten sich lange nicht trösten.

Und es kam die Zeit, daß der Stock wieder Rosen trug. Da versammelten sich die Verlassenen, gingen in den Garten, standen um den Rosenstock her, dachten der Liebe des seligen Vaters, seiner Lehren und Ermahnungen, und weinten so herzlich, wie sie bei der Nachricht von des Vaters Tode geweint hatten.

Der Nachbar hörte diesen Jammer, ging zu den Waisen in den Garten, und sagte: „Gute Kinder! der Rosenstock wird euch zum Schmerze; ich will ihn ausgraben, und in meinen Garten pflanzen, daß euch sein Anblick nicht mehr betrübe."

Da sprachen die Kinder: „Laßt, lieber Nachbar, laßt uns den Rosenstock! Presset sein Anblick auch Thränen aus unsern Augen, so sind es ja Thränen der kindlichen Liebe, die Gott einst trocknen wird. Laßt, Nachbar, ach laßt uns den Rosenstock!"

Und sie thaten das Gelübde, stets gut und fromm zu bleiben, und reichten sich zur Bekräftigung die Hände über dem Rosenstocke des Vaters; dann umarmten sie sich, und gingen ernst und schweigend zurück in die einsame Wohnung.

10.

Geschwisterliebe.

Karl und Wilhelm waren Söhne eines Schneiders, der in einem Städtchen wohnte, das nicht weit von Leipzig entfernt ist. Sie zeichneten sich durch hübschen Körperbau, aber noch mehr durch Verstand und Tugend aus. Ihre Mutter starb, als sie noch kleine Kinder waren; dem Vater

blieb somit die Erziehung der Söhne allein überlassen. Da er seiner Zeit viel und weit herumgekommen war, hatte er so manche Erfahrungen gemacht, und seine Urtheile über Welt und Menschen waren daher immer so ziemlich durchdacht, und meistentheils auch richtig. So konnte es nicht fehlen, daß seine Söhne eine gute und vernünftige Erziehung erhielten. Bei seiner rastlosen Arbeitsamkeit hatte er sich einiges Vermögen erspart, und beschloß, der Wißbegierde seines ältern Sohnes, Wilhelm, dadurch zu entsprechen, daß er ihn studiren lassen wollte. Karl sollte mit der Zeit das väterliche Hauswesen übernehmen, und die Profession fortsetzen.

Als sich Wilhelm die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, bezog er die hohe Schule in Leipzig. Sein Fleiß war unermüdet, und seine sittliche Aufführung ohne Tadel. Seine guten Grundsätze hatten einen hohen Grad von Festigkeit erhalten, und es ließ sich voraussehen, daß er vom Wege der Tugend, auf dem er wandelte, nicht leicht mehr abweichen würde.

Sein Fortgang in den Wissenschaften war vortrefflich, und er kehrte nach vollendeten Studien mit den besten Zeugnissen zurück.

Nach einigen Tagen kam ein Kaufmann in des Vaters Werkstätte, bestellte ein Stück Arbeit, gab ihm die Hälfte Arbeitslohn voraus auf die Hand, und bedung, daß die Arbeit binnen acht Tagen fertig seyn müßte, weil er sich nicht länger an diesem Orte aufhalten könnte. Während dieser Unterredung saß Wilhelm an einem Nebentischchen, hatte Bücher vor sich, und studirte. Sogleich erkundigte sich der Kaufmann, wer dieser junge Mensch sey, der dort so fleißig lese. „Es ist mein Sohn,“ sagte der Vater, „der vor ein paar Wochen von der hohen Schule zurückgekommen ist, und bis zu einer bessern Versorgung eine Hofmeister-

stelle zu erhalten wünscht." „Gerade zur rechten Zeit!" erwiederte der Kaufmann freudig; „ich kann Euch ein Freundesstück erweisen. Ein Gutsbesitzer im Hildesheimischen hat mich dringend gebeten, daß ich in Leipzig um einen tauglichen Hofmeister mich umsehen möchte. Hätte Euer Sohn Lust, diese Stelle anzunehmen, ich wollte den Augenblick an meinen Freund schreiben; ich glaube, daß Euer Sohn der Mann ist, mit dem ich Ehre einlegen werde." —

Ach! nicht Alles ist Freundschaft, was unter diesem schönen Namen erscheint. Oft wird man von Solchen, die sich unsere Freunde nennen, bitter getäuscht. Man muß die Menschen, ehe man ihnen sein Vertrauen schenkt, in den verschiedenen Lagen des Lebens beobachtet und sorgfältig geprüft haben, sonst entgeht man der schmerzlichen Erfahrung nicht leicht, sich von ihnen betrogen zu sehen. —

Der Antrag ward mit Vergnügen angenommen, und der ehrliche Schneider, der so wenig als Wilhelm Arges dachte, versicherte den fremden Herrn zum Voraus seiner größten Dankbarkeit.

Einige Tage nachher fand sich der Kaufmann wieder im Hause des Schneiders ein, wies eine günstige Antwort des Gutsbesitzers, übergab Wilhelm im Namen desselben fünf Louisd'or Reisegeld, und drang nun auf schleunige Abreise, versprechend, ihn bis an Ort und Stelle zu begleiten.

Nach wiederholten warmen Danksagungen und Freundschaftsversicherungen nahmen Vater, Kaufmann und die Brüder Abschied, und Wilhelm reisete guten Muthes mit seinem Beförderer fort.

Aber wer vermag Wilhelms Bestürzung zu schildern! Kaum war er über die sächsische Grenze gekommen, so wurde er in Magdeburg der Hauptwache überliefert. Offiziere und Soldaten drängten sich um ihn herum, und betrachteten ihn mit Vergnügen. Bald wurde er mit andern

Rekruten nach Berlin geführt, und mit dem Beisatze, daß er fünf Louisd'or Handgeld genommen habe, als Soldat einem Regimente einverleibt. Wilhelm mochte sagen, was er wollte, es half nichts. Er mußte dem Verhängnisse nachgeben. Sein Reisegefährte verschwand von der Stunde an, in der er ihn der Hauptwache übergeben hatte, und Wilhelm konnte in seinem ganzen Leben nicht erfahren, wer er gewesen.

Dieser Schlag wirkte erschütternd auf sein Herz. Keinen Freund, nicht einmal einen Bekannten hatte er in dem neuen Aufenthaltsorte, bei dem er Zuflucht suchen konnte. Es bedurfte einer geraumen Zeit, bis er über das unglückliche Loos, das ihn getroffen hatte, sich zu trösten vermochte. Endlich trugen Vernunft und Gottvertrauen über seinen Kleinmuth den Sieg davon. „Du bist gesund," sagte er zu sich selbst, „und fühlst Kraft in den Gliedern, und du kannst der Welt als Soldat so gut, als in einem andern Stande nützen. Zwar bist du jetzt nicht glücklich, aber an das Unglück grenzt ja oft das Glück. Gott, der Allgütige und Allweise, wird Alles zum Besten lenken. Unterwirf dich ohne Murren der göttlichen Fügung; und wenn auch die Probe, die deinem Gehorsam auferlegt, hart ist, so sollst du sie doch mit Geduld und Muth aushalten."

Und Wilhelm wurde wieder heiter, und sein Herzeleid verwandelte sich in stille Seelenruhe.

Der Vater hoffte indeß mit Sehnsucht auf einen Brief von seinem geliebten Sohne; aber Wilhelm schrieb lange nicht, weil er das zärtliche Vaterherz nicht betrüben wollte.

Nach einigen Monaten erkundigte sich der Vater um den Baron, bei dem sein Sohn Hofmeister hätte seyn sollen, aber umsonst: denn weder das Rittergut, noch der Name des Barons konnte aufgefunden werden. Nun brach ihm das Herz. Er grämte sich über das ungewisse Schicksal

Wilhelms auf's äußerste, und Karl, der seinen Bruder von jeher so innig geliebt hatte, weinte heiße Thränen.

Als sie an einem Abende traurig beisammen saßen, meldete sich unvermuthet ein Handwerksbursche, der vom Orte herkam, an dem Wilhelms Regiment lag, und brachte einen Brief von ihm. Schnell wurde der Brief erbrochen, und Karl las laut:

„Lieber Vater!

„Der Kaufmann hat uns Arglose schändlich hinter„gangen. Alle seine Vorspiegelungen, alle seine Freund„schaftsbetheurungen waren Lug und Trug. Er war ein „Seelenverkäufer. — Ich bin jetzt Soldat, und bin es, „weil ich es seyn muß. Kränket Euch nur nicht zu sehr, „lieber Vater! Gott blickt auf mich mit Erbarmen. Meine „Vorgesetzten sind mit mir, und ich bin mit ihnen zufrieden. „Vielleicht finde ich einmal Zutritt zum König, und dann „könnte sich das Schicksal günstig wenden. Indessen studire „ich fleißig, so oft mir mein Dienst Zeit übrig läßt, um in „dem mich immer weiter auszubilden, wozu ich auf der „hohen Schule mich vorbereitet habe. Zwar wird später, „als ich glaubte, mir die Freude werden, meine Kenntnisse „praktisch anzuwenden; aber ich werde meinem Vorsatze ge„treu bleiben, und sobald meine Dienstjahre geendigt sind, „zeigen, daß der Vater sein Schweißgeld auf keinen unwür„digen Sohn verwendet hat.

„Meinen Herzensgruß an den lieben Karl. Ich em„pfehle mich der väterlichen Liebe, und bin

Euer gehorsamer

Wilhelm."

„Gut," sagte Karl, als er den Brief gelesen hatte; „meinem Bruder kann leicht geholfen werden. Morgen reise ich nach Berlin, melde mich beim Regimente, und bitte, daß ich ihn ablösen und an seine Stelle treten dürfe. Ich bin

beinahe so groß, als er, und den halben Zoll, der mir etwa fehlt, werde ich wohl noch wachsen. Ich will den Dienst bald lernen, und mit meiner Aufführung werden die Herren Offiziere gewiß zufrieden seyn. Der Bissen wird freilich manchmal schmal werden; aber ich habe entbehren gelernt, was Hunderten unentbehrlich scheint."

„Ein wunderlicher Einfall!" erwiederte der Vater, und machte mancherlei Einwendungen. „Aber," antwortete Karl, „hat Wilhelm nicht schon viel Geld gekostet? Sogar unsere Grundstücke haben wir verkauft, damit er seine Studien vollenden konnte; und nun soll er Soldat seyn? er, der das Geld so gut verwendet und sich so wohl aufgeführt hat, daß wir Ehre und Freude an ihm hatten, und einst Trost und Unterstützung von ihm hoffen konnten? — An meinem Bruder ist also viel, und an mir wenig gelegen. Wenn ich einige Jahre als Soldat ehrlich gedient habe, so habe ich nichts versäumt, und werde die Nadel wieder zur Hand nehmen."

Der Vater, innig gerührt von solch' edler Gesinnung, drückte den geliebten Sohn schweigend an sein Herz. „Ja," sprach er endlich, „du sollst reisen, und Gott der Allgütige wird einst dir vergelten für deine Aufopferung." —

Mit beflügelter Eile machte sich Karl auf den Weg, denn er wünschte nichts sehnlicher, als nur recht bald seinen Bruder zu sehen. Kaum war er zu Berlin, so fragte er nach der Hauptwache; und gerade da traf er seinen Bruder.

„Wilhelm," rief er, als er ihn unter den übrigen Soldaten erblickte, „mein lieber Bruder Wilhelm!" und in dem Augenblicke streckte er seine beiden Arme aus, und hing ihm am Halse.

„Du bist es, lieber Karl?" antwortete Wilhelm. „Ja, deine Stimme ist's. O sey willkommen, theurer Bruder!"

Die Herzlichkeit, mit der sich die zwei Brüder umarmten, rührte nicht nur den Offizier, der in der Wachtstube war,

sondern alle Soldaten, die umherstanden. „Sey mir gegrüßt, tausendmal gegrüßt!“ fuhr Karl fort; „der Vater und ich haben so oft mit Liebe und Wehmuth an dich gedacht, und nun will ich anstatt deiner Soldat werden, wenn du so glücklich bist, deinen Abschied zu erhalten.“

„Das sollst du nicht, theurer Bruder,“ versetzte Wilhelm, „das sollst du nicht!“ und drückte ihn wehmüthig an sein Herz. „Der Mensch kann in jedem Stande gut und edel seyn. Ich werde Soldat bleiben, bis es Gott gefällt, mein Schicksal zu ändern.“ Aber Karl wiederholte seinen Antrag mit solcher Innigkeit, und unterstützte ihn mit so vielen triftigen Gründen, daß Wilhelm nicht länger widerstehen konnte. Er sagte zu. Karl wurde ohne Schwierigkeit angenommen, und Wilhelm erhielt seinen Abschied.

Unter einem Strome von Thränen wand sich letzterer aus den Armen Karls, und trat die Rückreise nach der Heimath an. Noch in der Ferne streckte er seine Arme gegen den Bruder hin, und rief schluchzend: „Gott lohne dir deine Liebe!“

So sparsam Wilhelm zehrte, so reichte doch seine baare Münze nicht zu, die Reisekosten bis zum väterlichen Hause zu bestreiten. Er hatte sein Letztes ausgegeben, und war noch mehrere Tagereisen vom Ziele entfernt.

Mit starken Schritten rückte schon der Abend heran, und Wilhelm wußte nicht, wo ein Unterkommen finden mit seinen leeren Taschen. Ach, es fiel seinem Zartgefühl so unendlich schwer, zu — betteln! Traurig hatte er sich, um etwas zu ruhen, auf eine Rasenbank gesetzt, die, einem schönen Schlosse gegenüber, am Wege stand. Er war in tiefes Hinbrüten versunken, und hatte Alles ringsumher vergessen. Da stand plötzlich ein ehrwürdiger Greis mit weißem Silberhaar vor ihm. „Warum so traurig, mein Freund? warum den Blick so trübe an den Boden geheftet?

— Auf zur Höhe blicke, dort wohnt Der, der jeglichen Kummer wenden kann."

„Ihr habt Recht," antwortete Wilhelm, der sich unterdeß gefaßt hatte, und mit ehrerbietigem Gruß aufgestanden war. „Es war Unrecht von mir, kleinmüthigen Gedanken mich hinzugeben. Gott, der bisher so väterlich für mich gesorgt, wird mich auch ferner nicht verlassen."

Der herzlichen Theilnahme des Greises konnte Wilhelm nicht widerstehen, und bald wußte jener seine drückende Lage. „O wenn es nichts Anderes ist," erwiederte er freundlich, „dann ist schnell geholfen. Ich bin der Geheimerath G., und wohne in jenem Schlosse. Kommt mit mir, junger Freund, und seyd für heute mein Gast. Das Weitere wird sich finden."

Mit bewegtem Herzen und innigen Dankes voll folgte Wilhelm dem menschenfreundlichen Greise in's Schloß. Bald geriethen sie tiefer in's Gespräch, und der Geheimerath, den schon im ersten Augenblick das fromme, bescheidene Wesen Wilhelms eingenommen hatte, erkannte mit Staunen und hoher Freude, welch' edles Gemüth und welchen seltnen Schatz von Kenntnissen sein Gast besaß. Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß Wilhelm eingeladen wurde, einige Tage hier zu bleiben, und sich von seiner Reise zu erholen.

Mit Freuden blieb dieser, und der Geheimerath hatte ihn während dieser Zeit so lieb gewonnen, und so großes Vertrauen zu ihm gefaßt, daß er ihm zuletzt den Antrag stellte, als Hauslehrer seiner Kinder ganz bei ihm zu bleiben.

Niemand war jetzt glücklicher, als Wilhelm. Sein heißester, längst gehegter Wunsch war ja erfüllt — so plötzlich und auf so wunderbare Art erfüllt. Mit heißen Thränen dankte er Gott im stillen Kämmerlein, dann aber setzte er sich hin, und schrieb folgenden Brief an seinen Vater:

„Theuerster Vater!

„Ich habe Euch heute viel zu schreiben, aber nur Gutes — „nur Preis und Dank der ewigen Vorsehung.

„Wie es in Berlin gegangen, wird Euch Bruder Karl „schon geschrieben haben. — Mit blutendem Herzen riß ich „mich von ihm los, — ich fühlte die Größe seines Opfers, „und nur die Hoffnung, uns allen im freien Stande mehr „nützen zu können, konnte mich bewegen, es anzunehmen.

„Schweren Herzens wanderte ich meine Straße. Der „Abschied von dem geliebten Bruder zitterte lange in dem„selben nach, und ließ an nichts mich Freude finden. — Ein „neuer herber Kummer gesellte sich dazu: die kleine Summe, „welche mir zu ersparen möglich gewesen, war zu Ende, „und weit noch die Heimath. Und es wurde mir recht be„klommen um's Herz, und fast wollte ich hadern mit mei„nem Schicksal. — O ich Kleingläubiger! Tief beschämt „erkenne ich's: was ich für mein größtes Unglück hielt, war „in der Hand des Allmächtigen das Werkzeug zu nie ge„ahnetem Glücke. Durch meine Bedrängniß habe ich einen „edlen Menschenfreund, den Geheimenrath G., gefunden — „und bei ihm Obdach und Brod, eine neue Heimath und „einen lieben, längst gewünschten Wirkungskreis. Unter den „ehrenvollsten Bedingungen hat er mich zum Hofmeister sei„ner Kinder berufen. Möge es mir gelingen, seinen Er„wartungen zu entsprechen, und so den Zoll inniger Dank„barkeit wenigstens einigermaßen an ihn abzutragen!

„Und nun lebet recht wohl, geliebter Vater! Betet für „mich, daß er mir mein Vorhaben gelingen lasse!

„Mit kindlicher Liebe und Ehrerbietung

Euer gehorsamer Sohn

Wilhelm."

Nur einen Wunsch hatte Wilhelm jetzt noch: seinen Bruder wieder frei und dem alterschwachen Vater zur Hülfe zurückgegeben zu sehen. Und auch diesen Wunsch hörte der Allgütige. Einige Wochen mochten in den neuen Verhältnissen verflossen seyn, als der Kriegsrath F. seinen Freund, den Geheimenrath, auf dem Gute besuchte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er Wilhelms Schicksal und die Zärtlichkeit Karls. Er nahm innigst Theil an der Erzählung, und gern wäre sein gutes Herz beigesprungen. „Wer aber selbst nicht helfen kann," dachte er, „soll seinen Mitmenschen auffordern, daß er helfe." Er beurlaubte sich nach einer Woche von seinem Freunde, und fuhr nach Berlin. Dort bewarb er sich bei verschiedenen Großen um Karls Loslassung; doch wollte lange kein günstiger Erfolg seine Schritte krönen. Aber er verlor den Muth nicht. „So lange ich nicht versichert bin," sagte er, „Alles gethan zu haben, was ich für das Wohl meines Mitmenschen thun konnte, so lange werde ich nicht ruhen." Endlich wollte man Karl entlassen, wenn zwei wohlgewachsene Ausländer für ihn gestellt, und im Falle, daß einer entlaufen sollte, hundert Reichsthaler zum Unterpfande hinterlegt würden. Der edeldenkende Kriegsrath nahm diese harten Bedingungen mit Freuden an. Er brachte durch gute Freunde zwei Rekruten auf, erlegte die verlangten hundert Reichsthaler aus eigenen Mitteln, und führte alsdann Karl in die Arme seines Bruders. Der Auftritt, der im Schlosse des Geheimenrathes zwischen den beiden Brüdern nun erfolgte, kann nur empfunden werden — uns ist unmöglich ihn mit Worten zu schildern.

Noch mehr: der menschenfreundliche Kriegsrath setzte die zwei Brüder in seinen Wagen, führte sie dem alten Vater zu, und empfing in dem rührenden Anblicke wechselseitiger Umarmungen dieser guten Familie den süßen Lohn seines Edelmuthes.

Beide Brüder sind nun wohl versorgt. Wilhelm ist Lehrer an der Schule zu S., besitzt die Liebe der ganzen Stadt, und segnet jetzt mit gerührter Seele die Tage, die sein Leben so sehr einst verbitterten.

11.

Hochachtung und Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher.

Ein junger Savoyarde hatte es durch sein rechtschaffenes und verständiges Betragen so weit gebracht, daß er als Schließer eines Gefängnisses in Paris angestellt wurde, und er bewies hiebei auch so viel Menschenliebe, daß er sich nie harte Drohungen oder gar Beleidigungen gegen die Gefangenen erlaubte.

Einst erfuhr er, daß derjenige, der ihn bei seinem ersten Ausfluge aus der Heimath in Paris aufgenommen, ihn unterrichtet, und für alle seine Bedürfnisse auf das väterlichste gesorgt hatte, daß der Pflegevater aller seiner Landsleute, der menschenfreundliche Salignac de la Motte Fenelon, auf der Liste der Gefangenen stehe, welche aus dem Kerker zum Blutgerüst geführt werden sollten. Eiligst sucht er ihn jetzt auf, stürzt sich in die Arme dieses seines Wohlthäters, herzt ihn, und weint die heißesten Thränen. Und als man den ehrwürdigen Greis wegführen wollte, nannte er ihn seinen Vater, hielt den Arm der Soldaten, die ihn wegführen wollten, zurück, und wollte ihn nicht von der Stelle lassen.

„Tröste dich, mein lieber Joseph," sagte Fenelon zu ihm; „der Tod ist kein Uebel für den, der Gott liebte, und durch Jesum selig zu werden hofft. Deine Theilnahme

ist in diesem Augenblicke ein süßes Labsal für mein Herz. Lebe wohl, lieber Freund, und erinnere dich von Zeit zu Zeit meiner!"

„Ach, niemals werde ich Ihrer vergessen!" rief der dankbare Savoyarde, und vergoß einen Strom von Thränen. — Nur mit dem bittersten Schmerze und der größten Ueberwindung konnte er sich aus den Armen desjenigen, den er seinen Vater nannte, losreißen.

12.

Wahre Gottesfurcht, thätiges Christenthum.

Der Emigrant.

Mit wunden Füßen, zerrissenen Schuhen und Strümpfen stieg Grignon den steilen Abhang des hohen Bärenwaldes herab; jeden Augenblick sank er in die Knie, seine Schenkel wankten und wollten ihn nicht mehr tragen, und in seiner Tasche war nichts mehr, als ein großer Thaler, der ihn nur noch wenige Tage vor dem Betteln schützen konnte. Hinter ihm senkte sich die Sonne in's Hochgewäld nieder; vor sich überschaute er ein lachendes Gefilde voller Städte und Dörfer, zwischen denen der Rhein wie ein breites, nachlässig hingeworfenes Silberband hervorschimmerte. Die vielen allenthalben rauchenden Kamine, und die im üppigsten Flor stehenden Gärten, Weinberge, Aecker und Wiesen verkündigten ihm eine paradiesische, glückliche Landschaft; und über ihm glänzte der Abendhimmel lasurblau, an welchem sich noch in der Ferne das vorübergegangene Gewitter zeigte, das, mit dem Bogen des Bundes bekränzt, Gnade und Segen verkündigte. Ihn umwehte eine kühle, erquickende Luft, die nach einem schwülen Tage sein ganzes Wesen

stärkte. Er setzte sich am Fuße einer Weißbuche nieder. Die milde Natur um ihn her stimmte seine unter den Thränenpunkt herabgesunkene Trauer so weit wieder hinauf, daß er weinen konnte; und es flossen seine Thränen auf das dunkelgrüne Moos zwischen seinen Knien, sein Herz öffnete sich, und brünstige Seufzer stiegen mit heißem Sehnen zu den Sternen empor. Kaum konnte er wieder aufstehen, denn er war bisher durch unwegsame Gegenden Tag und Nacht gelaufen, um nicht ergriffen und guillotinirt zu werden; er war also unbeschreiblich müde, nun zwar nahe an die Grenze Frankreichs gekommen, aber in einem Landstriche, dessen Sprache er nicht kannte, dessen Bewohner man ihm von früher Jugend an hatte verachten lernen.

Indessen war kein anderer Rath, er mußte bei diesen Menschen Zuflucht suchen. Mühsam erhob er sich von seinem weichen Moossitze, faßte seinen hainbuchenen Stock, den er in einer Hecke abgeschnitten hatte, streckte sich, seufzte tief, und schritt vorwärts. In dem Augenblicke kam ein Mann mit einem Esel den Berg herab. Er betrachtete den schwermüthigen Fremdling; seine Thränen rührten ihm das Herz, auch ihm traten sie in die Augen. Mit freundlicher Miene nahte er sich mit seinem Thiere dem Wanderer, und bat ihn, auf den Esel zu sitzen. Grignon verstand nicht deutsch, als aber der freundliche Mann die Bitte in seiner Muttersprache wiederholte, nahm er das für ihn so wohlthätige Anerbieten mit Dank gegen Gott und den theilnehmenden Mann an, und nun ging's die Höhe hinunter. Indessen erkundigte sich unser Emigrant nach mancherlei: ob in dem Dorfe da unten am Berge kein Wirth sey, der einen armen Fremdling aus christlicher Liebe wohlfeil logire, und was dergleichen Fragen mehr waren. Der Menschenfreund gab ihm auf Alles Bescheid, und sagte ihm, daß gleich am Eingange in das Dorf ein Wirthshaus stünde,

dessen Besitzer gute und wohlthätige Menschen wären. Grignon blickte betend zum Himmel, stieg nun vom Thiere ab, und reichte dem Eigenthümer desselben eine kleine Gabe, die dieser aber freundlich ausschlug, und eine glückliche Reise wünschte.

Grignon stand jetzt vor dem Wirthshause. Die Wirthin, eine junge, freundliche, reinliche Frau, saß vor der Thür, und bereitete Bohnen zum Kochen; ein paar frohe, liebliche Kinder spielten um sie her, und ein Hündchen bellerte ihn an, und schien ihn mit zweifelnden Blicken zu fragen, ob es wohl an ihm hinanspringen dürfe? — Dieß alles wirkte so stark auf unsern guten Pilger, daß er, ohne ein Wort sagen zu können, auf die Bank hinsank.

Die Wirthin ahnete bald, was für eine Bewandtniß es mit dem Gast haben möchte; sie lud ihn daher freundlich ein, bei ihnen zu bleiben, so lange, bis er sich vollkommen erholt habe; dann eilte sie, holte Wein, Brod und Salz, und setzte es dem Fremden vor. Grignon verbat es, indem seine Baarschaft ihm nicht erlaube, eine solche Erquickung anzunehmen; aber das edle Weib bat ihn freundlich, deßhalb ruhig zu seyn, und setzte hinzu: „Wenden Sie sich nur an den Vater im Himmel, der läßt Niemand unversorgt, der von Herzen und mit kindlichem Zutrauen ihm naht, und um das Nöthige bittet.“

Mehr als Brod und Wein erquickte diese freundliche Zusprache den frommen Grignon; er wußte nun, daß er unter einer gottesfürchtigen Familie wohne, und dankte der göttlichen Vorsehung mit einer Freudenthräne.

Bald darauf kam auch der Wirth mit seinen Knechten vom Felde; er sah so ernst und trocken aus, daß unser Reisender zu fürchten begann. Blöde folgte er in die Wirthsstube, und setzte sich dort still in eine Ecke. Jetzt beruhigte ihn das Gefühl der Sicherheit, sein Gram verwandelte sich

in eine kindlich fromme Klage, die er seinem Namenspatron, dem heiligen Ludwig, in einem innern Herzensgebete vortrug, und ihn um seine Fürbitte anflehte.

Nun fand sich noch ein Gast ein, ein Verwandter des Wirthes, der in K., einige Stunden von da, eine Indiennefabrik hatte, zu welcher in dasiger Gegend Baumwolle gesponnen wurde; endlich kam auch der Herr Pfarrer des Dorfes, der Wirthin Bruder. Der Tisch wurde gedeckt, und die Speisen aufgetragen. Der Wirth, die Wirthin, der Pfarrer und der Kaufmann setzten sich, und nun war noch ein Couvert übrig, und der fünfte Stuhl leer. Die freundliche Wirthin winkte Grignon, aber er weigerte sich, bis endlich der Wirth aufstand, ihn stark am Arme faßte, und an den Tisch führte, mit den Worten: „Essen Sie sich satt; für die Bezahlung sorgen Sie nicht, ich weiß Einen, der für Sie bezahlt." Tief gerührt und von Dank gegen Gott und den heiligen Ludwig durchdrungen, nahm er die für ihn bereitete Stelle ein.

Während des Essens wendeten sich alle an den Emigranten. Sie kamen einander mit Höflichkeiten gegen ihn zuvor, und die Wirthin wünschte bescheiden, seine Geschichte zu erfahren. Grignon, gerührt durch so viel Theilnahme, und tief beschämt über das entehrende Vorurtheil, das er gegen die Deutschen gefaßt hatte, bewilligte ihr Verlangen von Herzen gern, und erzählte folgendergestalt:

„Ich bin ein Landedelmann aus der Gegend von Orleans, wo ich ein Schloß und mehrere Güter besaß, überhaupt in den glücklichsten Verhältnissen lebte. Gott hatte mir auch ein liebenswürdiges, treues Weib und zwei holde Kinder bescheert, und so schwanden einige Jahre in seliger Zufriedenheit dahin.

„Die frommen Grundsätze meines Vaters hatten mir nicht erlaubt, in dem verdorbenen Paris und auf Reisen

meinen Geist auszubilden; aber ich suchte durch Lesen guter Bücher das zu ersetzen, was mir an praktischer Menschenkenntniß abging, dabei verwaltete ich meine Güter gewissenhaft, drückte meine Bauern nie, wie wohl Andere meines Gleichen, sondern bemühte mich, ihre Lasten zu erleichtern, und ihnen wohlzuthun, wo ich konnte. Aber sie haben es mir schrecklich vergolten; denn als die Schreckenszeit begann, kamen sie unter der Anführung eines wüthenden Jakobiners, plünderten mich rein aus, mißhandelten mich und meine theure Concorde, zündeten dann Haus, Scheuer und Stallungen an allen vier Ecken an, und führten uns gefangen nach Orleans.

„Dort wurde mein geliebtes Weib von mir getrennt, und unsre beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter" — hier stockte dem guten Manne die Rede, Thränen mußten der Zunge Luft machen, dann stammelte er weiter: „mit den schrecklichsten Verwünschungen ermordet. Ach! wie die lieben Kleinen ihre Händchen noch nach mir ausstreckten, als die Dolche in ihre zarte Brust drangen!" — Seine Stimme brach; er mußte inne halten. Die Wirthin schluchzte, und riß unwillkürlich ihre zwei daneben stehenden Kinder an ihr mütterliches Herz; der Wirth wischte sich die Augen; der fromme Pfarrer und der Kaufmann blickten in die Höhe, und falteten die Hände.

Grignon erholte sich wieder, und fuhr fort: „Zehn Wochen saß ich in einem schrecklichen Gefängniß, und erwartete täglich den Tod; von meiner Concorde erfuhr ich nichts, nur hörte ich täglich, wie und wer guillotinirt worden, und ich schauderte jedesmal zusammen, aus Furcht, zu hören, meine theure Gattin sey auch unter der Zahl der Schlachtopfer. Da kam eines Tages unser Gefangenwärter mit einem grinsenden Gelächter, und schnaubte unter seinem gräßlichen Schnurrbarte die Worte hervor: „Verdammter

Aristokrat! nun ist morgen die Reihe an dir, heute ist dein Weib guillotinirt worden.“ — Ohnmächtig sank ich nieder. Als mein Bewußtseyn zurückkehrte, befand ich mich ganz allein. Die Gefangenen waren unterdeß zu einem Verhör abgeholt worden; mich hatte man wahrscheinlich für todt gehalten und liegen lassen. — In dumpfem Hinbrüten lag ich da, als ich einen meiner Bauern erblickte, welcher hastig hereinschritt, mich am Arm ergriff, und mit den leisen Worten: „fort! fort!“ zu einer Hinterthür hinausführte. Wir schlichen längs den Hecken in einen Wald, und nachdem er mir einige Louisd'or in die Hand gedrückt, verließ mich der treue Mann mit heißen Segenswünschen.

„So betäubt und so tief in Trauer versunken ich auch war, so trieb mich doch die Lebenslust instinktmäßig fort. Ich durchstrich die abgelegensten Oerter, fand aber immer mitleidige Menschen, die sich meiner annahmen, und so kam ich unter mancher Angst und Beschwerlichkeit und mit stark geschmolzener Baarschaft endlich hieher.“

Das Wohlwollen der Tischgesellschaft strömte über, und der gute Grignon fühlte sich wie unter Engel versetzt; sein ganzes Wesen thaute auf, er wurde sogar nach und nach gesprächig und munter.

„Lieber Herr und Freund!“ fing nun der fromme Geistliche an, „so schrecklich Ihre Schicksale sind, so hat der liebe Gott doch gewiß väterliche Absichten dabei. Er will Sie durch Leiden bewähren, Ihren Glauben, Ihre Liebe und Gottergebenheit prüfen und befestigen. Nehmen Sie Alles willig von Seiner Vaterhand, beharren Sie in kindlichem Vertrauen zu Ihm, so wird Er Sie mächtig trösten, durch alle Gefahren hindurch führen, und vielleicht noch recht glücklich machen.“

Bewegt ergriff Grignon die Hand des würdigen

Pfarrers, blickte mit einer Thräne zum Himmel, und sprach voll neugestärkten Vertrauens: „Amen!"

„Und nun lasse Sie der Herr Ruhe und Erquickung finden im sanften Schlummer, und segne und beschütze Sie; denn alle Gefahr ist erst verschwunden, wenn Sie über den Rhein sind." — „Für Letzteres sorge ich," warf der Kaufmann dazwischen; „ich nehme ihn mit, und schaffe ihn sicher auf das rechte Ufer." — Grignon war so gerührt von diesem großmüthigen Anerbieten, daß er seinen Dank nicht in Worten auszudrücken vermochte.

Man ging nun zur Ruhe, und Niemand schlief wohl sanfter, als unser Flüchtling. Des andern Morgens in aller Frühe weckte ihn der Kaufmann, Herr S., befahl ihm Stille und Vorsicht, und bat ihn, sich reisefertig zu machen. Grignon war bereit, und forderte nur noch die Rechnung von seinem Wirthe. Sie betrug einen Gulden und dreißig Kreuzer. Der letzte Thaler wurde hervorgeholt und hingegeben, und — drei Louisd'or zurückerhalten.

Mit Thränen heißen Dankes schied der Wanderer von diesen edlen Menschen, und trat mit dem Kaufmann, der ein leichtes Fuhrwerk bei sich hatte, seine Weiterreise an.

Sie fuhren auf Feldwegen bis an den Rhein, wo sie in einem Weidengebüsch abstiegen, einen Nachen mit zwei Fischern fanden, flugs das Gepäck dahinein brachten, und dann nach dem jenseitigen Ufer hinüberschifften. „Nun sind Sie in Sicherheit," begann der Kaufmann; „aber Sie gehen mit mir, wir wollen dann sehen, was weiter zu thun ist." Grignon sank auf die Knie, und dankte Gott für seine Errettung, dann folgte er Herrn S. in dessen Wohnort.

Er wurde der Hausfrau vorgestellt, und sehr freundlich aufgenommen. Ein halbes Dutzend Knaben und Mädchen hüpften um den fremden Mann her, und forschten lächelnd mit ihren Augen, ob ihm auch wohl zu trauen sey; und

als dieser sie herzte und küßte, näherten sie sich mit Zutrauen und Liebe.

Grignon gewann bald die Herzen der Eltern und Kinder. Wo er dienen konnte, war Niemand williger, als er; mit der größten Aufmerksamkeit bemühte er sich, Herrn S. nützlich zu seyn, und bald freute sich dieser, einen Mann gefunden zu haben, der ihm so viel Erleichterung wie im Handel, so in der Haushaltung verschaffte, und auf dessen Thun immer Segen ruhte.

So vergingen Tage, Wochen und Monate, und wie die Angst vor der Guillotine, und die Furcht, an den Bettelstab zu gerathen, verschwand, tauchten die seligen Tage, die er im trauten Umgange mit Weib und Kindern in Ruhe und Wohlstand verlebt hatte, mit frischer Lebhaftigkeit vor seinem innern Blicke auf, und er fühlte auf's neue, wie viel er auf so entsetzliche Weise verloren. Diese wehmüthigen Erinnerungen beugten ihn nieder; eine tiefe Schwermuth lagerte sich auf sein Herz. Der rechtschaffene Pfarrer des Städtchens, an welchem er einen theilnehmenden Freund und gottesfürchtigen Gewissensrath gefunden hatte, tröstete ihn mit den kräftigsten Gründen der Religion, und hielt dadurch sein Haupt aufrecht, daß er nicht im Angstmeere versank.

Noch ein weiteres Jahr war verflossen; da änderte sich auf einmal die Scene: die Franzosen wurden auf dem rechten Rheinufer Sieger, und Grignon sah sich genöthigt, über Hals und Kopf zu flüchten.

Herr S. und seine Familie entließen ihn mit nassen Augen. Er erhielt 200 fl. Reisegeld, und den wohlmeinenden Rath, in's nördliche Deutschland zu gehen, wo er vollkommen sicher seyn würde. Mit schwerem Herzen und unter Ausbrüchen tiefgefühlten Dankes verließ unser Flüchtling die friedliche Familie, die ihm in ihrer Mitte so lange Zeit

Schutz und Erquickung gewährt hatte, und eilte in die Gebirge. Rasch setzte er seinen Weg im Schwarzwalde, dann im Odenwalde fort, fuhr über den Main, und ging dann durch das Fuldaische und Hessische nach Arolsen, wo der Fürst von Waldeck vielen Emigranten einen Zufluchtsort gewährte. An diese seine Landsleute schloß er sich an. Aber nicht lange, so fand er, daß die meisten unter ihnen grundverdorbene und sittenlose Menschen waren; daher verließ er auch diesen Ort bald wieder, ohne Jemanden etwas von seinem Vorhaben entdeckt zu haben, und ging tiefer nach Westphalen hinein.

Aber nun entstand bald wieder die sorgliche Frage in ihm, womit er sich in Zukunft ernähren sollte? Denn sein Reisegeld schmolz zusammen, und sehr wenig war noch übrig. Er ging eben durch einen Wald, als ihn diese traurige Vorstellung mächtig ergriff.

In seiner Angst schlich er seitwärts hinter ein dunkles Gebüsch, und schüttete das bekümmerte Herz unter strömenden Thränen vor seinem Gott aus. Ach, er fand sich so kleingläubig, so muthlos, und dabei der Erbarmungen Gottes so unwürdig, daß er in diesem Augenblicke dem verlornen Sohne ähnlich vor dem Vater kniete. Er rang nach Trost und Gnade, und Beides ward ihm von Dem, der die gebrochenen Herzen heilet, der den Ihn Liebenden mit Liebe entgegen kommt.

In seinem Innern öffnete sich eine reiche Quelle von Frieden und Seelenstärke, die er bisher noch nie geahnet hatte. „Nein," sprach er mit Thränen des Dankes, „nein, Du wirst mich nicht verlassen, nicht vergessen, Rabenernährer, Lilienbekleider, Dir überlasse ich mich ganz!" Und getrost stand er auf, und setzte heitern Sinnes seinen Weg fort.

Die ganze Natur erschien ihm jetzt in einem freundlichern Lichte; er hatte ja mit Gott geredet, und fühlte die

beseligende Nähe des Herrn. Eben neigte sich die Sonne am fernen blauen Gebirg zum Untergange. Die Landschaft vor ihm hatte etwas Feierliches, Heimathliches, das dem Herzen unendlich wohl that.

Indem er um eine Bergecke bog, fand er ein schönes Wiesenthal vor sich, in dessen Mitte ein altes Schloß aus einer Baumgruppe emporragte. Noch glänzten die Spitzen der Thürme im letzten Sonnenstrahle, und Grignon beschloß, dahin zu gehen, und zu versuchen, ob er wohl da eine Nachtherberge würde finden können. Die große, mittelalterliche, aber wohlerhaltene Burg umfloß ein breiter Wassergraben, über den eine Zugbrücke führte, und vor dieser stand ein ansehnliches Haus, welches ein Pächter bewohnte.

Hier kehrte Grignon ein, und erkundigte sich freundlich und bescheiden, ob er wohl bei ihm logiren könne. Der Pächter forschte genau nach allen Umständen des Reisenden, und ersuchte ihn dann, sich in der Stube niederzusetzen; er aber eilte in die Burg, um die gnädige Frau zu fragen, was er zu thun habe. Bald kehrte er zurück, und kündigte Grignon den Wunsch seiner Herrschaft an, ihn zu sprechen, führte ihn sodann über die Zugbrücke, durch einen gewölbten Gang, eine Wendeltreppe hinauf, dann in einen großen Saal, mit rundscheibigen, gemalten Fenstern und an den Wänden mit Ritterbildern in Lebensgröße verziert, und endlich in ein Kabinet, in welchem eine bejahrte Dame in einem reichgestickten Lehnstuhle saß, auf deren Stirne die Früchte vieler Lebenserfahrungen thronten. Etwas Erhabenes, Ehrfurchterweckendes sprach aus den edlen Gesichtszügen, und gebot Achtung jedem, der sich ihr nahte. Auch Grignon wurde von diesem Gefühle durchdrungen; mit Ehrerbietung näherte er sich, und ward sehr freundlich bewillkommt.

Nachdem er sich niedergelassen hatte, erzählte er, nach dem Wunsche der ehrwürdigen Frau von W. (so hieß die

Dame), seine Unglücksgeschichte mit so vieler Wärme und bescheidener Anmuth, daß die Zartfühlende Thränen innigen Mitleids vergoß, und in tiefer Bewegung sagte: „Lieber Herr von Grignon! mich wundert nicht, daß ein Freigeist, in dessen Kopfe sich mit dem Leben auch das Daseyn endigt, nach einem solchen Verlust sich eine Kugel vor den Kopf schießt; aber der Christ" — hier strahlte ihr Gesicht im sanften Schimmer der vertrauenden Liebe — „der Christ schaut hinüber in's Reich des Friedens: dort sieht er seine vorangegangenen Lieben, dort ist auch ihm eine Heimath bereitet nach wohlvollbrachtem Pilgerlauf. Und er fürchtet den Tod nicht mehr, denn er weiß, daß er ihn mit den einstigen treuen Lebensgefährten auf ewig vereiniget. — Beruhigen Sie sich also, Herr von Grignon! Sie werden Ihre Concorde und Ihre Kinder dereinst wiedersehen, und keine Guillotine wird Sie mehr trennen, keine Revolution Sie ferner beunruhigen."

Grignon befand sich in dieser Wohnung höhern Friedens so wohl, wie zu Hause; die herzlich theilnehmende Freundlichkeit der frommen Hausfrau machte ihn zutraulich und offen, und ihre aus gottseligem Sinne hervorströmenden Tröstungen gossen Balsam in sein verwundetes Herz.

Nun wurde das Abendessen aufgetragen, zu welchem sich auch ein alter Offizier, der Bruder der Frau von W., einfand: er trug das St. Ludwigskreuz an einem rothen Bande im Knopfloch, denn er war unter Ludwig XV. in französischen Diensten gewesen. Eine empfangene schwere Wunde machte, daß er an einer Krücke ging.

Der Anblick dieses Mannes ergriff Grignon wunderbar; denn seine Uniform und das Ludwigskreuz versetzten ihn auf einmal wieder zurück in die alten, seligen Zeiten. Unser Emigrant war übrigens auch dem Herrn Kapitän ein sehr willkommener Gast: denn mit ihm, der aus dem

zweiten Heimathlande des alten Soldaten kam, konnte dieser nun alle seine Kriegsthaten von frischem wieder durchfechten, während solches mit seiner Schwester schon bis zum Ueberdruß geschehen war.

Nach der Mahlzeit wurde unserm Wanderer ein trauliches Schlafgemach angewiesen, in welchem er bis zum hellen Morgen sehr sanft ruhte.

Kaum war er erwacht, als ein Bedienter ihn zum Familienfrühstück einlud. Frau von W. war ganz allein im Saale, als er eintrat. Man merkte bald, daß ihr etwas auf dem Herzen lag. Nachdem sie sich eine Zeitlang auf's herzlichste mit ihrem Gaste unterhalten hatte, nahm sie ihn bei der Hand, und sagte: „Mein lieber Freund! Ich bin Wittwe, und wohne hier mit meinem einzigen Bruder; meine Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sind nicht mehr bei mir: Letztere ist in der Gegend glücklich verheirathet, und mein Sohn hat Kriegsdienste genommen. Ich habe meine Güter bisher allein verwaltet, denn der Kapitän bekümmert sich um dergleichen nicht; ich bin aber ein Weib, und kann selbst nicht überall nachsehen. . . Sie waren Gutsbesitzer, und werden die hiesige Landesart leicht kennen lernen; wollen Sie nicht die Güte haben, und mir in diesem Geschäfte so lange an die Hand gehen, bis Sie die heilige Führung der Vorsehung wieder in einen andern Wirkungskreis leitet?"

Kein Anerbieten konnte Grignon in der gegenwärtigen Lage angenehmer seyn; mit Freuden und mit innigem Dank gegen Gott willigte er ein. Jetzt kam auch der alte Kapitän, um am Frühstück Theil zu nehmen, und fing nun da wieder an, wo er gestern aufgehört hatte; er erzählte, wie er herummarschirt, wo er campirt habe, und dergleichen mehr, bis ihn endlich Frau von W. mit den Worten unterbrach: „Lieber Bruder! Herr von Grignon bleibt einige Zeit bei uns; du kannst dich also nach und nach recht mit

ihm ausplaudern. Jetzt wirst du mir aber erlauben, daß ich noch Ein und Anderes mit ihm verabrede.“ Der Kapitän bückte sich höflich, erhob sich, und wollte weggehen, allein seine Schwester hielt ihn, und sagte: „Bleib', wir haben nichts Geheimes vor dir.“ Dann fing sie an, Grignon von ihren Gütern und deren Einrichtung zu erzählen; deßgleichen, welche Geschäfte sie ihm gern anvertrauen möchte, und in Allem versprach Grignon nach bestem Vermögen ihren Willen zu vollbringen.

Während dieser Gespräche ließ sich ein benachbarter Edelmann mit seiner Gemahlin und seinen Kindern anmelden. Frau von W. sagte zu, wendete sich dann zu Grignon, und sprach: „Sie werden da ein Paar vortreffliche Eheleute kennen lernen. Ich will nur gleich gehen, sie zu empfangen.“

Grignon schritt indeß schwermuthsvoll im Saale auf und ab. In seiner Seele war der alte Gram erwacht; die Worte: „ein Paar vortreffliche Eheleute,“ hatten ihn wie ein Pfeil in's Herz getroffen. „Auch ich,“ rief er schmerzlich aus, „auch ich hatte einst eine treffliche Gattin und zwei liebe Kinder. Ach, wie glücklich lebten wir zusammen! — Und nun wandelt Concorde mit ihren Lieblingen zwischen Palmen und Lebensbäumen unter Engeln; ihr ist wohl, aber ich“ — Ein Strom von Thränen hemmte sein Selbstgespräch; doch ermannte er sich wieder im Aufblick zu Gott. „Nein, Vater,“ betete er, „nein, nicht zurückfordern will ich das theure Opfer, welches ich auf Deinen Altar gelegt habe!“ — Und er senkte langsam seinen Blick vom Himmel zur Erde, und sein nasses Auge entdeckte einen stattlichen Herrn mit zwei Damen und einigen Kindern, die unter Begleitung der Frau von W. in den Saal getreten waren. Er sammelte sich so viel als möglich, und trat ihnen freundlich entgegen.

Herr von L. ging voraus, die Damen folgten nach. Die Begleiterin der Frau von L. hatte einen Schleier über dem Gesichte hangen; sie lüftete ihn, strebte vorwärts, streckte die Arme aus, rief: „Louis! — o mein Gott!“ und sank ohnmächtig zu Boden. Grignons Haare sträubten sich, seine Augen starrten, sein ganzes Wesen war der Auflösung nahe. Mit dem Ausrufe: „Meine Concorde!“ schwankte auch er nieder.

Die Gesellschaft wurde mächtig erschüttert. Man bot Alles auf, Beide wieder zu sich zu bringen, was endlich auch gelang. Aber die Scene des seligen Wiederfindens, des feurigen Dankes und der Lobpreisungen Gottes kann kein Pinsel malen, und keine Feder beschreiben. Wonne der Seligkeit durchströmte das Herz der Gatten, und ihre Gebete stiegen hinauf zum Altar, vor den Thron des Ewigen, und der Engel der Liebe opferte sie dem Herrn zu einem süßen Geruch. —

Die nämliche Hülfe, die Grignon aus dem Gefängnisse gerettet hatte, holte auch Concorden aus der großen Zahl der zur Guillotine bestimmten Schlachtopfer weg, und Gott begünstigte das Unternehmen rettender Menschenliebe. Dann hatte sie sich bei Bekannten verborgen gehalten, mit denen sie auswanderte und nach Westphalen ging. Nach mancherlei, zum Theil sehr trüben Schicksalen kam sie als Gesellschafterin zur Frau von L., und hier — nach langen und schweren Prüfungen — führte der Allbarmherzige sie wieder mit dem geliebten Gatten zusammen.

Die würdige Frau von W. duldete nicht, daß das so wunderbar vereinigte Paar sich wieder trenne, und bot auch Frau von Grignon ein Plätzchen in ihrem Hause. Von keinem innern Gram mehr bedrückt, versah Grignon nun seine Geschäfte mit Munterkeit, und die wackere Concorde ward bald Freundin und Gehülfin der edlen Frau. — Einige

Jahre hatten sie glücklich hier verlebt, als ihre Wohlthäterin plötzlich starb; doch war in Frankreich unterdeß Vieles anders und besser geworden, so daß sie nun dahin zurückkehren konnten, und indem sie hier den größten Theil ihrer Güter wieder erhielten, freuten sie sich von nun an eines stillen und ungetrübten Glückes am heimischen Herde. Denn auch den traurigen Verlust ihrer Kinder hatte Gott ihnen durch zwei liebliche Töchter ersetzt, welche der Trost und die Freude ihres Alters wurden.

Den Gott Liebenden müssen alle Dinge zum Besten gereichen!

13.

Geh' mit Gott!

(Frühe Gottseligkeit.)

Vor einem Posthause in den Pontinischen Sümpfen stand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die schwarzen Augen schimmerten düster unter den langen Wimpern hervor, und das schwarze struppige Haar umflatterte sein blasses Gesicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico sein Name, ein Waise von wackern, verarmten Eltern, die ihm nichts hinterließen, als ihre Ehrlichkeit und den guten Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in seiner Vaterstadt, die keinen andern Reichthum besitzt, als den Stolz, der Geburtsort des Kaisers Augustus gewesen zu seyn, konnte Niemand den noch schwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er seine Dienste anbot, wurde ihm durch ein mitleidiges Achselzucken und die trockene Ermahnung geantwortet: „Geh' mit Gott!“

Diese Worte prägten sich nach und nach tief in sein kindliches Gemüth. „Es muß doch wohl ein guter Rath seyn," meinte er, „den so viele gute Menschen mir ertheilen;" und so faßte er endlich den Entschluß, mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er selbst nicht recht. Nach Neapel hielt er für das Beste, denn er hatte gehört, daß dort viele tausend Faulenzer lebten, und so dachte er, es würde ja auch ein fleißiger Knabe sein Brod finden.

An dem Tage, wo er diesen kühnen Vorsatz wirklich ausführte, war er gerade in einem Kloster wohl gesättigt worden, und fühlte sich stark genug, die Wanderschaft anzutreten. Es ging ihm aber mit seinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfennig zu gehen pflegt; sie halten den Schatz für unerschöpflich. Erst wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er schon ermattet niedersank.

„Ich bin mit Gott gegangen," sagte er weinend, „warum kann ich denn nicht weiter?"

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine Bäuerin, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopfe trug, hatte seinen Seufzer vernommen, und als er das gesenkte Haupt emporhob, weil er ein Geräusch in seiner Nähe hörte, so schwebte der Milchtopf vor seinen Lippen, und ein paar freundliche Augen begegneten den seinigen. Das schien dem Knaben ein Wunder. Nachdem er sich satt getrunken, und nun seinen Dank stammeln wollte, war die Bäuerin bereits fort. „Das war ein Engel vom Himmel," sagte Enrico, „er ist verschwunden."

Gestärkt an Kräften und Vertrauen zog er weiter, sang, betete und blieb wohlgemuth, bis der Hunger sich wieder einfand. Da hob er an, erst leise, und als der Hunger heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit Ihm gehe, und von Ihm, als seinem Reisegefährten, Hülfe zu erwarten berechtigt sey. Es währte

auch nicht lange, so begegnete ihm ein Eseltreiber mit einem beladenen Maulthier, der sich eben Brod und Käse trefflich schmecken ließ. Enrico erwartete ganz zuversichtlich die Einladung zum Gastmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Dieser schlich trübselig weiter, und stand schon im Begriff, gegen seinen Reisegefährten zu murren, als er plötzlich eine Menge Kastanien auf der Straße liegen sah.

Da hatte ihn der Herr wieder gespeiset. Freudig las er auf, trug einige dürre Reiser zusammen, briet und verzehrte einen Theil der Früchte, und behielt noch so viel übrig, daß in den nächsten paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

„Ich gehe mit Gott!" mit diesen Worten innigen Vertrauens hatte Enrico nun das letzte Posthaus in den Pontinischen Sümpfen erreicht. Der Kastanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Posthalter und seine ganze Familie wankten wie Gespenster umher, denn sie schleppten sich mit jenem Fieber, welches von der bösen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren sie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und verrichtete fromm sein Morgengebet. Da vernahm er plötzlich das rasche Rollen eines Reisewagens, schlich aus seinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kalesche mit sechs Postpferden bespannt, die vor dem Posthause hielt.

Ein schlanker Jüngling verließ den Wagen, und hob ein kleines Mädchen heraus, das ungefähr in gleichem Alter mit Enrico zu seyn schien. Während die Pferde gewechselt wurden, setzten sich Beide auf eine Bank, stellten ein Körbchen mit süßen Pomeranzen zwischen sich, schälten

sie, schnitten sie in Scheiben, bestreuten sie reichlich mit Zucker, und erquickten sich an ihrem Safte.

Dem armen Enrico lief der Mund voll Wasser. Unwillkürlich hatte er dem schmausenden Paare sich näher und näher geschoben. Mit der Dreistigkeit der Unschuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, stand er da; die schwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln verzogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und grinste ihn an, und sagte zu dem Mädchen (es war seine Schwester): „Sieh einmal den dummen Jungen!"

Das Mädchen strich die Locken ein wenig aus dem Gesicht, und warf einen Blick auf den Knaben. „Ein armer Junge scheint er zu seyn, dumm sieht er eben nicht aus. Wie kannst du so hart seyn?"

„Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte! Was uns beleidigen würde, ist ihm jedenfalls ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein paar Pfennige biete, so wird er gern versichern, daß er der Dümmste auf Gottes Erdboden ist. Nicht wahr? Du! wirst du reden?"

Enrico schwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Tasche. „Willst du Geld verdienen? Ich fordere nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit."

Enrico schwieg, aber sein Auge starrte finster nach dem Unverschämten, der die Armuth verspottete.

„Nun, wenn du kein Geld brauchst," hob der Reisende wieder an, „so bist du klüger und reicher, als ich." Mit diesen Worten schob er seine Münze wieder in die Tasche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem Mädchen schien die Lust zu essen vergangen. Sie blickte einige Mal verstohlen nach Enrico; Mitleid und Unmuth beschatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder streckte ge-

mächlich die langen Füße von sich, schälte die Frucht, und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben in's Gesicht. „Mein Gott! Bruder!" sagte die Kleine, mit Augen, in welchen ein edler Unwillen glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege?" antwortete der Herzlose, und fuhr fort, sein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico sammelte schweigend die Schalen und steckte sie in ein Säckchen von Leinwand, das an einem Bindfaden über seine Schultern hing. Als der junge Herr das sah, lachte er laut auf. „Was willst du mit den Schalen machen?" fragte er spöttisch. Enrico dachte an seinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu sprechen.

„Mein Vater," stammelte er, „hat mich gelehrt, man müsse nichts verachten, denn es sey nichts so klein und schlecht, daß es nicht zu etwas nützen könnte."

„Hörst du?" sagte das Mädchen, „er ist nicht dumm! Du bist wohl sehr arm?" fragte sie dann schüchtern, als fürchte sie, durch diese Frage wehe zu thun.

Enrico schwieg, aber es drängten sich zwei Thränen aus seinen Augen.

„Bist du hier zu Hause?"

Er schüttelte den Kopf.

„Kommst du weit her?"

„Von Velletri."

„Ganz allein?"

„O nein, mit Gott."

„Siehst du," sagte spöttelnd der Bruder zu der Schwester, „wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müssen; deren hat er freilich nicht bedurft, er ist mit Gott gegangen." — — „Ja, mit Gott!" wiederholte der Knabe andächtig. — „Und bist nicht beraubt worden?" witzelte der junge Herr. „Nein," erwiederte

Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — „Ich glaube dir auf's Wort," rief jener mit wieherndem Gelächter. Aber die Kleine hüpfte zu dem Wagen, holte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaster heraus, und reichte ihn dem Knaben, der seine Hand nur langsam darnach ausstreckte, und sich sehr hütete, die Finger seiner Wohlthäterin zu berühren, denn sie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch nur durch einen Blick gen Himmel, und meinte, sie werde den wohl verstehen.

„Man sieht es, Annunziata," rief der Bruder mürrisch, „daß du eben aus dem Kloster kommst. So viel Geld an Bettelbuben zu verschwenden, haben die Nonnen dich gelehrt."

„Ich habe nicht gebettelt," unterbrach Enrico ihn schnell.

„Nein, das hast du nicht," sagte das Mädchen, „freiwillig gab ich dir, was dein Vertrauen auf Gott verdient."

Ein Peitschenknall des Postillons machte dieser Scene ein Ende. Das holde Kind, in den Wagen steigend, schaute noch einmal zurück, und verdoppelte den Werth seines Geschenkes durch einen freundlichen Gruß. Ihr Bruder warf die letzten Pomeranzenschalen dem Knaben vor die Füße, sprang ihr nach, schrie: „Fahr zu!" und fort rollte der Wagen. —

So lange Enrico ihn sehen konnte, stand er wie eingewurzelt, und als er nur noch in der Ferne den Staub gewahrte, schien ihm dieser eine Wolke, in der ein Engel schwebte. —

Bald zwang ihn die Noth, das empfangene große Silberstück zu wechseln, so ungern er's auch that. Er bekam der kleinen Münze so viel, daß er meinte, in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieser Ueberzeugung that er sich gütlich, und kam, nicht blos gestärkt, sondern

auch vertrauensvoller als jemals, nach Terracina. Hier ruhte er gemächlich, denn sein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländischen Meeres, an dem er zum ersten Male stand, fesselte ihn durch seine bunten Muscheln. Erst nach drei Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerschöpflich hielt. Fast erschrak er, als der kleine Ueberrest von Münze in seiner Tasche nicht mehr volltönend klappern wollte; allein der Trost: „ich gehe mit Gott!“ richtete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegestade hin, und erreichte Molo di Gaeta, als eben der letzte Heller für kleine gedörrte Fische aufgegangen war. Nun sah er sich wieder mit andächtigen Blicken nach seinem Reisegefährten um; mußte jedoch einen ganzen Tag hungrig am Markte stehen, und eine ganze Nacht hungrig und schlaflos auf einer Kirchentreppe zubringen.

Mit steifen Gliedern erhob er sich am andern Morgen, und griff in sein Säckchen von Leinwand, um zu suchen, ob nicht eine Brodrinde sich noch irgendwo versteckt habe. Die fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenschalen. „Auch gut, es ist doch Alles zu gebrauchen, wer's nur zu gebrauchen versteht.“ Er erinnerte sich, daß seine Mutter bisweilen aus solchen Schalen ein wohlriechendes Oel gepreßt, und eben da er sich erinnerte, öffnete ein Destillateur seine Bude.

Sogleich trat Enrico dreist hinzu, denn er war ja kein Bettler, sondern bot sein wohlerworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkauf an. Der Destillateur, er hieß Villani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Angesicht, aus dem ein paar lustige Augen blitzten.

„Was soll ich damit thun?“ fragte er lachend.

„Ei, ich meine, der Herr ist so ein Mann, der wohlriechende Sachen verkauft.“

„Freilich.“

„Nun so kann Er ja das Oel aus diesen Schalen pressen.“

„Das gäbe ja kaum einige Tropfen.“

„Einige Tropfen sind auch nicht zu verachten.“

„Sehr wohl, aber die Handvoll ist ja kaum einen Bajocco werth?“

„Ein Bajocco ist auch nicht zu verachten, besonders wenn man keinen hat, so wie ich, und doch hungert, so wie ich.“

Des Knaben natürliche Offenheit gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburschen, und nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Eltern sey, auch sonst aus dessen Antworten ein frommes, ehrliches Gemüth erkannte, so that er ihm den Vorschlag, seine Kunst zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbieten an, sprang sogleich in die Bude, warf sein Säckchen ab, war in der ersten Minute wie zu Hause, und griff Alles flink an.

Der gute Villani hatte seine Freude an dem muntern Burschen, aber Signora Villani, seine karge Gattin, stimmte keineswegs ihm bei. Die Nothwendigkeit, einen Lehrburschen anzunehmen, hatte sie zwar schon öfter eingestanden, aber es sollte ein honnetes Nachbarskind von guter Familie seyn. Statt dessen erschien nun eine Art von Bettelbuben, der nichts weiter mitbrachte, als — eine Handvoll Pomeranzenschalen. Der sollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger gestillt werden; eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora augenblicklich zerriß. Es brauchte des ernstesten Zuredens von

Seite des Destillateurs, um Enrico ein Plätzchen im Hause zu verschaffen.

Unter diesen Umständen durfte letzterer natürlich keine goldenen Tage erwarten. Fleiß und Treue, von seinem Herrn freundlich erkannt, vermochten der Gebieterin kein Wohlgefallen zu entlocken. Was er leistete, blieb Schuldigkeit; was sie dagegen gab, Gnade. Sie machte ihm das Leben sauer, wo und wie sie nur konnte; und wäre ihm Villani nicht manchmal zu Hülfe gekommen, so hätte er sich wohl das ganze Jahr nicht satt essen können. Mit schweigender Ergebung trug übrigens Enrico Alles, und verzieh auch in seinem guten Herzen Alles.

Vier Jahre hatte er bereits in dieser beklemmten Lage geschmachtet, als sein guter Herr plötzlich starb. Enrico, der unterdeß zu einem schönen Jüngling herangewachsen war, beweinte dessen Tod mit heißen Thränen, und warf einen düstern Blick in seine Zukunft; denn was konnte er anders erwarten, als daß die karge Wittwe, die ihres Mannes Gewerbe nicht einmal fortsetzen wollte, ihn plötzlich ersuchen werde, ihr Haus zu verlassen?

Und es kam auch so. Kaum waren einige Tage verflossen, als sie mit einem hämischen Lächeln das von ihm einst mitgebrachte Säckchen ergriff, es mit kleinen, unreifen Pomeranzen, die seit geraumer Zeit in einem bestaubten Winkel lagen, füllte, und dasselbe dem erschrockenen Enrico mit den Worten reichte:

„Da, junger Herr! Jetzt packe Er sich fort, und preise Er meine Wohlthätigkeit. Pomeranzenschalen hat Er mitgebracht, ich gebe Ihm dafür ganze Pomeranzen; Er kann sich Rothwein damit versetzen, und solchen auf meine Gesundheit trinken."

Während dieser Rede erholte sich Enrico von der ersten Bestürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute,

das er im Hause genossen, und verließ letzteres eben so arm als er gekommen war. „Ich gehe mit Gott," sagte er sehr gelassen. „Gott, der mich von Velletri durch die Pontinischen Sümpfe geführt, der meinen Weg mit Kastanien bestreut und einen Engel vor mir her gesendet hat, wird auch ferner helfen."

Mit diesem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächste Haus, in dem ein ehrlicher alter Drechsler wohnte, bei dem er manche freie Stunde zugebracht und zum Zeitvertreib in dessen Kunst gepfuscht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte sich über sein Schicksal um so mehr, da er nicht helfen konnte, denn er war selber arm.

„Bin ich denn gar so arm?" meinte Enrico; „habe ich denn nicht diesen Sack mit unreifen Pomeranzen? Es ist nichts so klein, daß man es nicht nützen könnte."

Der Alte lächelte mitleidig, und schüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen schon Jahre bei seinem Herrn gelegen und vergessen worden, und daß in solchen Fällen diese Frucht so hart zu werden pflegt, daß sie ohne Mühe sich drechseln läßt. Er wußte ferner, daß man hie und da in Italien Rosenkränze daraus verfertigt. Flugs setzte er sich an die Drechselbank, drechselte munter seine Pomeranzen zu schönen glatten Kügelchen, reihte sie auf eine Schnur, brachte solche Rosenkränze wohl ein Dutzend zu Stande, und stellte sich damit auf eine Kirchentreppe, den frommen Seelen sein Kunstwerk feilbietend.

Und sein vertrauender Sinn hatte ihn nicht getäuscht: in wenigen Stunden waren alle verkauft.

Mit einem kleinen Schatz in der Tasche kehrte er zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feierstunden den Gebrauch seines Handwerkszeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und

konnte kaum so viel Rosenkränze machen, als deren verlangt wurden. Jedermann wollte von dem treuherzigen Jüngling kaufen. Lange konnte diese Nahrungsquelle freilich nicht sprudeln, denn die Stadt ist klein; aber ein Kapitälchen erwarb sein Handel ihm doch, und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rührung, daß Gott sein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen, hielt er seinem Freunde dem Drechsler einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, sprechend:

„Sieh da! all' das Geld haben einige weggeworfene Pomeranzenschalen mir eingetragen. Aber wie wende ich es nun am vortheilhaftesten an?"

„Ihr seyd ein guter Kaufmann," meinte der Alte; „beginnt einen Handel mit irgend einer Waare!"

„Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! Ich verstehe mich auf keine Waare."

„Doch wohl auf unsre edlen Südfrüchte? Die habt Ihr ja bei meinem verstorbenen Nachbar hinlänglich würdigen und kennen lernen."

„Recht," sagte Enrico, „ich will es mit Gott versuchen. Es kann doch nichts dabei verloren gehen, als dieser Beutel voll Piaster; und geschieht das, so nehme ich mein leeres Säckchen, und wandere nach Neapel."

Aber es geschah nicht. Er pachtete einen Orangengarten um geringen Preis. Es war derselbe, von dem die Sage geht, er sey Cicero's Eigenthum gewesen. Von der vormaligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweisen, als ein verfallenes Bad und eine köstliche Aussicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert starke gesunde Bäume schöne reichliche Früchte. Der sparsame Enrico legte einen Piaster zum andern. Nach einigen Jahren konnte er schon drei Gärten miethen, und wieder nach einigen Jahren fast alle Gärten im Stadtbezirk. Nur Signora Villani wollte

ihm den ihrigen durchaus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an seinen guten Lehrherrn und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in diesem Garten genossen, weit mehr dafür bot, als er jemals ertragen konnte.

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann. Seine Geschäfte breiteten sich immer mehr und mehr aus. Jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico handeln, denn seine Ordnung und Redlichkeit waren stadtkundig.

Einst that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorschlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu schicken, und zwar in einer Jahrszeit, wo sie dort selten sind. Freilich war Gefahr dabei, denn das Schiff konnte im finnischen Meerbusen zwischen Eisschollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico entschloß sich, selbst mitzufahren, und zwar in Begleitung seines alten, wohlbekannten Reisegefährten.

Seine Zuversicht täuschte ihn auch dießmal nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptstadt des Nordens, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche, mächtige Fürst Potemkin eben in seinem Wintergarten dem Hofe ein prächtiges Fest geben wollte. Man weiß, daß dieser Fürst seine Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Kurier hundert Meilen weit nach Moskau zu schicken, blos um einige Gurken zu holen. Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Lust anwandelte, alle Bäume seines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und sogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preis.

Jetzt schiffte Enrico als ein reicher Mann in sein Vaterland zurück. Für den großen, seine kühnsten Hoffnungen übersteigenden Gewinn hatte er russische Produkte

eingetauscht, die er nach Neapel führte, und dort abermals mit ansehnlichem Vortheil umsetzte.

An dem Tage, an welchem er dieses glückliche Geschäft vollendet hatte, führte ihn sein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in stiller Freude, wünschte sich Gelegenheit, eine Wohlthat zu erzeigen; darum haftete sein Auge besonders auf Armen, deren es damals in Neapel viele Tausende gab. Nicht lange, so fesselte eine Gruppe von Lazzaroni seine Blicke. Sie standen um den Tisch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen schnittweise verkaufte. Diese Frucht ist in Neapel so gemein, daß nur die Armen sie genießen, denen gewöhnlich auch ein Armer sie bei kleinen Stücken um einen sehr geringen Preis zuschneidet. Die Lazzaroni verzehrten ihre Stücke mit großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Blitz getroffen stand Enrico, als er neben dieser Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der diese abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder hervorsuchte, um sie gierig noch einmal zu benagen, und als er in diesem Unglücklichen alsobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den Pontinischen Sümpfen ihn mit Pomeranzenschalen geworfen hatte. „Großer Gott!" murmelte er schaudernd, und ergriff den Elenden beim Arme, der aus den hohlen Augen ihn erschrocken anstarrte. „Sie scheinen sehr arm zu seyn?" fragte Enrico.

Der Mensch lächelte bitter, und antwortete: „Das sehen Sie wohl."

„Sie waren nicht immer in dieser traurigen Lage?"

„Was kümmert das Sie?"

„Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beschäftigung anweisen."

„Ich verstehe nicht zu arbeiten."

„Haben Sie nicht eine Schwester?"

„O ja, aber sie gibt mir nichts, lieber wohl Alles dem nächsten besten Bettler; sie braucht auch gar so viel für die kranke Mutter,“ setzte er roh und herzlos hinzu.

Enrico's Gemüth war tief empört von diesem Tone. Kaum konnte er es noch über sich gewinnen, das Gespräch fortzusetzen. Er bat den Gefühllosen, ihn zu seiner Schwester zu führen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

„Sehr gern,“ sagte der Mensch, und führte Enrico durch ein enges Gäßchen bis auf den Boden eines Hauses, wo ihm die niedrige Thür einer dunkeln Kammer geöffnet wurde. Hier erblickte er Annunziata, die neben dem Krankenbette ihrer Mutter saß und emsig arbeitete. Sie war in grobes braunes Tuch gekleidet, aber reinlich. Sie erschrak und starrte den Fremdling an. Allein Enrico flößte durch sein bescheidenes Betragen ihr bald wieder Muth ein. Sie glaubte nun, er sey gekommen, um Arbeit bei ihr zu bestellen. „Nein,“ sagte Enrico, „ich bin gekommen, um meine alte Schuld abzutragen.“

Das Mädchen stutzte, und sah ihn befremdet an.

„Ehe ich mich erkläre,“ fuhr er fort, „muß ich um Ihr Vertrauen bitten. Ich wünsche zu wissen, wer Sie sind? und wie Sie in diese traurige Lage gekommen? Ich bin ein ehrlicher Mann. Verhehlen Sie mir nichts, und seyen Sie der nahen Hülfe gewiß.“

Sein Führer murmelte unverständliche Worte. Das Mädchen senkte den Blick zur Erde nieder, und sagte: „Ich kann Ihre Neubegier nicht befriedigen.“

„Aber ich kann es,“ hob die Mutter an, und richtete sich mühsam auf, „ich allein trage die Schuld unsers jammervollen Zustandes. Ich war eine wohlhabende Wittwe, hatte nur diese beiden Kinder, war blind gegen meinen Sohn und hart gegen meine Tochter, die jetzt meine Wohlthäterin ist.“

„Mutter!“ rief Annunziata mit ausbrechenden Thränen, und wollte durch eine Umarmung ihr den Mund verschließen. Aber die Kranke stieß sie sanft zurück. „Vergönne mir den einzigen Trost, mein Unrecht zu bekennen, und deine Tugend zu preisen. Ja, mein Herr, ich entfernte dieses Kind mehrere Jahre lang von mir, ließ in einem Kloster es erziehen, und versorgte es kaum mit dem Nothwendigen, während dieser unwürdige Knabe Alles verschwendete. Daß ich jetzt im Alter darben muß, daß dieses fromme Mädchen, allen Freuden des Lebens abgestorben, mit ihrer Hände Arbeit mich ernähren muß, ist das Werk dieses Bösewichts.“

„Warum haben Sie mich verzogen!“ sagte der Verstockte, und trommelte am Fenster.

„Ich verdiene diesen Vorwurf,“ schluchzte die Mutter, „aber aus deinem Munde ist er mir Höllenqual! O, mein Herr! wenn eine wohlthätige Absicht Sie hierher führte, achten Sie nicht auf meine Unwürdigkeit und auf dieses Menschen Trotz! Führen Sie Ihr edles Vorhaben aus, um dieses frommen Mädchens willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bei Gott noch etwas gilt!“

Sie hatte bei diesen Worten ihre entfleischte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und diese stand, mit über die Brust gekreuzten Armen, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte sich sammeln, um zu sprechen. „Sie kennen mich nicht mehr?“ redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: „Ich verehre Sie als meine erste Wohlthäterin, und auch Ihr Bruder ist mein Wohlthäter.“

Sie meinte, er wolle spotten. Der Bruder wandte sich hastig um.

„Erinnern Sie sich noch eines armen Knaben, der vor einem Posthause in den Pontinischen Sümpfen stand, als Sie die Pferde wechselten?"

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Blitz strahlte aus ihrem Auge.

„Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir einen Piaster schenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenschalen warf?"

„O ja!" rief sie freudig. Der Bruder wandte sich mürrisch um.

„Nun denn," fuhr Enrico fort, „Ihr Piaster war mein Reisegeld, und die Orangenschalen haben mein Glück gemacht." Er erzählte seine Geschichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorsehung. Das Mädchen horchte mit inniger Theilnahme. Der Bruder stand mit verschränkten Armen, den starren Blick an den Boden geheftet.

„Damals," sagte Enrico, den einzigen Vorwurf sich erlaubend, „damals glaubte ich freilich nicht, daß ich den Reisenden, der mir so übermüthig seine Schalen zuwarf, einst Melonenschalen würde benagen sehen." — „Gottes Gericht!" sagte die Mutter weinend. „Gottes Gericht!" wiederholte dumpf der tief erschütterte Sohn. Die Tochter schluchzte leise.

„Sie kennen nun meine Schicksale," hob Enrico wieder an. „Eine heilige Schuld habe ich an Sie abzutragen, und ich danke Gott, daß ich vergelten kann. — Ziehen Sie alle mit mir, der Herr hat mich ja überreich gesegnet. Das Meinige sey auch das Ihre. — Sie, fromme Annunziata, sollen künftig ganz dem Drange Ihres edlen Herzens, das jeden Armen trösten möchte, folgen können; Ihre gute Mutter wird wieder genesen bei sorgsamer Pflege und Arznei, und Ihr Bruder — ich hoffe es — ein besserer Mensch werden." —

„Nun gehen wir ja mit Gott," sagte Enrico jubelnd, als sie am andern Tage sämmtlich auf dem Wege nach Gaeta waren, „und so kann's nicht fehlen — Freude, Friede und Seligkeit müssen unsere Begleiter seyn!" Und sie waren es auch bis in's bessere Jenseits, wo man erst ganz den Himmel fühlt, der dem sich öffnet, der mit Gott durch's Erdenleben gewandelt ist.

14.

Anbetung Gottes.

Ein egyptischer Einsiedler fragte einst den durch seine Frömmigkeit berühmten Makarius den Großen aus Thebais, wie er beten müsse? — „Lieber Bruder," gab ihm Makarius zur Antwort, „man braucht eben nicht viel Worte zu machen; es ist genug, die Hände mit Andacht gen Himmel zu heben, und zu sagen: O mein Gott, Dein Wille geschehe! — Und wenn du fühlst, daß du gegen eine heftige Versuchung zu kämpfen hast, so sprich aus dem Innersten deines Herzens: O mein Vater, stehe mir bei! Denn Gott weiß recht gut, was dir fehlet."

15.

Vertrauen auf Gott.

Unweit Königswusterhausen, in der Churmark, lebte vor etwa dreißig Jahren ein altes Mütterchen, arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Liebe zu Gott und zu den

Menschen, denen sie nach ihren geringen Kräften half und diente. Als im Jahr 1786 ein großer Schnee fiel, war das kleine, einsam stehende Häuschen, worin sie wohnte, gleichsam verschneit, und der Weg dahin mit Schnee fast zugedeckt. Zum Glück dachte die Frau des Amtmanns im Orte an die Noth dieser alten Frau, die sie kurz vorher durch einige Züge ihrer edlen Gesinnung kennen gelernt hatte, und befahl jetzt ihrem Bedienten, sich durch den Schnee einen Weg dahin zu schaufeln. Als dieser nun nach vieler Mühe bis an's Häuschen gelangt war, rief ihm die alte Frau von dem Bette aus, auf dem sie lag, mit freudig-lächelnder Miene entgegen: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß das Vertrauen auf Gott den Menschen nicht sinken läßt. Schon liege ich seit zwei Tagen von allen Menschen verlassen; aber zu Gott habe ich immer das Vertrauen gehabt, er werde mich nicht verlassen, noch versäumen; und nun sendet er mir Hülfe, da die Noth am größten ist.“ Sie bat hierauf den Bedienten, daß er ihr ein wenig Wasser holen möchte, um eine Mehlsuppe, zur Fristung ihres Lebens, bereiten zu können. Der Bediente half ihr treulich, und während sie die Suppe mit vielem Appetit verzehrte, erzählte sie ihm eine Geschichte aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, worin sie, bei augenscheinlicher großer Noth, besondere Hülfe und Segen von Gott erfahren hatte, und endete mit dem Wunsche: „O wenn ich nur mein Vertrauen auf Gott jedem Menschen in's Herz legen könnte; denn es macht so ruhig und zufrieden, wie sonst nichts in der Welt.“

16.

Der wiedergefundene Sohn.

(Demüthige Ergebung in den heiligen Willen der Vorsehung.)

Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen!

Wer immer noch den Trost dieser himmlischen Wahrheit vermißt, der lese und hoffe! hoffe auf Den, der's mit allen Seinen Kindern wohl macht, wenn sie sich Seinen Führungen mit kindlichem Gehorsam überlassen.

Ein englischer Kaufmann reiste einst nach Tunis; ihn begleitete ein junger Mensch von etwa fünfzehn Jahren, den er als Kind angenommen hatte und als Sohn behandelte. Während der Kaufmann seine Handlungsgeschäfte besorgte, suchte der Jüngling, dessen gefühlvolles Herz den Anblick unmenschlich behandelter Sklaven, vom schwelgenden Uebermuth in den Staub getreten, nicht ertragen konnte, einen reinern Genuß in den reizenden Umgebungen der Stadt.

Auf diesen einsamen Wanderungen traf er einst unter dem erquickenden Schatten breitbelaubter Bäume einen Greis, der, in tiefen Kummer versenkt, neben einer Quelle saß. Seine ärmliche Kleidung verrieth den Sklaven. Neben ihm lag auf einem grünbewachsenen Grabhügel ein längst verwelkter Blumenkranz, auf welchem die Blicke des Greises zu weilen schienen. Thränen, wie sie nur das blutende Herz weinen kann, drängten sich schwer aus den halb vertrockneten Augen hervor.

Ein unnennbares Etwas fesselte den gerührten Jüngling an den armen Bekümmerten, und diesem sanften Zuge folgend, näherte er sich ihm, nahm ihn traulich bei der Hand, und zu ihm sich setzend, fragte er mit dem Blicke theilnehmender Liebe um die Ursache seines herben Kummers.

Tief bewegt staunte der Greis den Jüngling an, als wäre ihm eine ferne, selige Erinnerung wieder aufgegangen; dann, mit zitternder Hand die spärlichen Reste des Blumenkranzes an seine Brust drückend, betete er: „Herr, Du hast's gegeben! Herr, Du hast's genommen! Vater im Geben und Nehmen, gelobet sey Dein Name!" „Und Du kannst es wiedergeben, allmächtige Liebe!" schloß der Jüngling mit dem Tone kindlichen Vertrauens: „Gelobet sey Dein Name!" „Amen!" seufzte der Alte zum Himmel, und erzählte:

„Sieh, junger Freund! dieser Grabhügel und die welken Trümmer des Kranzes, den du in meiner Hand erblickst, sind die letzten traurigen Reste meines ehelichen Glückes, meiner Vaterfreuden. Hier ist das Grab meiner Gattin, und dieser Kranz, ach! war die letzte Gabe eines mir entrissenen Sohnes. —

„Handlungsgeschäfte führten mich auf die See; Gattin und Kind begleiteten mich. Schon waren wir nahe dem Ziel unserer Reise, da schleuderte uns ein wüthender Sturm an diese unglückliche Küste, wo unser Schiff von Seeräubern genommen, und wir alle als Sklaven verkauft wurden. Doch trennte der liebe Gott mich nicht von meinen Theuren; ich, meine Gattin und mein noch unmündiger Sohn wurden zugleich von einem Herrn gekauft, und so ertrugen wir mit vereinter Liebe, in stiller Hingabe in die heiligen Führungen Gottes, leichter die unmenschliche Härte, mit der man uns so oft begegnete. Zwei Jahre hatten wir vereint das Sklavenjoch getragen, da nahm der Vater der Mühseligen und Beladenen meiner Gattin die drückende Bürde ab, legte den müden Körper zur Ruhe, und den Geist nahm Er in Seinen Frieden auf.

„Schwer lag die Hand des Herrn auf mir, und doppelt fühlte ich Sklaven-Elend.

„Ein tröstender Engel stand noch an meinem Lebenswege: mein lieber Sohn, der theuren Mutter Bild an frommem Sinn, an zarter Liebe. Schon hatte er sein viertes Lebensjahr angetreten, als auch er mir entrissen ward. — Hier saß ich in der schwülen Mittagshitze, auszuruhen von der Last schwerer Arbeit, und im Gedanken an's Wiedersehen im Vaterhaus, wo der Sklavenkittel mit dem Feierkleide des himmlischen Sabbaths verwechselt wird, neue Kräfte zu sammeln. Der Knabe hatte mir einen Blumenkranz gewunden, der Mutter Grab zu zieren: noch mehrere Blumen suchend, nahte er sich dem Ufer des Meeres. Ein plötzliches Geschrei, worin ich seine Stimme erkannte, schreckte mich aus meinen Betrachtungen auf. Getrieben von Vaterangst, lief ich dem Ufer zu; ach! in Räuberhänden sah ich mein liebes Kind! Hoch hob ich meine zitternden Arme empor, und rief den Unmenschen zu, mich wenigstens auch mitzunehmen. Mein Bitten, mein Flehen war vergebens mit vollen Segeln eilten sie davon, und mein Sohn, mein theurer Sohn —“

„Liegt hier am Vaterherzen!“ rief mit dem Tone innigster Liebe der junge Engländer aus, indem er in die Arme des Greises sank. — Stummes Entzücken füllte die ersten Momente des Wiederfindens aus. Wenig bedurft' es nur, das väterliche Herz zu überzeugen, daß es nicht süße Täuschung, sondern Wirklichkeit wäre.

Nieder sank der glückliche Vater auf seine Knie. „Ewige Liebe! Vater aller Väter!“ stammelte er unter Freudenthränen, „Du hast das Verlorengeglaubte wiedergegeben! Gelobet sey Dein Name!“ —

Und nun erklärte der Jüngling: daß er aus der ganzen Erzählung, besonders aber aus dem Umstande der gewaltsamen Entführung während des Blumensuchens, dessen er sich immer lebhaft bewußt geblieben wäre, und aus der

Stimme der Natur, die sein Herz so gewaltsam an den ehrwürdigen Greis fesselte, in ihm seinen Vater erkannt habe. Die Seeräuber hatten ihn nach Amerika geführt, um ihn hier an irgend einen Sklavenhändler zu verkaufen. Der Jammer des armen Kindes rührte einen englischen Kaufmann. Er kaufte den Knaben, nahm ihn mit sich nach England, gab ihm eine sehr gute Erziehung, und erklärte ihn endlich für seinen Sohn und Erben.

„Und dieser mein großmüthiger Wohlthäter, dem ich Leben, Glück und Vater verdanke, ist hier. O wie wird er sich mit freuen, wie eilen, die Fesseln zu lösen von den theuren Händen meines Vaters; er ist ja ein edler Menschenfreund, ist ja mein zweiter Vater!"

„Ja, dein Vater bin, dein Vater bleib' ich, Jüngling!" antwortete der Kaufmann, der unbemerkt Zeuge dieses Schauspiels für Engel gewesen war; „und du, Eduard," ruft er mit zitternder Stimme, indem er die Arme nach dem Greise ausbreitet, „theurer Eduard! kennst du nicht mehr deinen Bruder Albert, der schon so lange, so schmerzlich dich als todt beweinte?"

Worte sind zu arm, das Entzücken der Wiedergefundenen zu schildern. Schnell wurde der Greis losgekauft. „Du bist frei, mein Eduard!" jubelte ihm Albert entgegen, „frei! und morgen segeln wir nach dem lieben Vaterlande. Alles, was mein ist, gehört auch dein; denn dein ganzes Vermögen liegt in meiner Handlung, und mit brüderlicher Treue verwaltete ich's für dich oder deine Kinder; immer nährte ich ja noch einen Strahl der Hoffnung, dich oder die Deinigen wiederzufinden."

Süß winkte zwar dem alten Vater das so lange vermißte heimathliche Land, aber trennen konnte er sich nicht von den theuren Resten seiner Gattin; hier, wo er so viele heiße Thränen niedergeweint, so viele Gebete zum Vater

gesendet, den herben Leidenskelch getrunken, hier wollte er die wenigen Tage noch in stillem Frieden dahin leben bis zur seligen Wiedervereinigung im himmlischen Vaterlande, wo es keine Trennung mehr gibt. Das einsame Thal wurde also angekauft, und der Bau eines kleinen Häuschens beschlossen. Der Jüngling blieb bei seinem Vater, und pflegte seines Alters; Albert aber, nachdem er seine Handlung in England zu Geld gemacht, siedelte sich auch bei ihnen an, und Friede, Liebe und Gottes Segen weilte in ihrer Mitte.

17.

Dankbarkeit gegen Gott.

Vor mehreren Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgsgegenden ihres Vaterlandes (welche die Alpen heißen, und wovon die höchsten mit beständigem Eise und Schnee bedeckt sind), und nahmen einen alten, der Gegend kundigen Mann als Wegweiser mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die pfadlose Straße über die Gletscher der Lämmeralp zu zeigen, bemerkten sie in seinem zum Himmel gerichteten Auge unvermuthet eine Thräne. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war.

„Gottesvergessen wäre ich," sprach er, „wenn ich jemals an dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar Seiner mir hier erwiesenen Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher seht ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? Es ist ein Firnspalt (ein Graben, wo das Eiswasser einige Klafter tief unter den Schneebergen hinläuft). Ihr denket wohl, durchaus und

ohne Rettung muß derjenige verloren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht? Nun, hier auf diesem Gletscher und in diesem Graben würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm durch ein Wunder wieder aus demselben herausgezogen.

„Zwei Gefährten und ich jagten hier auf diesen Bergen einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit frischem Schnee bedeckt, und eben, da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beiden Eiswänden festhielt, so daß ich noch über dem Eiswasser schwebte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von der Ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, Alles zu meiner, obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen.

„Hülfsbegierig liefen nun die Lieben fast so schnell als die Gemsen eine Meile weit zu der nächsten Sennhütte zurück, während ich zwischen Furcht und Hoffnung, auf meine ausgebreiteten Arme und Schenkel an die Eiswände gestützt, über dem Wasser schwebte. Ich sank aber alle Augenblicke tiefer; schon war ich bis an die Knie in den Eisstrom gesunken, war von dem Drucke der Luft beinahe erstickt und vor Kälte fast erstarrt, und erwartete nichts Anderes, als den Tod.

„Nach Verfluß einiger Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen. Auf meine Antwort ließen sie mir einen Strick herunter, den sie, in Ermangelung eines Seiles, in einer benachbarten Hütte aus einer in Riemen geschnittenen Bettdecke zusammengeknüpft hatten. Mit vieler Mühe

band ich mir denselben endlich um den Leib. Nun zogen sie mich mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen erreichen konnten; aber — plötzlich zerriß der Strick, und ich, mit dem einen Theile des Strickes um den Leib, glitschte unaufhaltbar eben so tief, als vorher, in die Firne hinunter. Jetzt war die Noth aber noch größer, nicht nur, weil der Strick um so viel kürzer geworden war, sondern weil ich auch noch bei diesem zweiten Falle den Arm entzweigebrochen, und also um so viel kraftloser geworden war, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beizutragen.

„Allein noch entfiel weder meinen Gefährten, noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal entzwei, und verlängerten so den Rettungsstrick. Dann warfen sie mir denselben zum zweiten Mal hinunter, und ich, von Gott gestärkt, war auch mit gebrochenem Arme lenksam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Und mit diesem noch schwächern Stricke waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. —

„Und sollte ich denn wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hülfe vergessen, und nicht, so oft ich an dieser Stelle vorbeigehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine dankbare Thräne zum Opfer bringen?"

Gerührt dankten die jungen Schweizer ihrem frommen Landsmanne für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß die Vorsehung gläubigen Muth und dienstfertige, auf Gott vertrauende Entschlossenheit nie verläßt.

18.

Standhafte Treue im Bekenntnisse der christlichen Religion.

Ignatius, ein Schüler des heiligen Apostels Johannes und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte, mit Ketten beschwert, über 400 Meilen weit, nämlich von Antiochien nach Rom reisen, wo er am 20. Dezember 107 nach Christi Geburt, auf Befehl des Kaisers Trajan, den Löwen vorgeworfen wurde.

Vor seiner Hinrichtung wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um diesen frommen, ehrwürdigen Greis zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter Anderm befahl Trajan: „Thut ihm seine Hände auf, und füllet sie mit Feuer; laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen!" Hierauf gab der heilige Ignatius die Antwort: „Weder brennendes Feuer, noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir erlöschen."

In einem der sieben Briefe, die er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinden schrieb, liest man folgende rührende Stelle:

„Preiset Gott durch Christum, daß er den Bischof in Syrien (er meinte sich selbst) hat wollen hervorsuchen zum Märtyrertode. Es ist besser, sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem Herrn verlangt mich, nach Christo Jesu, dem Sohne Gottes; denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Ich bin jetzt noch ein Knecht, wenn ich aber werde ein Märtyrer geworden seyn, da werde ich ein Freier Jesu Christi."

Auf dem Wege nach Rom kamen ihm von allen Seiten die Gläubigen entgegen, und weinten; er aber bat und beschwor sie, seine Marter nicht zu hindern, und ihm das

unschätzbare Glück, für Christus zu leiden und zu sterben, nicht zu mißgönnen.

Als er nun in den Kampfplatz, wo ihn eine große Menge des heidnischen Volkes erwartete, gehen sollte, warf er sich mit allen Gläubigen auf die Knie, und bat den Sohn Gottes für die Kirche, für die Aufhörung der Verfolgung, für die gegenseitige Liebe der Christen. Dann trat er getrost in den Marterplatz.

Als er die Löwen brüllen hörte, sprach er: „Ich bin das Fruchtkorn Jesu Christi; ich muß durch die Zähne der Bestien zermalmet werden, damit ich zum reinen Brode werde." Jetzt stürzten die Löwen auf ihn zu, und unter ihren grausamen Anfällen übergab er seinen Geist in die Hände Christi.

19.

Der heilige Bonifacius.

Winfried, der erst späterhin von Papst Gregor II. den ehrenvollen Namen Bonifacius (Wohlthäter) erhielt, ward um's Jahr 680 zu Kirton in England geboren, und in Benediktinerklöstern erzogen und gebildet. Frühzeitig fühlte er in sich den heiligen Beruf, das Christenthum in Deutschland zu predigen. Schon die fortdauernde Verbindung zwischen den Sachsen in England und den Altsachsen in Deutschland, dann das Beispiel mehrerer seiner Landsleute, die als Heidenbekehrer nach Deutschland gegangen waren, konnten ihn hierzu ermuntern; aber besonders entflammte ihn hierzu das Vorbild des heiligen Augustinus, der einst die Angelsachsen in England bekehrt hatte.

Mit Erlaubniß seines Abts und von zwei Mönchen begleitet, reiste er 716 von England ab, und begab sich zuerst nach Friesland; da ihm aber hier die Erlaubniß, den

Trost des Evangeliums zu verkünden, versagt wurde, so reiste er zwei Jahre später durch Bayern nach dem nördlichen Thüringen, und verdrängte mit der unwiderstehlichen Gewalt der christlichen Lehre die trostlosen Finsternisse des Heidenthums.

Da ihm aber das Wohl der Gesammtmenschheit am Herzen lag, konnte ihn weder ein Volk, noch ein Land für die ganze Dauer seines Lebens fesseln. Hier, in Thüringen, war dem Reiche Gottes willige Aufnahme geworden; und so wanderte er wieder hin mit unermüdeter Liebe nach Friesland, dann nach Hessen und Bayern, predigte allenthalben das heilige Evangelium mit dem segensreichsten Erfolge, drang mit väterlicher Strenge auf Reinheit der Sitten, auf Recht und Ordnung, und treue Befolgung der göttlichen Gebote. Zu dem Ende wies er den Bischöfen, mit Bewilligung des römischen Papstes, eigene Kirchsprengel an, hielt mit immer wachsamem Eifer die Kirchenzucht aufrecht, und gründete mehrere Klöster und Erziehungs-Anstalten, unter welchen das Kloster Fulda das denkwürdigste ist, weil es viele Jahrhunderte hindurch die berühmteste und wirksamste Schule der deutschen Kirche war.

Im Jahre 745 wurde er zum Erzbischof von Mainz ernannt, und wirkte als die Seele der ganzen deutschen Kirche bis in's Jahr 754 mit apostolischem Geiste und Eifer.

Alt und schwach, aber noch immer regsamen Geistes und voll frommen Strebens, die christliche Lehre auszubreiten, entschloß er sich, in seinem vierundsiebenzigsten Jahre noch einmal nach Friesland zu gehen, und die noch dort sich befindenden Heiden zu bekehren.

Seinen Tod ahnend, sprach er zu seinem geliebtesten Schüler, dem frommen Priester Lullus, der sein Nachfolger in Mainz war: „Ich will und mag von der beschlossenen Reise nicht ablassen. Der Tag meiner Auflösung

nahet heran; bald werde ich, der Last des Körpers entledigt, zur ewigen Vergeltung gelangen. Du aber, mein geliebter Sohn, vollende das angefangene Werk des Evangeliums in Thüringen; rufe das Volk, so weit deine Stimme reicht, von Irrwegen zurück; vollende auch das Kloster zu Fulda, und begrabe dort meinen Leichnam." Nach diesen und andern evangelischen Aufträgen schiffte er sich mit mehreren Priestern und Mönchen auf dem Rheine ein. So gelangte er zu dem Meerbusen (heutiges Tages der Zuidersee genannt), der Holland von Friesland trennt.

Mit seinen Begleitern durchzog er das Land, und predigte das Evangelium. Er unterdrückte das Heidenthum, errichtete christliche Kirchen, und taufte viele Tausende der Erwachsenen und Kinder. Schon war er im Begriff, diese Neugetauften, nachdem er sie in der heiligmachenden Lehre Jesu Christi unterrichtet hatte, durch die heilige Firmung in dem standhaften Bekenntnisse derselben zu befestigen, als er einen gewaltsamen Tod erlitt.

Er hielt sich im Jahre 755 zwischen Ost- und Westfriesland auf. Dort lebte er am Flusse Burda, der Grenze beider Landschaften, mit seinem Gefolge unter Zelten, die gleichsam ein Lager bildeten.

Der Tag, an welchem die Firmung der Neugetauften vollzogen werden sollte, war angebrochen (5. Juni 755); aber statt der Neugetauften, die der heilige Bonifacius erwartete, erschien plötzlich ein Haufe heidnischer Friesen. Der jüngere Theil seiner Gefährten wollte sich zur Wehre setzen; er aber trat mit den ältern Geistlichen und mit Reliquien, die er immer mit sich führte, aus seinem Gezelt hervor, und rief den Seinigen zu: „Lasset ab vom Streit! leget die Waffen nieder! Denn es stehet geschrieben: vergeltet nicht Böses mit Bösem. Der Tag unserer Auflösung ist da. Seyd stark in dem Herrn! Hoffet auf Ihn; Er

wird unsre Seele erlösen." Dann wendete er sich zu den Aeltesten, die um ihn standen, und ermahnete sie, sie alle möchten mit ihm in Hoffnung ewiger Belohnung muthig leiden.

Während er noch also redete, stürzte ein bewaffneter Haufe auf ihn los, erschlug ihn und sein Gefolge, und plünderte sein Lager. *)

Dieß das Leben, dieß der Tod eines Mannes, der würdig war, unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt, und mit dem Ehrennamen „Apostel von Deutschland" geschmückt zu werden. Er war ein Christ in der schönsten Bedeutung des Worts, voll unablässigen Strebens, Licht, Wahrheit und Gottesfurcht zu verbreiten, und das zeitliche und ewige Wohl von Millionen zu befördern.

Ehret sein Andenken, und haltet heilig, was die gütige Vorsehung euch durch ihn geschenket hat!

20.

Achtung für Gottes heiliges Gesetz.

Die Machabäische Mutter und ihre sieben Söhne.

Nachdem der alte Eleazar durch sein heroisches Ende in Mitte der Peinigung seiner ganzen Nation das größte Beispiel der Herzhaftigkeit und Verachtung des Todes hinterlassen hatte, wurden dem syrischen Könige Antiochus

---

*) Auf diesen Tod des heil. Bonifacius bezieht sich das Titelkupfer, auf welchem der Heilige eben aus dem Gezelt hervortritt, und die jüngern seiner Freunde vom Streite abmahnt.

Epiphanes, dem grausamsten Verfolger der Juden, sieben Brüder mit ihrer Mutter vorgeführt. Beschämt, daß er die Standhaftigkeit eines neunzigjährigen Greises nicht besiegen konnte, glaubte er über das zarte Gefühl einer Mutter und über das blühende Alter ihrer sieben Söhne zu triumphiren. Allein Mutter und Kinder waren fest entschlossen, eher den schrecklichsten Peinen zu unterliegen, als sich für den schändlichen Götzendienst zu erklären. Der Tyrann ließ ihnen dann Speisen vorsetzen, welche zu genießen ihnen nach dem Gesetze verboten war, und sparte weder Verheißungen, noch Drohungen, um sie zum Essen zu bewegen. Da sie sich aber standhaft dagegen weigerten, so befahl der König, die Mutter und ihre Kinder in seiner Gegenwart mit Ruthen zu hauen. Gelassen ertrugen sie die Mißhandlung, und der älteste von den Söhnen erklärte fest und muthig: daß er damit nichts über sie vermögen würde, denn sie wären bereit, um des Gesetzes willen auch selbst zu sterben. Dieß setzte den Tyrannen in Wuth; er befahl, diesen ersten auf die grausamste Art, im Angesicht der Mutter, langsam zu Tode zu quälen. Während die Zubereitung zur Marter geschah, ermunterten sich die Mutter und die Söhne untereinander, standhaft und unverzagt den Tod zu leiden; und selbst die entsetzlichste Todesart erschütterte ihren Muth nicht.

Kaum hatte der erste unter schrecklichen Qualen — die ich hier nicht beschreiben mag, um das Gefühl meiner jungen Leser zu schonen — ausgelitten, als sich auch der zweite den Händen der Peiniger darstellte, und so auch die übrigen die Reihe hindurch. Jeder von ihnen drückte die Empfindungen seines Herzens auf die ihm eigene Art aus. Mit Lebhaftigkeit warfen einige dem Tyrannen das Unrecht vor, das er an ihnen beginge, und forderten ihn vor das gerechte Gericht Gottes; andere unterwarfen sich mit Demuth dem Schicksal, welches Gott mit Gerechtigkeit und aus

weisem Zweck über sie verhängt habe; alle aber erklärten mit freudiger Hoffnung ihre Ueberzeugung von einem bessern Leben, und erwarteten mit Zuversicht, daß ihnen Gott das nach dem Tode ihres Leibes wieder ersetzen werde, was sie aus Gehorsam gegen seine Befehle ihm jetzt aufopferten. „Ja, meine Kinder," rief die Mutter, die bei dem Leiden ihrer Söhne noch unerschüttert Zeugin ihrer Standhaftigkeit war, ihnen unter den Qualen zu, „ja, ich bin eure Mutter, und habe euch geboren, aber das Leben und die Seele habe ich euch nicht gegeben; auch bildete ich eure Glieder nicht. Gebt nun Gott wieder, was er euch gab! Er, der die Welt und alle Menschen schuf, wird euch das, was ihr jetzt um des Gesetzes willen wagt und aufopfert, gewiß wieder geben."

Antiochus selbst wurde von Bewunderung ergriffen, als er die Standhaftigkeit und den getrosten Muth sah, mit welchem einer dieser Söhne nach dem andern unter den Händen der Peiniger das Leben aufgab. Noch war der jüngste Sohn mit der Mutter übrig. Die Unschuld des Knaben, die Todesangst, die sich beim Anblick seiner sterbenden Brüder in seinem blassen Gesichte ausdrückte, und die er vergeblich in dem Busen seiner Mutter zu verbergen suchte, rührte selbst den Tyrannen, daß er noch an diesem den Versuch machen wollte, ob er nicht durch Herablassung und Güte mehr, als durch Strenge ausrichten könnte. Er nahm ihn daher besonders, versicherte ihn seiner vorzüglichen Gnade, und versprach ihm, daß er ihn in den angesehensten und glücklichsten Zustand erheben wollte, wenn er von dem väterlichen Gesetz abweichen würde. Als er mit allen diesen Vorstellungen nichts ausrichtete, bat er die Mutter, sie möchte doch dem Knaben zureden, sein Leben zu erhalten. Die Mutter schien einzuwilligen, schloß den einzigen ihr noch übrigen Sohn in ihre Arme, drückte ihn an ihre mütterliche

Brust, und sprach: „Du mein liebes Kind, das ich mit Schmerz und Mutter-Sorgfalt geboren und erzogen habe, jetzt erbarme dich meiner! jetzt zeige, daß du mein Sohn bist! Siehe den Himmel über dir, siehe die Erde mit Allem, was auf ihr ist: das hat der Allmächtige aus Nichts erschaffen; auch der Mensch empfing das Leben von ihm. Fürchte du daher deine Mörder nicht, sondern stirb, stirb so, wie deine Brüder, willig und getrost, damit Gott, der Gnädige, dich auch mit ihnen wieder lebendig mache, und dich mir wieder gebe."

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als sich der Knabe zu den Henkersknechten wendete, und mit festem Tone sprach: „Worauf wartet ihr? Meinet ihr, ich werde mich dem Willen des Tyrannen unterwerfen? Nein! ich fürchte den Tod so wenig, als meine Brüder, die nach kurzen Qualen zu dem bessern Leben gekommen sind, das Gott uns verheißen hat, der Gott, der gerecht ist, der das Schreien der Unschuldigen hört, und ihre Seufzer schwer an dir, Tyrann! der du jetzt so stolz auf deine Macht bist, rächen wird!"

Antiochus knirschte vor Wuth, befahl, den Knaben noch mehr als die übrigen zu martern, und beschloß das schreckliche Schauspiel zuletzt mit der Hinrichtung der Mutter.

O du des Andenkens aller guten Menschen würdige Mutter! Welch eine Siegeskrone wird dir Der gereicht haben, für dessen heiliges Gesetz du siebenfachen Martertod in deinen Söhnen erduldet hast!

21.

Ansver.

Zur Zeit des Königs Kanut von Dänemark, welcher, bei erlangter großer Macht, in seinem Reiche das Christen-

thum und eine größere Kultur zu verbreiten suchte, brachte Schleswig einen Mann hervor, der es verdient, nie vergessen zu werden, so lange noch Eifer für Religion unter die vornehmsten Tugenden gerechnet wird. Dieß war Ansver, ein Sohn Aswalds, der zu den angesehensten Männern des Landes gehörte. Obschon ihm, bei seinem großen Reichthume, alle Vergnügungen der Sinne zu Gebote standen, so wählte er doch freiwillig den Beruf eines Verkündigers des Christenthums unter den Heiden. Seine Eltern suchten ihn von diesem Vorsatze abzubringen, da jener Beruf bei der damals noch herrschenden wilden Denkungsart mit großen Gefahren verbunden war. Allein Ansver folgte seinem innern Drange, und begab sich in das Kloster Ratzeburg, dessen Mönche größtentheils kundige Religionslehrer waren, und sich, ohne Rücksicht auf irdische Vortheile, eifrigst bemühten, ihre Landsleute mit den heilsamen Wahrheiten des Christenthums bekannt zu machen.

In kurzer Zeit zeichnete sich Ansver vor seinen Ordensbrüdern durch Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Thätigkeit aus. Er predigte dem Volke in den umherliegenden Orten, und hatte die Freude, manche Seele für die himmlische Lehre Jesu zu gewinnen.

Aber nicht lange, so verschwand die Ruhe, welche die Christen einige Zeit genossen hatten, da die wilden slavischen Völker in's Land kamen, und die Christen ganz auszurotten suchten. Sie stürmten auch das Kloster Ratzeburg, ergriffen Ansver und seine Mitarbeiter, und schleppten sie heraus, um sie zu steinigen. Als Ansver sah, daß hier keine Rettung zu hoffen war, bat er seine wüthenden Feinde nur noch um den Gefallen, daß er zuletzt hingerichtet werden möchte. Es wurde ihm gewährt. Ansver nützte diese wenigen Augenblicke, um seine leidenden Brüder zur standhaften Ergebung in Gottes Willen zu ermuntern.

Als keiner mehr übrig war, kniete er selbst hin, breitete seine Hände gen Himmel, und ließ sich tödten, ohne in seinem Glauben und in seiner Christenhoffnung zu wanken.

22.

Gott prüft — Gott schützt die Unschuld.

Der arme Leinweber.

(Eine wahre Geschichte.)

In einem von Straßen und Städten abgelegenen Dörfchen wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtschaffen, aber arm. Seine Frau, eben so fromm und gutherzig wie er, half ihm treulich beim Handwerk mit Garnspulen, vom frühen Morgen bis an den späten Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochen lang nichts, als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber sie waren glücklich, denn sie lebten friedlich zusammen, und hatten ein gutes Gewissen.

Der Himmel hatte ihnen drei hoffnungsvolle Kinder geschenkt, die sie mit Sorgfalt erzogen, und zu allem Guten anleiteten. Wer zu den braven Leuten kam, der freute sich ihres Frohsinns und ihres liebevollen Umgangs, und Mancher nahm gern mit Kartoffeln in ihrer Mitte vorlieb, um sich zu erbauen an ihren Reden und ihrem Wandel.

Einstmals, an einem schönen Sommerabend, kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber; er grüßte die Leutchen gar liebreich, und bat sie, ihm nicht übel zu nehmen, daß er noch so spät sie störe. „Ich mache eine Fußreise nach Weinsheim," sprach er, „und kenne den Weg nicht; wollt Ihr wohl so gut seyn, und mich eine Stunde

weit begleiten? Hernach kann ich den Weg wohl selber finden. Ich will Euch reichlich dafür belohnen.“ Flugs sprang der Weber von seinem Stuhl, zog seinen abgetragenen, aber sauber geflickten Rock an, und schritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her.

Unterwegs sprachen die Beiden von allerhand Dingen, und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finster geworden war, stand der Unbekannte auf einmal still, zog ein Pfeifchen aus der Tasche, und pfiff so durchdringend, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr. In dem Augenblicke stürzten acht bis zehn fürchterliche Kerle aus dem nahen Gesträuche hervor, und besprachen sich dann mit dem Fremden, der ihr Hauptmann war, über den Einbruch in einer nahen Mühle, den sie in dieser Nacht vorhatten.

Der Anführer stellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neuangeworbenen Kameraden vor, der zwar etwas furchtsam sey, welches sich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf seine Knie, und flehte um Erbarmen; aber der Räuberhauptmann setzte ihm die Pistole auf die Brust, und brüllte: „Entweder gehe mit, oder stirb!“ Dann faßten ihn zwei Räuber zwischen sich, und schleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten sie bei der Mühle an; es wurde eingebrochen, und der arme Leinweber, nebst noch einem Andern, mußte Schildwache stehen. Allein man war diesen Spitzbuben auf die Spur gekommen: hier war ihr Maß voll; der Hauptmann, der Leinweber und noch einige Andere wurden gefangen, die Uebrigen entflohen.

Indeß fing die arme Frau zu Hause an zu sorgen und zu zagen; ihr Mann blieb aus, und da er mit anbrechendem Morgen noch nicht zurückkehrte, wurde ihr unaussprechlich angst. Die Nachbarn gingen aus, ihn zu suchen, aber sie

hörten und sahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war trostlos, und noch wußte sie nicht einmal, welche Schreckenspost sie erhalten sollte. Gegen den Abend erst erfuhr man den Einbruch in der Bölzheimer Mühle, und zugleich, daß der Leinweber mit dabei gewesen, nebst dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß sitze.

Jetzt ließ sich die Arme nicht mehr halten; sie überließ einer Nachbarin die Sorge für ihre Kinder, und lief, was sie laufen konnte, nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag. Ihr erster Gang war zum Beamten, dem sie den Hergang der Sache erzählte so gut sie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bat, ihren armen, unglücklichen Mann zu befreien. Aber der Beamte, obgleich er von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen, denn die Sache mußte förmlich nach den Gesetzen ausgemacht werden; doch erlaubte er ihr, ihn zu besuchen.

Unbeschreiblich ist der Auftritt, der nun erfolgte. Die beiden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott, dem Retter der Unschuld; dann suchte der Mann die arme Frau zu beruhigen, und bat sie, sich fest an Gott zu halten, der sie gewiß in dieser schrecklichen Noth nicht verlassen würde. Denn wenn er auch gefehlt hätte, indem er vielleicht lieber den Tod hätte vorziehen sollen, statt daß er mit den Räubern gegangen wäre, so sey doch auch dem Allwissenden bekannt, daß er nur um seiner Familie willen den Tod gescheut, und aus Liebe zu ihr schwach geworden wäre, in der Hoffnung, Gott, der seine Unschuld wisse, werde ihn aus dieser Noth erretten. Dann trennten sich die guten Leute, gestärkt im Vertrauen und im Aufblick zu ihrem himmlischen Vater, und die Frau kehrte wieder zu ihren Kindern zurück; doch besuchte sie ihren Mann oft,

und bei jeder Zusammenkunft stärkten sie einander in gläubigem gemeinschaftlichen Gebete.

Aber die Obrigkeit war durch viele auf einander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Gesetze zu schärfen, und nach diesen hatte auch der arme Leinweber das Leben verwirkt, weil er bei der Bande war ergriffen worden. Was aber das Schlimmste war: der Räuberhauptmann hatte mit seinen Kameraden verabredet, sie wollten den Leinweber an den Galgen bringen, es möge kosten, was es wolle; demnach waren sie unter einander einverstanden, was jeder bei dem Verhör seinetwegen aussagen sollte. Der Anführer behauptete, der Leinweber sey schon bei mehreren Einbrüchen gewesen, und gab dann die Orte an, und mit dieser Aussage stimmten die Uebrigen überein. Wenn dann der Beamte Alle zusammen verhörte, und der arme Leinweber seine Unschuld betheuerte, so wußten die Räuber ihre Behauptung so wahrscheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb; ja sie wagten es, ihm in's Angesicht zu sagen: ob er sich denn nicht vor Gott fürchte, daß er so läugne? — So ging es von einem Verhör zum andern, und der arme, unschuldige Mann hatte keine Vertheidiger, als heiße Thränen.

Endlich wurden die Akten geschlossen, und dem Obergericht übergeben. Dieses verfaßte nun kaltblütig das Urtheil: der Leinweber sollte zuerst gehangen werden, und sodann auch die Uebrigen, nachdem sie die Hinrichtung des Ersten mit angesehen hätten. — Nachdem der Fürst dieß Urtheil unterschrieben, wurde es den Gefangenen bekannt gemacht, und zugleich auch bestimmt, daß es in drei Tagen vollzogen werden sollte. Das Mitleiden mit dem armen Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein; denn Jedermann hielt ihn für unschuldig; nur daß er nicht hätte mitgehen sollen, war die allgemeine Stimme.

Der Pfarrer seines Ortes besuchte ihn oft, und fand

ihn, wie man leicht denken kann, in den traurigsten Umständen; er suchte ihn durch die Trostgründe der Religion aufzurichten, und betete mit ihm auf die rührendste Weise, so daß der gute Mann endlich Muth faßte, und sich den Vaterarmen seines Gottes kindlich übergab. —

Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief sie, so wie sie ging und stand, nach der Residenz, und verlangte mit der Fürstin zu sprechen. Nun traf es sich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geschichte war erzählt worden von einem armen, unschuldig hingerichteten Hausvater; dieß hatte Anlaß gegeben, auch von dem gefangenen Leinweber zu reden, denn die Sache war auch am Hofe bekannt. Der Fürst verfiel in tiefes Nachdenken. — Da wurde die Frau gemeldet und augenblicklich vorgelassen. Ihr ehrliches, gutmüthiges Gesicht und ihre Wehmuth sprachen so laut, daß der Fürstin die hellen Thränen über die Wangen liefen, und sie von der Unschuld ihres Mannes überzeugt wurde. Sie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürsten; auch er wurde zu Thränen gerührt, und sagte: „Gute Frau! Euer Mann soll leben; ich will sogleich Jemand abschicken, der dem Beamten diesen Befehl überbringt.“ — Das war aber auch hohe Zeit; denn es war Abend, und den andern Morgen um neun Uhr sollte der Unglückliche zum Tode geführt werden. Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürstin ließ darauf die Frau erquicken, und dann eilte diese mit Himmelsfreude und mit lautem Dank gegen Gott wieder fort. Allein sie war kaum zwei Stunden gelaufen, so konnte sie nicht weiter; sie mußte also einige Stunden ausruhen, so daß sie erst am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurückkam.

Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen sollte, stürzte mit dem Pferde, und hatte einen Fuß

verrenkt, so daß er nicht weiter konnte. Zum Glück war es nahe bei einer Poststation; er blieb also da, und übergab dem Posthalter den Gnadenbrief, der ihn dann so schnell als möglich durch einen Postillon weiter schickte. Demungeachtet wurde durch diesen unglücklichen Vorfall das Ueberbringen um Vieles verspätet. Hiervon wußte der arme Leinweber nichts, und der Amtmann eben so wenig.

Die Glocke schlug neun, und das arme Sünder-Glöcklein tönte schauerlich in einzelnen Schlägen. Der Leinweber, von seinem frommen Seelsorger begleitet, trat nun seinen Todesgang an; ihm folgte der Räuberhauptmann nebst den übrigen Gefangenen, von einer Kompagnie bewaffneter Bürger und einer großen Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend begleitet.

Stillergeben betete er mit dem Pfarrer zum Herrn über Leben und Tod; aufmerksam beobachtete ihn der Räuberhauptmann. Nun war der Zug beim Hochgerichte angekommen, und der Leinweber schickte sich geduldig an, die Todesstrafe zu leiden. — In dem Augenblicke kam ein Postillon gesprengt, — hoch in der Luft einen großen Brief haltend, den er dem Beamten überreichte; dieser riß ihn hastig auf, und rief freudig erschrocken: „Gnade, Gnade für den Leinweber!“ Nun entstand ein Jubel unter den Tausenden, der kein Ende nehmen wollte. —

Wie vom Donner gerührt starrte der Räuberhauptmann in die Höhe; dann bat er sich vom Richter die Erlaubniß aus, zum Volke reden zu dürfen, und nachdem es ihm gestattet war, trat er auf das Blutgerüst, und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, so daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief mit starker Stimme: „Es ist ein Gott! und dieser Gott ist gerecht! — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich Ihn auch nicht, und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir doch

oft in meinem sündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es sey ein Gott, der die Welt regiere; dieß wollte ich nun gewiß wissen, und dachte, wenn ich einen durchaus unschuldigen, frommen Menschen zu meiner Gesellschaft brächte, und ihn zwänge, an unsern Verbrechen Theil zu nehmen, so könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen gibt, unmöglich zulassen, daß ein solcher unschuldiger Mensch mit uns in gleiche Strafe verfiele; Er müßte ihn retten, wie auch jetzt wirklich geschehen ist: denn der Leinweber ist vollkommen unschuldig, und ein frommer, rechtschaffener Mann. Mit ihm habe ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja, wahrlich! es ist ein Gott, und ein gerechter Gott!" — Und nun bat er um die Gnade, wieder in's Gefängniß gebracht zu werden, indem er versicherte, er habe noch wichtige Geständnisse zu machen. Er wolle alsdann seine Strafe gern leiden, die er doppelt und dreifach verdient habe. Dem Räuber wurde seine Bitte gewährt; er und seine Gefährten wurden wieder zurückgeführt, und in Ketten geschlossen.

Unterdessen hatte man den Leinweber erquickt und gestärkt, und so wie man ihn aus dem Kreise brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn in die Stadt; andere sammelten Geld für ihn, so daß er einige hundert Gulden bekam. Wie man ihn so die Straße herauf trug, kam seine Frau von ihrer Reise zurück in die Stadt; sie sah das Zusammenlaufen der Leute, hörte das Rufen: „Sie bringen den Leinweber! Er hat Gnade erhalten! er ist unschuldig!" und zugleich erblickte sie ihn auch von ferne, wie er mit Freudengeschrei, auf den Schultern getragen, einherzog.

Mit lautem Weinen des Entzückens folgte sie dem Zuge in's Wirthshaus. Das Wiedersehen der beiden Eheleute läßt sich nicht beschreiben. Sie wurden in einer Kutsche

nach Hause gefahren: denn die schweren Leiden hatten sie so angegriffen, daß sie nicht gehen konnten. — Durch das Geld, welches der Leinweber bekommen hatte, half er sich nun auf, und Gottes Segen war mit ihm; für die ausgestandenen Drangsale lohnte ihn eine lange Reihe glücklicher Jahre.

Diese Geschichte trug sich zu im Jahre 1788.

23.

Die durch Unglück geprüfte Tugend.

Zu Niktin, einem Städtchen an der russischen Grenze, lebte zur Zeit der Regierung Katharina's II. ein Zolleinnehmer, Namens Tzernikow. Zufrieden mit seinem Schicksal, sein beschwerliches Amt treu und fleißig verwaltend, schwanden ihm und seiner braven Gattin die Tage reich an stillen häuslichen Freuden dahin. Die Geburt eines Töchterchens hob sie zum Gipfel des Glückes. Nahyda, so hieß das Mädchen, wuchs frisch und kräftig heran, an frommem Sinne das schöne Ebenbild der Eltern, die auch nichts versäumten, ihr Herz durch Wort und Beispiel schon früh für alles Gute und Edle zu bilden. Mit ganzer Seele hing sie auch an ihnen, und mit überströmender Zärtlichkeit hörte man sie oft voll Rührung und Herzlichkeit sprechen: „O wie lieb habe ich euch, guter Vater, gute Mutter! Könnte ich doch nur den kleinsten Theil dessen euch vergelten, was ihr täglich voll Liebe für mich thut.“

„Wir haben doch den Himmel auf Erden,“ sagte der Zolleinnehmer manchmal zu seiner Frau, „und wie gut und hoffnungsvoll ist das Kind, das der liebe Gott uns geschenkt

hat. Dank sey Ihm, dem Geber alles Guten, tausendmal Dank!"

Aber ach, unbeständig ist Erdenglück! Schon zogen sich düstere Wolken über den Häuptern der frommen Familie zusammen, und sie sollten sich bald in einem schweren Gewitter entladen.

Ein Jahr war noch in friedlicher Stille vergangen, als sich ein fremder Kaufmann im Orte niederließ. Dieser hatte bis jetzt in einer andern Grenzstadt gewohnt, und durch Schleichhandel ein bedeutendes Vermögen erworben. Mochte er es nun dort nicht mehr für sicher halten oder eine andere Ursache ihn bestimmen — genug, er wanderte nach Niktin aus und zwar mit dem festen Vorsatze, sein sündhaftes Gewerbe daselbst mit frischen Kräften fortzusetzen. Hier aber fand er unerwarteten Widerstand. Tzernikow, den die allgemeine Achtung nur den Ehrenmann von Niktin nannte, war freundlich und liebreich gegen Jedermann, und diente wo er nur konnte; aber wenn es die Pflichten seines Amtes betraf, war er unerbittlich streng, und es galt kein Ansehen der Person. — Der Kaufmann versuchte beim neuen Zöllner, was ihm beim vorigen leider nicht mißlungen war: er suchte durch Bestechung denselben dahin zu vermögen, daß er bei seinem betrügerischen Treiben ein Auge zudrücke. Tzernikow stutzte. Der Kaufmann bot bedeutende Summen. „Herr!" antwortete endlich Tzernikow, „es mag Ihnen Ernst seyn, oder Sie mögen mich nur auf die Probe stellen, ich werde nie wider meine Pflicht handeln. Wagen Sie es ja nicht mehr, mir etwas anzubieten, was Ihre Person entehrt, und mein Gewissen verletzen würde. Ich habe keinen Sinn für Ungerechtigkeit."

Der Kaufmann war betroffen. „Sie werden es bereuen!" sagte er, und griff beschämt nach der Thüre. Von

diesem Augenblick an dachte er auf Rache. Seine Erbitterung stieg mit jedem Tage. „Er soll es fühlen," sagte er öfters im Stillen zu sich, „was es auf sich habe, einen Mann wie mich so von sich zu weisen!" Unruhig über das Mittel, seine verbotenen Waaren ferner in das Land hereinzubringen, nahm er endlich, den unbestechlichen, Tag und Nacht wachsamen Beamten zu entfernen, seine Zuflucht zu schändlicher Verleumdung. Er übersandte dem Fürsten Potemkin, der bei der Kaiserin viel vermochte, mehrere kostbare Geschenke, und schrieb einen Brief dazu, worin er, die wärmste Anhänglichkeit und Treue heuchelnd, vor Tzernikow, als einem bösen Manne, warnte, der von der Kaiserin und dem Fürsten ärgerlich geredet habe. Da war nun die Schlinge bereitet, in die der Zöllner fallen sollte. Potemkin überreichte den Brief der Kaiserin. . .

Eines Tages, als Tzernikow mit Frau und Tochter, mitten unter guten Freunden, bei Tische saß, hörte er vor dem Zollhause Waffengeräusch. Er wollte von seinem Sitze aufstehen, und zum Fenster gehen. Da trat ein Unteroffizier mit einigen Soldaten herein, und kündigte ihm an, daß er Befehl habe, ihn auf der Stelle in's Gefängniß zu führen. Die Frau fiel in Ohnmacht, das Mädchen schrie und weinte. Tzernikow, so bestürzt ihn das Erscheinen bewaffneter Soldaten im ersten Augenblicke gemacht hatte, faßte sich bald wieder, und suchte seine Frau, die sich nach und nach erholte, zu trösten. „Sey ruhig, liebes Weib," sagte er, „ich bin unschuldig. Gott weiß es, und die Kaiserin soll es inne werden, daß ich unschuldig bin. Ich werde bald wieder bei dir und meinem Kinde seyn." „Nein," antwortete sie, sammelte alle ihre Kräfte, und raffte sich vom Bette empor, auf das sie sinnlos hingefallen war, „ich will seyn, wo du bist!" Sie faßte ihn beim Arme, das weinende Mädchen hielt sich am Kleide der Mutter fest, und

so wanderte die leidende Unschuld unter Seufzern und Thränen dem Gefängnisse zu.

Lange dachte Tzernikow über die Ursache seiner Verhaftung nach. Endlich fiel ihm der Kaufmann ein. Er erinnerte sich der Worte: „Sie werden es bereuen!“ und zweifelte nun nicht mehr daran, daß er der Urheber seines gegenwärtigen Zustandes sey. Nun wurde es ihm leichter um's Herz. Er beruhigte seine Frau, indem er ihr seine gewisse Vermuthung mittheilte, und sehnte sich nach dem Tage, an welchem er vor dem Richter seine Unschuld aufdecken könnte. Aber die Kränkung, die er und die Seinigen erlitten hatten, sollte nur der Anfang und noch lange nicht das Ende der Leiden seyn. O Verleumdung, Verleumdung! wie viel Unheil stiftest du in der Welt!

Die entscheidende Stunde schlug. Tzernikow wurde gerufen. Nach einigen Minuten gespannter Erwartung erschien endlich ein Polizeibeamter, und sprach das schreckliche Wort: „Sie sind auf unbestimmte Zeit nach Sibirien verwiesen.“ Seiner Unschuld sich bewußt, antwortete Tzernikow voll Geistesruhe: „Erlauben Sie mir, um die Ursache meiner Verbannung zu fragen. Ich will mich verantworten: denn ich weiß mich keines Verbrechens schuldig.“ „Ich bin Ihr Richter nicht,“ erwiederte der Beamte, „und der kaiserliche Befehl gibt die Ursache Ihrer Verbannung nicht an. Ihr Schicksal geht mir zu Herzen, aber ich kann leider nichts für Sie thun. Im Uebrigen müssen Sie morgen schon reisen. Hier ist eine Abschrift des Befehls, von der Polizei untersiegelt.“

Als Tzernikow zurückkehrte, sagte er seiner Frau, die sich unterdessen mit dem trostvollen Gedanken an Gottes weise und väterliche Regierung gestärkt hatte: „Meine Sache steht leider sehr schlimm, aber — man hat mir doch dich und mein Kind nicht genommen.“ „Was Gott thut, das ist

wohlgethan," sprach die Frau, „ohne Murren laß uns ertragen, was Sein heiliger Wille über uns verhängt!" So viel Standhaftigkeit hatte Tzernikow dem weiblichen Geschlechte nicht zugetraut. „Gut," antwortete er, und drückte ihr bewegt die Hand, „unsere Herzen stimmen zusammen; Gottes Wille ist auch der meinige. — Ich bin nach Sibirien verwiesen. Die Ursache meiner Verbannung ist bis jetzt verborgen; mir ist es genug, daß ich unschuldig verbannt bin." „Ich bin nirgends unglücklich," sagte das edle Weib entschlossen, „wenn ich nur bei dir bin. Die Gefährtin deines Glückes will auch die Gefährtin deines Unglücks seyn."

Ungeachtet Nahyda erst acht Jahre alt war, machte das Gespräch der Eltern doch tiefen Eindruck auf sie. „Mutter," sagte sie wehmüthig, „seyd ihr denn heute wieder so traurig?" „Nicht mehr sehr viel," antwortete die Mutter liebreich. „Morgen werden wir verreisen, und du sollst bei uns seyn." Sie legte die Hand auf Nahyda's Haupt; das Kind griff nach der Hand, küßte sie, und war mit dieser Antwort zufrieden.

Tzernikow hatte Erlaubniß erhalten, seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und dazu benützte er die wenigen Stunden, die ihm noch übrig waren; und weil er von Jedermann geschätzt und geliebt wurde, so erhielt er auch von achtbarer Seite ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter Sibiriens.

Das Fuhrwerk war gepackt. Der Morgen brach an, und Vater, Mutter und Tochter waren reisefertig. Die Einwohner des Städtchens riefen noch einen freundlichen Morgengruß und den herzlichen Wunsch einer glücklichen Reise zu, und begleiteten sie unter Thränen zum Thore hinaus. Tzernikow dankte mit einer Miene, in welcher Himmelsfriede lag, indessen seine Frau und sein Kind vor Schluchzen kein Wort mehr reden konnten; und so fuhren

sie im Jahre 1791 in Begleitung eines rohen Gerichtsdieners ihrem düstern Verhängnisse entgegen.

Es war schon kalte Jahreszeit, und je weiter sie sich von Niktin entfernten, desto mehr nahm die Kälte zu und die Zahl guter Menschen ab. Die Leute, unter die sie auf ihrer Reise geriethen, begegneten ihnen bald mit bitterm Hohne, bald mit Verachtung. Aber wo frommes Vertrauen auf Gott im Herzen wohnt, da erträgt man leichter die Schläge des Schicksals; und wenn ihnen manchmal Begegnisse widerfuhren, die ihre ganze Seele erschütterten, so heiterte ein Blick auf ihre Tochter die Eltern wieder auf — so sanft, so duldend und dabei so munter betrug sich Nahyda auf der beschwerlichen Reise.

Nach zehn Wochen kamen sie zu Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, an. Tzernikow überreichte das Empfehlungsschreiben, welches er bei sich hatte, dem Statthalter, der ihn sehr freundlich aufnahm. Theilnehmend tröstete er den Unglücklichen, ließ ihm eine Hütte und eine Strecke Landes, nicht weit von der Hauptstadt, anweisen, und erlaubte ihm, sich seine Lage so erträglich zu machen, als sein Vermögen nur irgend gestatte. Bis der Boden, den er bearbeiten sollte, Früchte tragen konnte, theilte man ihm, seiner Frau und dem Kinde alle Wochen Brod, Hülsenfrüchte, Kartoffeln und des Sonntags Fleisch zu. Zwar wurde Alles nur in kärglichem Maße gereicht; aber Tzernikow hatte zu Niktin durch gute Wirthschaft so viel erspart, daß er durch seine Frau in der Stadt kaufen lassen konnte, was zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse noch als nothwendig sich herausstellte.

Die neue Hauswirthschaft war geordnet, und nun hätte er nach der strengen Regierungsvorschrift neben dem Anbau seines Feldes sofort in jedem Monat 12 Hermeline, 6 Zobel und 36 Füchse zur Statthalterschaft liefern sollen.

Die ersten 6 Monate sprach ihn jedoch der menschenfreundliche Statthalter von aller Lieferung frei, und erlaubte, im Falle die Hermelin- und Zobelbeute später nicht reichlich genug ausfallen würde, daß er sie mit Gelde ersetzen, oder das Fehlende nachholen dürfte, wenn er in einem andern Monate eine glücklichere Jagd gemacht hätte. Wie werth ist mir der Mann, der auch im Ueberflusse seines leidenden Mitmenschen nicht vergißt, und eine freundliche Hand ausstreckt, ihn wieder zu erheben, wenn ihn das Unglück niedergeworfen hat! Es hieß dieser Edle Wathschiky, und er verdient es, daß seinen Namen die Geschichte aufbewahrt.

Die Aussichten auf eine günstige Jagd waren anfangs trübe; denn die Unkenntniß der Gegend und das rauhe Klima vereitelten oft Tzernikow's Hoffnungen, und er mußte manchmal alle seine Kräfte anstrengen, sich so glücklich durch die Schneehügel durchzuarbeiten, daß er in keinen Abgrund fiel. Indessen holte seine Frau zu Hause Wasser aus dem gefrornen Flusse, oder Holz aus dem Walde, kochte, wusch, reinigte die Hütte, oder besorgte andere weibliche Arbeiten, und machte sich dabei den Unterricht und die Ausbildung ihrer Tochter zum Hauptgeschäfte. Wie sich der müde und vor Kälte erstarrte Vater freute, wenn ihm Nahyda einige Schritte außer der Hütte entgegen sprang, und ihm erzählte, was sie den Tag über von der Mutter gelernt hatte!

Tzernikow gewann bald das unbegrenzte Vertrauen der ganzen Gegend. Gewöhnlich kamen des Abends Nachbarn zu ihm, die wie er Verbannte waren, und es wurde manchmal bis in die späte Nacht geplaudert, und in heitern Erinnerungen an die Vergangenheit oft ganz die trübe Gegenwart vergessen.

Unter diesen Nachbarn war auch ein edler junger Mann, Namens Lupansky. Eine jugendliche Uebereilung

hatte ihm die Verbannung zugezogen. Dieser fand die herzlichste Theilnahme bei Tzernikow, und da gute Herzen leicht zusammenstimmen, so schloß er sich bald so eng an diese Familie an, daß sein zartes Herz nirgends mehr als in ihrer Mitte Erleichterung finden konnte. Tzernikow und Lupansky lebten wie Brüder zusammen, gingen mit einander auf die Jagd, und erreichten bald einen so hohen Grad von Jägergeschicklichkeit, daß sie mehr als die bestimmte Zahl der Thiere würden geliefert haben, wenn man ihnen nicht erlaubt hätte, den Ueberschuß zu verkaufen, und das Geld für ihre Bedürfnisse zu verwenden.

Mit dem Beginn des Sommers hörte die gezwungene Jagd für einige Monate auf, und Tzernikow machte sich mit Eifer an die Bestellung seines Feldes. Er legte auch einen Garten an, den seine Frau bearbeitete. Den Ueberfluß der Feld- und Gartengewächse verkauften sie in der Stadt. Fünf Jahre trieben sie es so, und halfen dadurch nicht nur jedem Mangel ihres Hauswesens ab, sondern legten auch für Fälle, die sich nicht voraussehen lassen, ein schönes Stück Geld zurück.

Da wurde Wathschiky plötzlich von seinem Posten nach Petersburg abgerufen. Es kam ein anderer Statthalter nach Tobolsk, der viele Aenderungen vornahm. Unter Anderm verordnete er auch, daß Tzernikow und noch zwanzig Verbannte bis in die Nähe des Städtchens Mangasea wandern und dort mit der Jagd und Fischerei sich beschäftigen sollten. Ein Donnerschlag für Tzernikow und seine Frau! Sie wurden über 600 Meilen weiter, in eine Gegend voll Eis und Schnee verwiesen, in der jede Aussicht verschwand, daß ihre Unschuld noch erkannt würde. Aber ihr duldender Sinn hielt auch diese Probe aus. Tzernikow zog die Religion zu Hülfe. „Gott ist unser Vater,“ sagte er, „und wird es seyn, wenn auch die ganze Welt sich zu

unserm Unglück verschwören sollte." Er flößte seiner Frau unter einem rührenden Blick gen Himmel Muth ein; und schnell erhoben sie sich über den Schmerz, den ihnen die Nachricht ihrer Versetzung verursacht hatte. Sie bepackten den Schlitten, der für sie bestimmt war, mit ihren Betten und Kleidern, verkauften in aller Eile ihre übrigen Habseligkeiten, und fuhren mit Nahyda, unter Begleitung der andern Leidensgenossen, in die rauhesten Einöden Sibiriens bei strengster Winterkälte fort. Den Schlitten waren Hunde vorgespannt, die dort ganz den Dienst unserer Pferde versehen. Dörfer sind selten, aber wo sie in welche kamen, mußte ihnen die Gemeinde Speise und Nachtlager verschaffen. So erreichten sie die Wüste Barbiensk, eine ungeheure Einöde. Beinahe 300 Meilen von Baraba bis Tomsk fuhren sie hier fort, ohne einen Menschen außer ihren Reisegefährten zu sehen. Lebensmittel für sich und die Hunde nahmen sie aus dem letzten Dorfe mit, das sie verließen.

So oft die Nacht einbrach, sahen sie die Wahrscheinlichkeit vor sich, entweder durch die Kälte, oder die wilden Thiere, die umherschwärmten, umzukommen. Sie mußten unter freiem Himmel übernachten, und jede Nacht mußte eine Person, die ein großes Feuer zurecht machte, der Gefahr wegen Wache halten. So schlief man in Gottes Namen, so gut man konnte, auf den Schlitten bis zum Anbruche des Morgens. Endlich riß sie der Anblick einer fernen Stadt aus ihren Aengsten. Sie kamen zu Jeniseisk an, und Tzernikow wurde mit Frau und Kind in einem Kaufmannshause einquartiert. Die guten Leute waren ganz entkräftet, und bedurften dringend einer Erholung. Man erlaubte ihnen vierzehn Tage Ruhe. Nahyda wurde bald mit des Kaufmannes Töchtern bekannt. Wie neu geboren stand sie unter ihnen, ihres Lebens wieder einmal so recht von Herzen froh geworden. Jeder Tag schlang das Freund-

schaftsband zwischen diesen edlen Seelen fester. Der brave Kaufmann bewies unsern Unglücklichen das liebevollste, werkthätigste Mitleiden, und Tzernikow konnte sich nicht enthalten, seiner Frau laut zu sagen, daß es unter jedem Himmelsstriche gute Menschen gebe. Aber wie schnell verflossen die Tage ihrer Erholung! Mit blutendem Herzen rissen sie sich von dieser edlen Familie los, und bestiegen wieder ihre Schlitten.

Drei Wochen dauerte ihre Reise noch, und binnen dieser Zeit sahen sie nur ein einziges Dorf. Nun entstand ein heftiger Sturmwind. Er jagte den Schnee so gewaltig zusammen, daß sie keinen Augenblick vor dem Sturze in einen Abgrund sicher waren. Nicht einmal die Fuhrleute konnten ihre Bangigkeit mehr verbergen. Sie verloren unter dem Schneegestöber jede Spur des Weges, und so wankte die ganze Reisegesellschaft zwischen Leben und Tod, bis sich der Sturm nach acht Tagen wieder legte. Da sahen sie den Fluß Jenisei. Hier beschlossen sie ein paar Tage unter Gottes freiem Himmel von den ausgestandenen unsäglichen Drangsalen auszuruhen. Sie gruben ein Loch in den Schnee, machten Feuer in die Grube, kochten Speise, wärmten sich, fütterten ihre Hunde. Nach zwei Tagen fuhren sie wieder weiter. Noch fand sich keine Spur von Menschen. Die Lebensmittel reichten kaum mehr etliche Tage zu, und der Gedanke, vom Hunger aufgerieben zu werden, quälte jetzt ihre Seelen. Noch ehe ihr Vorrath ganz aufgezehrt war, merkten die Fuhrleute, daß die müden Hunde die Ohren spitzten. „Wir sind gerettet!“ schrien sie dann plötzlich und hielten still. Die Hunde bellten. Tzernikow hörte nun deutlich Gebell von andern Hunden aus der Ferne. Die Freude unserer Reisenden war unbeschreiblich. Selbst die ausgemergelten Hunde zogen die Schlitten rascher, und nach einer halben Stunde erblickte man das Städtchen Mangasea.

In Mangasea verschaffte ihnen die Obrigkeit Quartiere, bis die zu ihrer Wohnung bestimmten Hütten, nahe am Ufer des Jenisei, gebaut waren. Die ganze Gegend ist eine Wüste, und so sumpfig, daß kein Halm Getreide wächst. Die Einwohner müssen Soldatendienste thun, und erhalten ihren Unterhalt vom Kaiser. Mehl und dergleichen holen sie im Sommer zu Wasser von Jeniseisk, und bezahlen es mit den Fellen wilder Thiere. Sie halten sich Pferde, Kühe und Schweine. Rings umher sind Berge und Wälder. Der Winter ist streng, und der Sommer dauert selten länger, als ein paar Monate. In dieser Gegend sollte Tzernikow seine bleibende Stätte haben, er, der es verdient hätte, daß es ihm besser als Tausenden in der Welt gehe. Doch die Zeit, welche dem Menschen nach und nach auch die schrecklichsten Uebel erträglich macht, bewies auch an ihm ihre Macht. Schweigend ging er mit Frau und Tochter, die jetzt schon zwölf Jahre zählte, in die neugebaute Hütte. „Gutes Muthes!" rief er, als sie beisammen waren. „Oft kommt man auf Dornenwegen schneller zum Ziele, als auf Rosenpfaden. Es lebt der alte Gott. Wir wollen von ihm ohne Murren annehmen, was uns Seine Vaterhand gibt."

Die Mutter ging mit Nahyda in das Städtchen, kaufte verschiedenes Geräthe, und ordnete mit ihr das neue Hauswesen. Des andern Tages kamen die Reisegefährten zu Besuch, welche bekanntlich gleichfalls an den Ort verwiesen waren, der einen so traurigen Anblick darbot. Tzernikows Freundlichkeit flößte ihnen Zutrauen ein, so daß einige Tage später auch mehrere Weiber der Verbannten erschienen, und mit der Frau ihres Leidensgenossen Bekanntschaft machten. Sie kamen nun sehr oft hieher. Unter ihren weiblichen Arbeiten sprachen sie meist von den Widerwärtigkeiten, die sie bisher erduldet hatten, aber zuletzt kam die Sprache fast immer auch auf die glückliche Vergangenheit

und Hoffnungen auf eine heitere Zukunft knüpften sich daran, und so gingen sie fast jedesmal getröstet in ihre Hütten zurück. Dieser vertrauliche Umgang linderte der Mutter Nahydens viele unangenehme Vorfälle ihres harmvollen Lebens, und wurde mit aller Liebe fortgesetzt.

Es begann der Sommer, und die Verbannten wurden von dem Befehlshaber des Bezirks, den man Woiwode heißt, zum Fischfange aufgefordert. Im Flusse Jenisei ist der große Fisch Osseter zu Hause. Er schwimmt so hoch, daß man ihn mit Wurfspießen tödten kann. Man fängt da auch den Stirledyky und Kosterky, Fische, die kleiner sind als der Osseter, aber so wie dieser eingeliefert werden mußten. Die übrige Ausbeute gehörte den Verbannten; denn der Fische sind hier in den Flüssen so viele, daß sie keinen besondern Werth haben. So kam denn Tzernikow oft schwer beladen mit Fischen nach Hause, die seine Frau bald auf der Stelle zur Speise bereitete, bald aber trocknete oder räucherte, und für den Winter aufbewahrte. Außerdem erhielt er, wie die andern Verbannten, alle Wochen die nöthigen Eßwaaren und einen halben Rubel an Geld. Im Winter mußten Bären, Wölfe und schwarze Füchse erlegt werden. Auf die Bären- und Wolfsjagd ging man alle Monate in geschlossenen Gesellschaften einmal, nahm Lebensmittel auf acht Tage, Hunde, Schlitten, Bretter, Piken und Schaufeln mit, und schlug Hütten auf, in denen man die Lebensmittel niederlegen und Nachts ausruhen konnte. Heiße Segenswünsche gaben Gattin und Tochter dem Gatten und Vater jedesmal mit auf den Weg, aber unter tausend Sorgen sehnten sie sich nach seiner Wiederkehr. Er kam unter Gottes väterlichem Schutze immer gesund und heiter zurück; nur fühlte er nach vier Jahren, die er hier verlebt hatte, daß seine Körperkraft um ein Merkliches abgenommen habe.

Unterdessen schien es ihm auch, daß seine Tochter, die jetzt

schon ziemlich erwachsen war, von Woche zu Woche tiefsinniger werde. „Liebes Kind," sagte er einst zu ihr, „Mißmuth ändert deinen Zustand nicht, und bringt weder mich, noch deine Mutter weiter. Wozu dein stiller Gram?" „Vater," antwortete sie mit einer Thräne im Auge, „auch in unserer Wüstenei höre ich oft von unsers neuen Kaisers Güte und Menschenfreundlichkeit sprechen... Ich will nach Petersburg reisen, ihm zu Füßen fallen, und ihn um Gerechtigkeit für meinen Vater bitten. O lassen Sie mich, lassen Sie mich ziehen!" Hier fiel ihr Tzernikow in die Rede. „Mein Kind," sprach er, „nahe am Herzen liegt mir das theure Vaterland, aber du doch noch mehr. Denke dir eine so mühselige und gefährliche Reise!" „Vater," fuhr Nahyda fort, „Sie und die Mutter sind mein Alles. Die Beschwerden der Reise schrecken mich nicht; aber daß ich so lange ein unglückliches Mädchen seyn muß, als mein Vater ein unschuldiger Verbannter ist, das schreckt eine Tochter, die ihren Vater zärtlich liebt; und dieser Gedanke ist es, der mein Herz ohne Unterlaß trübt." Hier brach Nahyda in laute Thränen aus. „Laß sie, guter Mann, laß sie reisen!" schluchzte die Mutter.

Tzernikow schwieg, wurde nachdenkend, und sprach: „Ja, du sollst nach Petersburg reisen; Tugend soll dein Schutzengel und Religion deine Tröſterin seyn. Binnen wenigen Tagen werden einige Verbannte ihre Strafzeit vollendet haben, man wird sie nach Petersburg zurückführen, und ich will den Woiwoden bitten, daß er dich in diese Reisegesellschaft aufnimmt." —

Gern hatte der Woiwode dieser Bitte entsprochen. Die Mutter stattete nun ihre Tochter zur Reise aus, und gab ihr verschiedene Lehren mit auf den Weg. — Es näherte sich die Stunde der Trennung. Ein Strom von Thränen floß über des Vaters, der Mutter und der Tochter Wangen. Allen dreien brach vor Schluchzen die Stimme. Bald

umarmte Nahyda den Vater, bald die Mutter. Endlich bestieg sie entschlossen das für sie bestimmte Fuhrwerk, wandte sich noch ein paarmal um, sagte den geliebten Eltern ein herzerschütterndes Lebewohl, und wandelte dann mit einem Muthe, der sie alles Gute hoffen ließ, durch das öde Sibirien. Beim Kaufmann zu Jeniseisk wurde sie wie ein lang entbehrtes theures Kind aufgenommen, und von ihm und den Seinigen noch mit allem Erdenklichen für die lange Reise ausgestattet. Drei Tage hatte der Aufenthalt hier gedauert. Zu Tobolsk vernahm sie, daß ihre Reisegesellschaft sich entschlossen habe, vier Wochen auszuruhen. „Das mag sie!" dachte Nahyda, und wünschte sich Flügel, um nur eilig genug nach der Residenzstadt kommen zu können, schlief die ganze Nacht nicht ruhig, und verfolgte ihre Reise mit Tagesanbruch ganz allein zu Fuß. Keine Witterung, sie mochte noch so stürmisch seyn, konnte sie so weit bringen, daß sie einen Rasttag machte. Schon waren die Füße wund, und bald konnte sie ohne heftige Schmerzen nicht mehr auftreten. „Fort!" sagte sie dann zu sich; „auch deine Eltern ließen es sich oft sauer werden, wenn es ihrer Tochter galt. Du würdest es nicht werth seyn, deines Vaters Nahyda genannt zu werden, wenn du nur einen Augenblick zu seiner Rettung versäumtest!" Und so machte sie einen Weg von tausend Meilen, und traf nach acht Monaten zu Petersburg ein.

Da erst fühlte sie die Schmerzen und Wehen der Reise. Sie kehrte bei einem Gastwirth ein, sank, als sie in die Stube trat, auf den nächsten Stuhl hin, und bat ganz entkräftet um Labung. Als sie sich erholt hatte, erzählte sie dem Wirthe den Zweck ihrer Reise, sagte ihm, daß sie Niemanden in der ganzen Stadt kenne, und bat ihn um guten Rath. Der Wirth rühmte die Fürstin Trubotzkoi, eine Schwester des seligen Feldmarschalls Romanzoff, als eine

wohlthätige Frau, die Niemanden ohne Trost von sich zu weisen pflege. Gleich am andern Morgen raffte Nahyda alle ihre Kräfte zusammen, und hinkte auf ihren wunden Füßen zur Fürstin. Sie wurde ohne Schwierigkeit vorgelassen. Unbefangen und mit kindlicher Vertraulichkeit erzählte Nahyda die Geschichte der Verbannung ihres Vaters, und schloß die Erzählung mit einer Wehmuth, die der edlen Zuhörerin Thränen in's Auge drängte. Die Fürstin versprach Hülfe. Sie fuhr zum kaiserlichen Rathe Kosodavlef, und nahm das Mädchen mit. Kosodavlef untersuchte den Prozeß des Vaters, und fand nichts weiter, als den Brief des Kaufmanns an den Fürsten Potemkin und das Verbannungs-Urtheil der Kaiserin. Nahyda deckte die Ursache der Verleumdung auf. Ihre beredte Darstellung trug den Stempel reinster Wahrheit. Es wurde dem Kaiser hierüber berichtet, und Alexander befahl, daß Tzernikow auf der Stelle in Freiheit gesetzt werden solle.

Bei dieser Nachricht war Nahyda vor Freude halb außer sich. Der Kaiser ließ sie rufen. Die Fürstin nahm sie mit sich, und fuhr nach Hofe. Kaum zeigte sie ihr den Kaiser, der auf sie zuging, da eilte sie ihm entgegen, fiel auf ihre Knie, und dankte ihm mit tausend Thränen für die Rettung ihres Vaters. Alexander hieß sie aufstehen. Wie eine Frühlingsblume stand sie voll Offenheit und Unschuld vor ihm. Als er lange recht freundlich sich mit ihr unterhalten hatte, sagte er zur Fürstin: „Ich zweifle, ob ich jemals mit einer so liebenswürdigen Person gesprochen habe. Aus ihrem ganzen Gesichte spricht ein Herz ohne Falsch." Er und die Höflinge, die um ihn herstanden, schenkten ihr eine bedeutende Anzahl Goldstücke. Sie durfte sich wieder zur Fürstin in den Wagen setzen und mit ihr nach Hause fahren.

Des andern Tages erhielt Nahyda einen kaiserlichen

Befehl an das Oberpostamt zugestellt, sie schleunigst von einer Post zur andern unentgeltlich zu führen. Dem Statthalter zu Tobolsk wurde befohlen, Tzernikow sofort in Freiheit zu setzen, und ihn zur Rückreise mit 4000 Rubeln aus dem Staatsschatze zu unterstützen.

Schon war der Wagen für Nahyda auf des Kaisers Befehl vor der Thüre. Staunend über die so überaus schnelle und günstige Wendung der Sache, fiel sie jetzt ihrer großen Wohlthäterin zu Füßen, dankte mit einer Herzensergießung, welche die Fürstin innigst rührte, und begab sich dann unter Freudenthränen auf den Rückweg. Nach dritthalb Monaten kam sie gesund und wohlbehalten bei ihren Eltern an. Die Freude derselben über das Wiedersehen der geliebten Tochter, über die unerwartete Rettung, und den Dank, der aus ihrem Herzen für den guten Kaiser und die edle Fürstin zum Himmel stieg, kann ich nicht beschreiben.

Der Woiwode zu Mangasea öffnete kaum den kaiserlichen Befehl, als er Tzernikow und die Seinigen in sein Haus und an seinen Tisch einlud, und ohne Verzug alle Reisebequemlichkeiten besorgte. Leichten und fröhlichen Herzens wurde die Rückreise auch schon in den nächsten Tagen angetreten.

Die wackere Kaufmannsfamilie in Jeniseisk ließ sie einige Tage nicht von sich, und nahm den liebevollsten Antheil an der so erfreulichen Wendung ihres Geschickes.

Tzernikow kam nach Petersburg. Er wurde zum Kaiser gerufen, dem er den Verlauf der ganzen Geschichte erzählen mußte; und weil alle Zeugnisse, die Alexander einholte, von der Rechtschaffenheit und Treue sprachen, die Tzernikow zu Niktin bewiesen hatte, so beförderte er ihn zu einem höhern und einträglichern Posten. Der Verleumder war indessen gestorben. Tzernikow lebte noch manches glückliche Jahr, und Nahyda wurde die Gemahlin Lu-

pansky's, der, ebenfalls durch die kaiserliche Gnade aus der Verbannung zurückgerufen, eine blühende Handlung zu Moskau errichtet hatte.

24.

Graf Schafgotsch.

Graf Ulrich von Schafgotsch, den Freunde und Feinde als einen frommen und rechtschaffenen Mann rühmten, wurde im Jahre 1635 nach Regensburg gerufen. Er war General der kaiserlichen Armee in Schlesien, und sollte sich über die Verwaltung seines Amtes verantworten. Gute Freunde riethen ihm, nicht nach Regensburg zu gehen; allein der Graf sagte: „Vor dem Richterstuhl meines Gewissens bin ich unschuldig; es wird mir also leicht werden, mich vor dem Richterstuhle der kaiserlichen Gesetze zu rechtfertigen.“ Und so reisete er im Vertrauen auf Gott und im Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit. Kaum war er in Regensburg angekommen, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit 20 Soldaten alle Ausgänge seiner Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen des Kaisers Ferdinand II. von ihm den Degen. „Ich habe meinen Degen,“ sprach er, „bisher mit Ehren getragen, ihn vom Kaiser empfangen, und werde ihn nie einem Hauptmann übergeben.“ Bald kam ein Oberster, und der Graf gab ihm ohne Widerrede seinen Degen.

Des andern Tages führte man ihn auf das Rathhaus, und stellte diese drei Fragen an ihn: 1) Ob er mit dem Könige von Schweden *) keinen geheimen Briefwechsel un-

*) Dieser König war Gustav Adolph, der im Jahre 1632 den 17. Mai nach München kam, und unser Vaterland mit ungeheuren Brandschatzungen belegte.

terhalten habe? 2) Ob er nicht diejenigen Gelder zurückgehalten, die zur Verpflegung einiger Regimenter in Ungarn bestimmt waren, um die Soldaten zum Aufruhr zu reizen? 3) Ob er nicht seine protestantischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten, um die Katholiken zu vertilgen? — „Den Briefwechsel," antwortete er, „hatte ich nie im Sinne, an die Zurückhaltung der Gelder eines Aufruhrs wegen dachte ich nie, und die Aufwieglung meiner protestantischen Unterthanen können alle diejenigen Katholiken widerlegen, die in meinem Hause sind."

Nun legte man ihm falsche Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, und wollte ihn eines Verbrechens gegen die Person des Kaisers beschuldigen. „Wer diese Briefe geschrieben hat," erwiederte er mit aller Gelassenheit, „der mag es verantworten; ich habe sie nicht geschrieben." Man drohte ihm mit der Folter. „Es gibt keine Folter," sprach er, „die mich zum Bekenntniß einer Unwahrheit zwingen kann; und Wahrheit bekennt der gewissenhafte Mann seinem Richter ohne Zwang." Der Graf wurde gefoltert. „Ich fühle Schmerzen," sagte er, als die Marter vollendet war, „aber mein Gewissen sagt es mir, daß ich sie nicht verdient habe;" und das war Alles, was er sprach. Man gab dem Kaiser Nachricht vom Gange des Prozesses, und überreichte ihm das Protokoll, worin alle Worte des Grafen aufgezeichnet waren.

Nach einigen Tagen erschien ein Offizier in Begleitung mehrerer Abgeordneter des Gerichts in seinem Zimmer, und sagte ihm, daß er auf kaiserlichen Befehl zum Tode verurtheilt sey. Unerschrocken und mit der heitersten Gemüthsruhe erwiederte er: „Ich weiß, daß mein Blut schon lange eingeschenkt war; wohl meinen Feinden, sie werden es bald trinken können!"

Weit umher hatte man an des Grafen Prozeß innigsten

Antheil genommen, und das unerwartete Todesurtheil machte auf Jedermann tiefen Eindruck.

Er verlangte einen Geistlichen. Der Offizier, mit dem er sich in der Zwischenzeit rührend unterhalten hatte, fragte ihn, ob er nicht lieber in diesem Zimmer sterben wolle? denn er glaube, daß man ihm diese Gnade nicht abschlagen werde. „Nein," antwortete der starkmüthige Graf; „ich habe so gelebt, daß ich durch dieses schmähliche Urtheil nur mein Leben, aber nie meine Ehre verlieren werde. Ein Unschuldiger bedarf keiner Gnade, aber der Gerechtigkeit bedarf er. Es bleibe also bei der Ungnade. Ich will unter Gottes freiem Himmel sterben." In tiefer Bewegung entfernte sich jetzt der Offizier, nachdem er mit den Abgeordneten von ihm Abschied genommen hatte.

Der Graf unterredete sich mit dem Geistlichen über verschiedene Dinge, und wurde nur traurig, wenn er von seinen Kindern redete, die er nun vater- und mutterlos, von Feinden umgeben, verlassen sollte. Der Gedanke, daß der Edelste, den je die Erde trug, daß Jesus auch unschuldig gestorben sey, ergriff ihn mächtig, und benahm ihm jede Bangigkeit vor dem nahen Tode. Er beichtete bei offener Thür, und empfing das heilige Abendmahl mit einer Inbrunst, daß alle Anwesenden Thränen der Rührung weinten. Nun entließ er den Geistlichen mit dem herzlichsten Danke, unter den Worten: „Ich sehe meinem Lebensende getröstet entgegen: denn mein Herz hat sich zu Demjenigen erhoben, der nach Gerechtigkeit richtet."

Kaum hatte ihn der Geistliche verlassen, so bat er um Feder, Dinte und Papier. Er schrieb an seine Kinder:

„Geliebte Kinder!

„Ihr werdet diesen Brief erhalten, wenn ich nicht mehr „in dieser Welt bin; denn ich werde morgen sterben. Seyd

„fromm, seyd gehorsam, seyd fleißig, so lange ihr lebet, und „vergesset die guten Lehren nicht, die ich euch so oft gegeben „habe. Beim Anfange und Ende des Tages unterlasset nie, „der guten Vorsätze zu gedenken, die ihr Gott und mir so „oft und heilig angelobt habet. Der Gedanke an Den„jenigen, der in das Verborgene sieht, wird euch von jeder „Verirrung zurückhalten, und euer Gewissen wird unbefleckt „bleiben.

„Dieß ist der letzte Wunsch meines Lebens. Dank für „die Liebe, die ihr mir so zärtlich erwiesen habet! Versaget „mir ja die Achtung auch nach dem Tode nicht, mit der ihr „mir im Leben begegnet seyd; denn ich sterbe unschuldig. „Noch in dem letzten Augenblicke wird euer Bild mir vor„schweben. Lebet wohl! Gott segne euch! Lebet ewig wohl, „und erinnert euch recht oft eures unglücklichen Vaters

Ulrich Schafgotsch."

Er schrieb auch verschiedene Briefe an gute Freunde, und nahm Abschied von ihnen. Dann theilte er seine Kleidungsstücke unter die Bedienten aus, ließ sich den Sarg bestellen, und bereitete sich vollends zum Tode.

Es war die letzte Nacht. Er schloß kein Auge; denn er brachte sie mit Gebet zu.

Morgens forderte ihn ein Offizier zum letzten Gange auf. Tausende von Zuschauern begleiteten ihn. Man führte ihn auf einem Wagen zum Blutgerüste. Es war ein herzzerreißender Anblick. Viele Zuschauer weinten. Er schlug die Augen nieder, bestieg mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit die Bühne, kniete auf das Tuch, das er sich zuvor hatte aufbreiten lassen, und betete.

Als er aufstand, segnete er seine Kinder, alle seine Freunde und Feinde, seine treuen Bedienten, und zuletzt seine guten Unterthanen, dann wendete er sich zum Obersten, der

zu Pferde gegenwärtig war, und fragte: „Sagen Sie mir jetzt vor aller Welt, warum ich sterben soll; denn ich bin unschuldig.“ „Es ist der Befehl des Kaisers,“ war die Antwort. Nach einer kurzen Pause fragte er das zweite Mal. „Es ist der Befehl des Kaisers,“ antwortete der Oberst wieder. Da fragte er das dritte Mal. Der Oberst hatte unterdeß befohlen, die Trommel zu rühren, so daß die Menge des Volkes nicht mehr ganz hören konnte, um was er fragte.

Der Graf ließ sich von seinem Kammerdiener den Oberrock ausziehen, die Haare mit einem weißen Tuche auf das Haupt binden, und sagte: „So will ich mich auf den Stuhl setzen, und meines Gottes, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe, geduldig warten.“ Er setzte sich — und sein Haupt fiel unter dem Schwerte des Henkers.

Die Bedienten nahmen den Leichnam vom Stuhle, legten ihn mit dem Kopfe in den Sarg, fielen auf ihre Knie, beteten, und trugen den Entseelten in das Zimmer, in dem der Graf zuvor gewohnt hatte. Noch am Tage seines Todes wurde er ohne alles Gepränge auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, das er sich früher schon hatte zubereiten lassen.

25.

Leiden und Freuden.

Ludwig, eines Kaufmanns Sohn, kam durch die Blattern um ein Auge, und sein Gesicht wurde so entstellt, daß er nach der Genesung nicht mehr kennbar war. Seine Mutter, deren besseres Gefühl im eitlen Treiben der Welt gänzlich untergegangen war, behandelte ihn seitdem mit größter Gleichgültigkeit. Unglücklicherweise starb kurz darauf

der immer zärtlich für ihn besorgte Vater, sein Hauswesen in voller Unordnung und seine Handlung in einer Zerrüttung hinterlassend, die den Gläubigern eine traurige Aussicht öffnete.

Die Mutter, welche wohl die größte Schuld an dem schlimmen Stande der Dinge trug, konnte sich nicht entschließen, noch länger an einem Orte zu bleiben, in dem sie auf einem großen Fuße gelebt hatte und jetzt so tief gesunken war. Sie verließ die Stadt, zog mit Ludwig heimlich auf ein entlegenes Dorf, und miethete ein enges, dumpfes Stübchen bei einem Taglöhner. Nach einigen Tagen entfloh sie, und überließ Ludwig, der sieben Jahre zählte, seinem Schicksal. Da war nun der hülflose Knabe. Er weinte und jammerte, als der Taglöhner in das Stübchen trat, und ihm die gewisse Nachricht von der Flucht seiner Mutter brachte. „Höre zu weinen auf," sagte der Mann, „du wirst mich nicht ärmer machen, als ich bin; so lange ich einen Bissen Brod habe, sollst du mit mir essen." Unter diesen Worten kam auch sein braves Weib. „Da, Weib," sprach er, „da schenkt uns Gott von den sechs Kindern, die uns gestorben sind, wieder eines." Das Weib hob ihn auf den Arm, und trocknete ihm liebkosend die Thränen ab. Von diesem Augenblicke an liebte er den Mann und das Weib wie seine Eltern. Sie waren arme, aber gute Leute, und behandelten ihn mit jener warmen Liebe und Zärtlichkeit, welche er bei der leiblichen Mutter so sehr vermißt hatte.

Ludwig lernte spinnen. Wie freute es ihn, wenn seine Pflegemutter zu ihm sagte: „Sieh da, dein Gespinnst hat uns wieder sechs Kreuzer eingetragen!" Im Sommer mußte er des Nachbars Gänse hüten. Dafür erhielt er im Herbste einen Thaler, mit dem er voll Freude nach Hause sprang, und ihn mit einer Miene voll Selbstgefälligkeit der lieben Pflegemutter in die Hand drückte.

Bisher hatte Ludwig noch nichts gelernt, selbst in seines Vaters Hause nichts gelernt; und seine Pflegeeltern waren zu dürftig, als daß sie das Schulgeld für ihn hätten bezahlen können. Die guten Leute dachten aber auch an keine Schule, denn sie konnten weder lesen noch schreiben. Sie ahneten nicht einmal, daß der Unterricht, der Kindern in der Schule zu Theil wird, von einem so großen Nutzen seyn könnte, als er wirklich ist. Die Pflegemutter sagte ihm zu gewissen Zeiten etwas aus einer Predigt vor, wiederholte Morgens, Mittags und Abends das Vaterunser, und glaubte in ihrer frommen Einfalt, daß sie den Buben auf diese Weise so ziemlich mit dem Christenthume ausgestattet hätte. Oft weinte er, wenn er andere Kinder zur Schule gehen sah, indessen seine Lernbegierde keine andere Nahrung fand, als daß er aus langer Weile die Schritte zählte, welche die Gänse auf einer gewissen Strecke Weges machten, und dann rechnete, wie viele Schritte sie machen müßten, wenn sie bis an das Dorf kommen wollten. In dieser peinlichen Stimmung erreichte er das vierzehnte Jahr.

Es war bereits wieder Herbst. Eines Tages hatte er, wie gewöhnlich, mit den Pflegeeltern dürres Holz im Walde für den Winter gesammelt. Sie kamen müde nach Hause, aßen ihr Abendbrod, und gingen bald zu Bette. Beinahe sinnlos und vom Rauche halb erstickt wachte er in der Nacht auf, als ihn Leute von seinem Strohbette wegrissen, und an das nahe Gärtchen trugen. Die Pflegemutter vergaß das Spanlicht, das sie in einen Querbalken der Küche gesteckt hatte, auszulöschen, und der morsche Balken fing Feuer. — Kaum war Ludwig wieder etwas zu sich gekommen, als er in hoher Angst nach seinen Pflegeeltern fragte; ach! die Guten lagen nicht weit von ihm — vom Arm des Todes erfaßt. Das zusammenstürzende Dach hatte sie erschlagen, als sie eben aus dem brennenden Hause flüchten

wollten. Ludwig weinte und jammerte, und konnte sich lange nicht trösten. Die Einwohner des Dorfes theilten ihm einige Lumpen zur Bedeckung mit, und ein reicher Bauer nahm ihn am andern Morgen zu sich in Dienst.

Der Bauer war ein harter Mann. Einst an einem Sommerabend mußte Ludwig noch spät auf den obern Boden steigen, und Heu für den Morgen holen. Es war stockfinster, und schwarze Wolken standen am Himmel. Es donnerte und blitzte. Die Blitze leiteten ihn irre. Er kam mit dem Bündel Heu zur Treppe, ehe er es vermuthete, stürzte, und fiel die ganze Treppe hinab. Beinahe eine ganze Stunde lag er bewußtlos, bis ihn gräßliche Schmerzen wieder erweckten. Er winselte und schrie, aber man hörte ihn vor dem Gekrache des Donners nicht. Zufälliger Weise fand ihn endlich ein Knecht, und trug ihn in die Stube.

Ludwig hatte beide Füße gebrochen. Man rief den Dorfbader, der so lange an dem Verwundeten stümperte, bis sich Spuren vom Brande zeigten. Da wurde ein Wundarzt aus der Stadt geholt, der dem Unglücklichen beide Beine wegnahm. Ludwig hielt das schmerzvolle Gemetzel standhaft aus, und wurde endlich zum Krüppel geheilt. Nun fand er sich nicht nur für seinen Bauer, sondern für die ganze Welt unnütz. Er, der ein brauchbarer Mensch werden, und schon als Dienstbote des Guten so viel wirken wollte, als in seinen Kräften stand, war jetzt ohne seine Schuld aus einem Wirkungskreise hinausgeworfen, in den er für sein ganzes Leben nicht mehr sollte eintreten können; und woher Brod? — Schreckliche Zukunft für einen Jüngling voll guten Willens und emporstrebenden Geistes!

Der Bauer wünschte seiner los zu werden. Diese Wahrnehmung verbitterte Ludwig das Leben mit jedem Tage mehr; aber sie drang ihm auch den Gedanken auf,

daß es der göttlichen Vorsehung gefallen habe, ihm einen Wink zur Wanderschaft zu geben.

Lange sann er nach, wie dieß wohl bewerkstelligt werden könnte, bis es ihm einfiel, daß er einst einen Krüppel in einem Kinderwagen gesehen habe, der sich mit zwei Stöcken, an denen eiserne Spitzen festgemacht waren, auf dem Wege forthalf. Schnell legte er Hand an's Werk; ein Zimmermann unterstützte ihn. — Der Wagen war fertig, und Ludwig schleppte sich aus dem Dorfe. Er kam freilich den Tag über nicht weit; indessen waren Aller Augen auf ihn geheftet, und gleich im nächsten Dorfe schlossen sich gute Herzen auf: er wurde reichlich mit Speise und Trank versehen, und auch eine gute Nachtherberge fehlte nicht. Aber Ludwig wußte die Wohlthaten auch zu würdigen. Er dankte für alles Genossene mit einer Rührung, die seinen Wohlthätern manche Thräne entlockte, und setzte seine Reise jeden Morgen weiter fort, um ja nicht lästig zu werden. Wenn ihm Kinder auf dem Wege begegneten, die zur Schule gingen, liefen sie ihm haufenweise zu, schenkten ihm ihr Morgenbrod, und zogen seinen Wagen so weit, als es ihr Weg gestattete. Da weinte er vor Freude, und dankte Gott für die lieben Engel, die er zur Erleichterung seiner mühevollen Reise sandte. „Ach!" rief er oft, „meine Hände sind gesund; möchte ich nur so glücklich werden, daß ich mein Brod mit einer Handarbeit verdienen könnte! Arbeiten, lieber Gott, nicht betteln, arbeiten will ich. Müssiggang und Bettelei sind mir beschwerlicher, als mein verstümmelter Körper."

Ein volles Jahr war indeß verflossen, ohne daß sein frommer Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Da, an einem heißen Sommertage, schob er sich einmal so lange fort, ohne auf ein Dorf zu treffen, daß ihm bange wurde. „Hungrig, durstig und müde, und noch keine Herberge!"

seufzte er, „was soll heute aus mir werden!“ Er strengte sich wieder an, den Wagen fortzustoßen, und plötzlich sah er in der Ferne ein abgelegenes Haus. „Hier mußt du zulenken,“ sagte er, „vielleicht schickt dir Gott eine Labung.“ Ein Kettenhund bellte dem Fremdlinge entgegen. Der Herr des Hauses gebot ihm Stille und ging auf Ludwig zu. Dieser bat um einen Trunk Wasser. „Gleich, mein Freund!“ antwortete der Herr im Tone des Mitleids, brachte Wasser, und forschte nach der Ursache seines Unglücks. „Magst du arbeiten?“ fragte er dann. „O ja!“ antwortete Ludwig, „aber sehen Sie, mein Herr, ich habe keine Füße!“ „Du bedarfst der Füße nicht, wenn du bei mir arbeiten willst.“ Da streckte Ludwig seine Arme nach dem Herrn aus, der so Erfreuliches ihm verkündete. Dieser hob ihn aus dem Wagen, und trug ihn in die Stube. Frau und Kinder sahen ihn mit Verwunderung und Mitleid an, und nahmen ihn mit aller Freundlichkeit auf.

Der liebreiche Herr war ein Papiermüller. Ludwig sollte überschriebenes und bedrucktes Papier sondern, und neues Papier in Bücher und Riese legen. Das that er gerne und fleißig. Seine Anstelligkeit übertraf weit des Herrn Erwartung. Bald erwarb er sich Zutrauen, Zutrauen erzeugte Liebe, und Welt und Menschen erschienen ihm wieder in einem freundlichen Lichte. Er war jetzt siebenzehn Jahre alt, und hielt sich mit seinem guten, genügsamen Herzen für den glücklichsten der Menschen. Eines nur störte bisweilen seine heitere Stimmung — daß er in Allem gar so unwissend war.

Die Kinder des Papiermüllers hatten einen Hauslehrer. Mit welcher Aufmerksamkeit er zuhörte, wenn sie unterrichtet wurden! Er schämte sich tief seiner Unwissenheit, und wollte unbemerkt lernen. Einst fügte es sich, daß ein Kind zum Korbe kam, aus dem Ludwig die Papiere,

wie es sein Beruf forderte, hervorsuchte. „Sieh," sagte das Kind, „dort steht das Vaterunser gedruckt." „Das Vaterunser?" dachte Ludwig, „erwünscht! das hat mich meine Pflegemutter gelehrt. Das erste Wort auf dem Papier heißt also Vater." Er betrachtete die Buchstaben, und dann alle Worte, wie sie nach einander folgten; aber das Wort Vater fand er nicht mehr. „Vielleicht," dachte er, „kommt es auf die einzelnen Zeichen an." Er versuchte allerlei Wege, der Sache auf den Grund zu kommen. Endlich war er so glücklich, zu bemerken, daß Vater aus fünf verschiedenen Zeichen bestehe. Entzückt über seine Entdeckung, fand er, daß die fünf Buchstaben auch verschiedene Töne hatten. Bald entdeckte er die letzten zwei Buchstaben in Vater bei den nachfolgenden zwei Wörtern. Nun schien ihm der Knoten gelöst. Er suchte die letzten zwei Buchstaben in jeder Zeile auf, und brachte es bald so weit, daß er einige Sylben und Wörter lesen konnte. Jede Viertelstunde, die ihm zum Ausruhen gegönnt war, benützte er zur Vervollkommnung seiner Entdeckung, und nach einigen Wochen konnte er ohne alle Anleitung so ziemlich lesen. Wahrlich, eine seltene Erscheinung!

Unvermuthet trat einmal sein Herr in das Zimmer, und traf ihn in tiefem Studium beim gedruckten Vaterunser an. „Willst du ein Gelehrter werden?" fragte er ihn lächelnd. „Herr," antwortete Ludwig mit freudestrahlendem Angesichte, „ich kann lesen!" „Lesen?" erwiederte der Herr; „das ist eben keine große Kunst." Diese Antwort war ein Donnerschlag für ihn, der damit schon das Wichtigste erreicht zu haben glaubte. Der Papiermüller bemerkte seine Niedergeschlagenheit, ließ sich das Geheimniß entdecken, und konnte Ludwigs Scharfsinn nicht genug bewundern. — Seit dieser Zeit ließ ihn der Herr durch den Hauslehrer mit seinen Kindern unterrichten. Er machte die herrlichsten,

reißendsten Fortschritte. Ganz besonders entwickelte sich seine Anlage zum Rechnen, die sich schon beim Gänsehüten verrathen hatte.

Ludwig fühlt sich jetzt selig; denn er lebt die glücklichsten Tage seines Lebens, führt den Briefwechsel und das ganze Rechnungswesen seines Herrn, vertritt die Stelle des Hauslehrers, und wird längst schon als ein Glied der liebenswürdigen Familie betrachtet, die ihn so menschenfreundlich einst aufgenommen.

Leser, Leserinnen! Erkennt in den Schicksalen des menschlichen Lebens Gottes Zweck: die Veredlung des Menschen! Ermuntert, tröstet, und werdet einst rettende Engel der Unglücklichen!

26.

Seelenstärke.

Auch die schwersten Leiden hilft Geduld und Vertrauen auf Gottes Beistand überwinden. Welch' große Thorheit und Sünde ist es daher, wenn manche Menschen wähnen, ihre Leiden seyen unerträglich schwer, und wenn sie darüber in Verzweiflung gerathen, oder gar ihrem Leiden durch Selbstmord freventlich ein Ende machen wollen! —

Ein armer Taglöhner ging im Winter 1762 früh Morgens im Hydepark bei London umher, und sammelte altes, abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit trauriger, unruhiger Miene auf und nieder läuft. Der Taglöhner hält ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweikampfe hier eingefunden hat, und verbirgt sich hinter einer Eiche. Der Unbekannte nähert sich mit einem Blick, der schon zum Voraus seinen verzweifelten Entschluß zu verrathen scheint, zieht eine Pistole aus der

Tasche, besieht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf die Erde, setzt sich in's Gras, legt die Mündung der Pistole an's linke Auge, und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung los. Der Schuß versagt. — Jetzt springt der arme Mann hinter der Eiche hervor; er hatte schaudernd das Vorhaben des Unbekannten entdeckt, und war nicht Willens, es zu einem zweiten Versuche kommen zu lassen. Schon den ersten würde er verhindert haben, wäre nicht die Ausführung des Frevels zu schnell der Vorbereitung gefolgt. Er fällt ihm in die Arme, und windet ihm die zweite Pistole aus der Hand, ehe er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese plötzliche Störung, greift nach dem Degen, um seinen Retter niederzustoßen; dieser weicht nicht aus, sondern bleibt in vollkommener Fassung vor ihm stehen. „Stoße nur zu," ruft er, „ich fürchte den Tod eben so wenig, als du; aber an Geduld und Muth übertreffe ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Kümmerniß, habe ein Weib, dessen Glieder von der Gicht gelähmt sind, und fünf nackte, hülflose Kinder, die nach Brod schreien, das ich ihnen doch nicht geben kann; aber Gott will ich's überlassen, meinem Leiden ein Ende zu machen, nicht selbst das Joch des Elendes zerbrechen, das er mir aufgelegt hat." Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeitlang stehen, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor, und gab sie dem Armen. Er ließ sich hierauf von demselben seinen Namen sagen, versprach, geduldig wie er zu werden, und die ihm auferlegte Last ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert oder abgenommen würde.

27.

Die Besserung.

Vor sechzig Jahren zeichnete sich in Frankreich ein liederliches Gesindel durch Diebstähle und Räubereien aus. Die Obrigkeit gab sich alle Mühe, diese gefährlichen Leute auszuspüren. Es gelang ihr. Alle wurden ergriffen, nur Marie, ein Mädchen von 16 Jahren, entwischte. Sie rettete sich durch die Flucht, welche durch die in Folge der damals ausgebrochenen Revolution herrschende Verwirrung begünstigt wurde. Man erfuhr nicht einmal den Weg, den sie eingeschlagen hatte.

Die Angst, in der Marie ihre Wanderschaft fortsetzte, war unbeschreiblich. Sie beschleunigte ihre Reise so gut sie konnte, blickte den Tag über wohl hundertmal gen Himmel, und gelobte inbrünstig Besserung, wenn sie glücklich entkommen würde.

Sie entkam. Noch ein paar Tagereisen, und die Entfernung ist so weit, daß sie sich vor der Gefahr, entdeckt zu werden, sicher glauben kann. Schon wehte sie eine reinere Luft an; es begegneten ihr frohere Menschen, die Sonne schien ihr heller, und ihr Herz schlug ruhiger.

In dieser Stimmung sah sie ein Dorf, das durch seine reizende Lage ihre Aufmerksamkeit fesselte. In der Mitte des Dorfes stand ein wohlgebautes Haus. Vor der Thüre saß eine junge Frau auf einer steinernen Bank, und hielt ihr kleines Kind auf den Armen. Nahe am Eingang des Hauses spielten zwei holde Kinder im Sande.

Schüchtern fragte Marie, ob sie nicht die Nacht über hier bleiben könnte? „Ei ja wohl!" antwortete freundlich die Frau, „jeder Fremde findet in diesem Hause Herberge und ein ländliches Mahl, denn es ist hier ein Wirthshaus."

Sie bot Marien einen Sitz auf der Bank an, und

sprach mit ihr von verschiedenen Dingen, die Bezug auf die Hauswirthschaft hatten. Die bescheidenen und verständigen Antworten Mariens, sowie ihre einnehmende Gesichtsbildung gefielen der Frau. Bald drängten sich die zwei Kinder zu Marien hin, und diese unterhielt sich mit den muntern Kleinen so zart und liebevoll, daß ihr die Mutter herzlich gut wurde.

Als sie Morgens wegreisen wollte, äußerte die Wirthin, daß es ihr lieb wäre, wenn sie noch einen Tag bei ihr verweilen möchte. Marie verweilte. Die Frau, welche sie unterdeß nach allen Seiten hin geprüft hatte, trug ihr am andern Tage einen Dienst in ihrem Hause an. Marie sagte freudig zu, besorgte nun mit die Wirthschaft, und pflegte die Kinder. Still, fleißig, treu, redlich und mit einer besondern Geschicklichkeit vollzog sie die Geschäfte, die ihr aufgetragen wurden. Dabei war sie nicht nur gegen die Hausgenossen, sondern gegen jeden Einheimischen und Fremden so gefällig, so sanft, so zuvorkommend, daß aus Aller Munde ihr Lob erscholl. Kurz, Marie war ein Muster weiblicher Tugenden.

Dieses Betragen erwarb ihr bald eine sehr gute Versorgung, indem der einzige Sohn eines benachbarten reichen Pächters, ein gebildeter, unverdorbener Jüngling, ihr die Hand bot, und sie als seine glückliche Gattin in das väterliche Erbe führte.

Mehrere Jahre waren ihnen in Friede und Freude hingeschwunden. Sie lebten fromm und zufrieden in häuslicher Stille, Gutes wirkend, wo sie nur konnten, und so ruhte auch Gottes Segen auf ihrem Thun. Da trug es sich zu, daß Ernsten, so hieß Mariens Gatte, ein guter Freund besuchte. Es wurde viel von den vergangenen Zeiten der Unordnung und des Schreckens erzählt, und so kam die Rede auch auf eine Räubergesellschaft, die sich zur Zeit der

Revolution durch schlimme Thaten ausgezeichnet hatte, aber der Gerechtigkeit in die Hände gefallen war. „Nur ein Mädchen ist entronnen," sagte der Freund, „ihm wird aber immer noch eifrig nachgespürt, und erst vorgestern habe ich einen erneuerten Steckbrief gelesen." Diese Worte waren für Marien ein Dolch durch's Herz. Schnell entfernte sie sich aus dem Zimmer, und suchte sich zu zerstreuen. Vergebens, denn die Vergangenheit quälte sie mit Vorwürfen, die sie nicht unterdrücken konnte. Wachend und träumend stellte sie sich die Schande vor, die ihrer wartete, — nicht unverdient wartete, wenn auch ihr neueres Leben einen in jeder Beziehung exemplarischen Wandel zeigte.

Die truglose Marie konnte ihre Leiden nicht verbergen; und zum Glück war ihr Gatte der Mann, dem sie die geheimsten Empfindungen ihres Herzens anvertrauen konnte und durfte. Als er daher eines Tages wieder auf das liebreichste in sie drang, ihm die Ursache ihres Grames zu entdecken, antwortete sie mit niedergeschlagenen Blicken und mit christlicher Ergebung in ihr Schicksal: „Ich genoß unter meinem seligen Vater eine vortreffliche Erziehung. Sein Beispiel und sein zärtlicher Unterricht leiteten mich auf dem Wege der Tugend, daß ich selten strauchelte, und niemals irre ging. Es bedurfte nur seiner Aufmunterung, und ich schritt muthig vorwärts. Nach seinem Tode warf mir das Loos einen rohen, harten Stiefvater zu. Er behandelte mich, wie Herren ohne Gefühl ihre Sklaven behandeln. Ich wollte mein Schicksal verbessern, und suchte mein Heil in der Flucht. Lange irrte ich verlassen in den Wäldern umher, mich von Beeren und Wurzeln nährend. Da kam mir eines Tages in einem tiefen Gebüsche eine Weibsperson entgegen, grüßte mich freundlich, und versprach mir Brod, wenn ich ihr folgen wollte. Ich folgte, und erhielt reichlich, was sie versprochen hatte. — Bald nahm ich wahr, daß

ich unter böse Leute gefallen sey; aber man drohte mir mit dem Tode, wenn ich mich von ihnen trennen würde. Ich wußte keinen andern Ausweg, mein Leben zu retten, als daß ich an ihrem schändlichen Handwerke Theil nahm. Der Allbarmherzige verzeihe mir! Mein Herz hat lange dafür gebüßt, und wird so lange büßen, als es schlägt. — Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß uns die Gerechtigkeit verfolgen möchte, um wieder auf den Weg, den ich aus Menschenfurcht verlassen hatte, zurückkehren zu können. Es geschah, und ich entfloh. Aber ich floh nicht sowohl die Häscher, die mich aufsuchten, als die Räuberbande, die mich verführte. — O, daß ich doch als deine Gattin in deinen Augen schuldlos wäre!"

„Du bist es, gute Marie," versetzte Ernst mit seiner gewöhnlichen Seelengüte, „du bist es, und gewiß hat auch der Allgütige deine werkthätige Reue angesehen und dir vergeben. Nur in den Augen der Richter wird dein Jugendfehler noch nicht gesühnt seyn. Dafür weiß ich aber Rath. Noch heute wollen wir nach Paris. Dort sollst du dich vor deinen Richtern stellen, und ich werde den Kaiser auf den Knien um Gnade für dich anflehen."

Ernst begleitete sie zum Gerichte, und Marie erzählte den Fehltritt ihres Lebens. Der Richter war von der Erzählung innigst gerührt, und antwortete: „Gern wollte ich anders sagen, aber — sie muß nach den Gesetzen gerichtet werden." „Sey ruhig," sprach nun Ernst mit einer Thräne im Auge, „Gott wird dich schützen, und die Gnade des Kaisers wird dich mit dem Gesetze aussöhnen." Marie schwieg, aber ihr todtenbleiches Angesicht sagte mehr als Worte. Man setzte sie in's Gefängniß. Der Prozeß wurde auf der Stelle eingeleitet, und bald schlug die Stunde der Entscheidung.

Marie wurde in den Gerichtssaal geführt. Eine Menge Volks war herbeigeströmt, um das Endurtheil anzuhören. —

Marie wurde auf bestimmte Jahre zum Gefängniß verurtheilt. Zitternd vernahm sie das Urtheil. Schon wankten ihre Knie, als ein Mitglied des Gerichts in hoher Begeisterung ausrief: „Heil der Tugend, und Gnade der Verführten, die ihren Wandel so rühmlich gebessert hat!“ Und mit lauter Stimme las er den Gnadenbrief. Es ertönte der ganze Gerichtssaal vom Freudengeschrei des Volkes, das „Amen, Amen!“ rief. Entzückt drängte sich Ernst durch die Menge, streckte beide Arme nach seiner Gattin aus, und führte sie dann frohlockend in die Heimath zurück.

Ernsts und Mariens Namen und Stand wurden auf Befehl des Kaisers im Urtheil verschwiegen, und noch heutzutage ist dieser Auftritt in ihrem Wohnorte unbekannt.

Marie fiel. — Engel können fallen und sind gefallen; darum halte sich keiner für sicher! Herrlich aber erhob sich Marie wieder, und bestätigte mit ihrem Beispiele, daß jeder Sünder sich bessern kann, wenn er es ernstlich will.

28.

Geistesgegenwart.

James Browne, der Sohn eines reichen englischen Pächters, war gewohnt, in die benachbarte Stadt zu gehen, und seines Vaters Viktualienhandel zu besorgen. Räuber machten damals jene Gegend unsicher. Der zwölfjährige Knabe aber bewies eine für sein Alter ungewöhnliche Klugheit, um sich von der Gefahr, beraubt zu werden, möglichst zu schützen: sorgfältig steckte er die großen Gold- und Silbermünzen bei Seite, und zeigte unterwegs nur das kleine Silber- und Kupfergeld. Einst, an einem schönen Frühlingsmorgen, war er wieder auf dem Wege nach der Stadt;

kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Sammler (so nennt man in England diese Art Räuber) ihm den Geldbeutel abforderte. Der junge Reisende scheint bestürzt, bebt zurück, schreit, weigert sich; der Räuber setzt ihm zu, und droht. James Browne stellt sich, als ob er sich fürchte, fährt mit der Hand in die Tasche, worin sich die Kupfermünze befand, wirft eine große Hand voll über einen kleinen Graben, und sagt zum Räuber: „Weil du mir mein Geld abnimmst, so gib dir wenigstens auch die Mühe, es zusammenzulesen.“ Dieser setzte gar kein Mißtrauen in den kleinen jungen Menschen, der allein und kraftlos dastand, stieg ab, und wollte nun geschwind das Geld zusammenraffen. Allein während er damit beschäftigt ist, schwingt sich James Browne mit Leichtigkeit auf des Räubers Pferd, entflieht im gestreckten Galopp, und entschwindet im Nu dessen Augen.

So wußte dieser junge Engländer durch eine sehr zu rechter Zeit bethätigte Geistesgegenwart sein Leben und seine übrige Baarschaft in Sicherheit zu bringen.

29.

Weise Sparsamkeit.

Ein wohlhabender Kaufmann in Hamburg, Namens Böhl, hatte eine Gesellschaft von etwa 30 Personen zu sich zu Gaste gebeten. Seine Frau wollte sie, um ihnen etwas für die Jahreszeit noch Seltenes aufzustellen, unter Anderm gerne mit Forellen bewirthen; weil sie aber das Stück mit einem Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deßhalb Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: „Einen solchen Aufwand könnten wir zwar bei unsern Umständen allenfalls schon

machen; aber ich halte ihn für sündlich, und er soll unterbleiben. Denk' einmal, wie vielen Armen man mit dem Gelde helfen könnte, das die Forellen kosten würden! Ich will einen andern Gebrauch von diesem Gelde machen."

Der Tag der Mahlzeit kam heran, und Böhl ließ an demselben statt der Fische eine verdeckte Schüssel auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündlich gehalten habe, und sagte zuletzt, daß statt der 30 Stück Fische eben so viele Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder der Gäste die Güte haben möchte, einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre, zu schenken. „Ich sehe Sie alle für zu gutherzig an, als daß Sie diesem Gerichte nicht Ihren Beifall geben sollten." Die Gäste fühlten das Schöne dieser Handlung, und einer von ihnen sagte: „Nun, so soll ein Jeder von uns noch einen Dukaten, den er in einer Forelle verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehr Arme erfreuen zu können."

Merkt's euch, ihr Reichen! Gedenket der Armen, wenn ihr einen fröhlichen Tag habt!

30.

Der gebesserte Räuber.

„Gib Geld her, oder du bist des Todes!" schrie zitternd ein junger, rüstiger Mensch, der am späten Abend aus einem Gebüsche auf Herrn Kraftmann hervorstürzte und ihn beim Arm ergriff. „Halt, Kerl, oder ich schieße dir die Pistole vor den Kopf!" erwiederte Kraftmann, der Stärke, Muth und Geistesgegenwart hatte, faßte ihn bei der Brust, und schleuderte ihn zu Boden. „Gnade und

Barmherzigkeit!" schrie dieser jammernd, „ich bin kein Räuber; nur die äußerste Noth und Verzweiflung hat mich zu diesem Schritte verleitet." — „Nun, wer bist du, Elender?" fragte Kraftmann mit donnernder Stimme. — „Ein unglücklicher, dienstloser Bedienter; zwei Tage habe ich nichts gegessen. Gnade und Verzeihung, gnädiger Herr!"

Kraftmann, der sich von der ersten Hitze erholt hatte, wünschte, daß dieses Geständniß wahr wäre. Er faßte den jungen Menschen beim Arme, befahl ihm, mit durch den Wald zu gehen, redete mit ihm ernst, aber doch gütig, erkundigte sich genau nach seinen Umständen und seinem bisherigen Lebenswandel, und schloß aus den offenherzigen, reuevollen Antworten, daß der junge Mensch nicht ganz verdorben sey, und noch Hoffnung zur Besserung gebe.

Um ihn auf die Probe zu stellen, gab er ihm am Ende des Waldes, nahe bei dem Städtchen, in welchem Kraftmann wohnte, einen Gulden, daß er eine Mahlzeit und eine Nachtherberge sich besorgen könnte. Er sicherte ihm hinsichtlich des Geschehenen strenges Stillschweigen zu, und befahl ihm, am folgenden Tage um zehn Uhr bei ihm zu erscheinen, und nichts wegen des Vergangenen zu fürchten.

Kraftmann, der das edelste Herz besaß, dachte bis in die späte Nacht über diesen Vorfall nach. Er beschloß, sein Möglichstes zu thun, den Unglücklichen vom Verderben zu retten, wenn er käme. Die zehnte Stunde rückte heran, und mit derselben fand der junge Mensch sich ein. Schamroth und mit tief gebeugtem Haupte trat er Herrn Kraftmann unter die Augen. Dieser nahm ihn allein in sein Zimmer. Hier stürzte der junge Mensch zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie, bat mit vielen Thränen nochmals um Vergebung, und versprach Besserung. Kraftmann hob ihn auf. „Junger Mensch!" sagte er dann mit ernster Stimme, „Er hat einen bösen Streich vollführen wollen,

der Ihm hätte können theuer zu stehen kommen. Noth und Hunger kann niemals ein Freibrief seyn, Verbrechen zu begehen. Ich hatte Ihn gestern, wie jetzt, in meiner Gewalt, und könnte Ihn zur verdienten Strafe ziehen; aber ich halte mein Wort — ich verzeihe Ihm. Seine Reue gefällt mir, wenn sie aufrichtig ist. Bessere Er sich, wie Er verspricht, und halte Er Sein Wort, wie ich das meinige halte. — Von jetzt an ist Er bei mir als Bedienter aufgenommen. Verrichte Er Seine Dienste genau; halte Er Seine Hände streng von dem zurück, was einem Andern gehört, sey Er redlich und emsig, und Er wird an mir einen guten und freigebigen Dienstherrn haben."

Peter, so hieß der junge Mensch, wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Der Ton und die Miene des Menschenfreundes verriethen dessen edle Absicht; er ergriff seine Hand, und benetzte sie mit Thränen. „Vater und Retter!" rief er aus, und das Wort erstarb in seiner gerührten Brust.

Nun gab Kraftmann auf jeden Schritt, den Peter machte, genau Acht; die mindeste zweideutige Handlung untersuchte er, ohne daß es Peter merkte, mit aller Sorgfalt; er zog von dessen Dienstherren genaue Nachrichten über sein ehemaliges Verhalten ein, und erfuhr nirgends eine üble Nachrede. Peter trachtete mit vollem Eifer, die Liebe und das Zutrauen seiner Herrschaft durch gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten zu verdienen, und es verflossen drei Jahre, ohne daß Jemand das Geringste wider ihn hätte vorbringen können.

Es war an einem schönen Sommerabende, als Kraftmann ganz allein auf seiner Schreibstube war. Peter machte sich darin etwas zu schaffen. Mit Thränen in den Augen trat er dann plötzlich vor den edlen Mann hin, faßte seine Hand, drückte sie an seine Lippen, und sprach tief

gerührt: „Gnädiger Herr! heute sind es drei Jahre, daß ich den bösen Streich im Walde verübte. Habe ich das Andenken an die böse That durch mein bisheriges Betragen noch nicht ganz aus Ihrem Gedächtnisse vertilgen können, so verzeihen Sie mir. Mein künftiges Benehmen soll mit dem göttlichen Beistande Ihnen sicher beweisen, daß ich ganz gebessert bin."

„Braver Peter!" erwiederte der edle Mann, „ich kenne kein größeres Vergnügen, als Ihn gebessert zu sehen, und ich glaube nun, daß Er es ist. Fahre Er so fort, und ich werde nie aufhören, Sein Freund zu seyn."

Peter versprach immerwährende Treue, Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seinen Herrn und dessen Familie, und er hielt auch Wort. Nicht leicht wird man einen Dienstboten finden, der seiner Herrschaft treuer, redlicher und fleißiger gedient hätte. Er nahm an den Leiden und Freuden derselben den wärmsten Antheil, und fühlte sie so, als wenn sie ihn selbst betroffen hätten. Kraftmann starb nach vielen Jahren. Peter leistete Frau und Kindern eben die eifrigen Dienste, wie seinem guten Herrn. Er wurde in diesem Hause grau, und stand bis an sein Ende als ein redlicher Dienstbote in allgemeiner Achtung und Liebe.

Die ganze Geschichte wäre übrigens wohl unbekannt geblieben, hätte sie Peter nicht als Greis Kraftmanns erwachsenen Söhnen mit vieler Rührung erzählt, und dabei dankbar die Asche seines Retters gesegnet.

31.

Fliehe den Müßiggang!

An einem schönen Morgen im Mai, als die kalten Nächte nun vorbei waren, der Kuckuk aus dem Gebüsche

heraus rief, und die Vögel ihr fröhliches Morgenlied sangen, da machten sich die zwei Bettelknaben Fritz und Rupert auch von ihrem Stroh auf, und kratzten sich eine Weile hinter den Ohren. Sie hatten in einer Scheuer geschlafen; der Bauer hatte ihnen das erlaubt. Endlich griff Fritz nach seinem Bettelsack und sagte: „Du, Rupert, wo wollen wir denn heut' hinaus?" „Ei, mir gilt's einerlei, wo wir hingehen," antwortete Rupert; „wir streichen eben herum, und sehen, wo wir etwas kriegen."

„Höre, Rupert," fuhr Fritz fort, „ich muß dir etwas sagen. Mir ist's nicht so recht mit dem Herumstreichen. Sieh, ich will dir erzählen, was ich diese Nacht geträumt habe. Ich träumte, es wäre Morgens früh; die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war mir so, als wenn wir zwei, ich und du, nach einer großen, schönen Stadt hätten gehen sollen, wo uns Freuden die Fülle erwarteten. Nun wußten wir dieses nicht anzufangen; denn wir kannten den Weg nicht, und hatten auch keine Schuhe, und der Weg war rauh und weit. Wir sprachen darüber, und ich war recht betrübt; du aber machtest dir nicht viel daraus, und sagtest: „Ich bleibe lieber beim Betteln; ich mag nicht reich und glücklich werden, wenn ich mich dafür den ganzen Tag müde laufen soll. Ich habe nichts in der Stadt zu thun." Ich aber hätte gar gern den Weg gewußt, und wäre mit Freuden barfuß nach der Stadt gegangen.

„Als wir noch so davon sprachen, kam ein schöner, vornehmer Mann daher, und redete uns an: „Jungen, was macht ihr da? Schämt ihr euch nicht, daß ihr so müßig geht? Wandert nach der Stadt, da könnt ihr reichlich Brod erwerben und wohlhabende Leute werden, wenn ihr euch anders wohl aufführt." Ich fing an zu weinen, und sagte: „Herr, ich wollte gern gehen, aber seht, ich habe keine Schuhe, und ich weiß auch den Weg nicht." Der

Herr lächelte mich an, und gab mir einen Thaler und dir einen, und sagte: „Kauft euch Schuhe dafür, und wandert immer nach jener Gegend zu, wo die Sonne aufgeht, so werdet ihr gewiß die Stadt finden.“

„Ich lief, und holte mir Schuhe; du aber kauftest dir verschiedene Leckereien für das Geld, und dachtest an keine Fußbekleidung. Wohlgemuth trat ich nun meine Wanderschaft an, und ging und ging, und kam endlich auf einen hohen Berg; da sah ich in weiter Ferne eine schöne, große Stadt vor mir liegen. Indem ich noch ganz in den herrlichen Anblick vertieft war, kam der fremde Mann wieder zu mir, klopfte mir auf die Schulter, und sagte: „Fritz, du bist ein braver Junge. Ich wollte nur sehen, ob du auch das Herz hättest, dich auf den Weg zu machen. Jetzt siehst du, da das hübsche Haus, nebst Allem, was du brauchst, will ich dir schenken; dafür sollst du den Leuten, die da den Berg herauf wollen, den Weg nach der Stadt zeigen, und sie erquicken und stärken, wenn sie ermattet sind. Wenn ich dir dann rufe, so kommst du, und ich führe dich in die Stadt, wo du bei mir wohnen, und unbeschreiblich glücklich seyn sollst; denn ich bin der Herr der Stadt.“ Ich aber freute mich so, daß ich erwachte.“

Rupert. Hm! da hast du etwas Rechtes geträumt; was willst du denn damit?

Fritz. Höre, das will ich dir sagen: ich gehe einmal nicht mehr betteln; das Ding liegt mir so im Sinn, ich möchte gern nach der Stadt gehen.

Rupert. Du bist ein Narr; es war ja nur ein Traum!

Fritz. Nun, laß es einen Traum seyn! Ich will nun einmal nicht mehr betteln. Ich gehe zu dem Herrn Pfarrer, weißt du, der gestern zu uns sagte, wir sollten arbeiten lernen, er wolle uns dazu helfen.

Rupert. Da geh' du hin; ich mag nicht.

Fritz nahm seinen Sack, hing ihn an die Schultern, bat Gott inbrünstig, daß er ihn doch möchte einen guten, brauchbaren Menschen werden lassen, und wanderte nach dem Pfarrhause. — So wie er in die Thüre trat, kam die Magd heraus, fuhr ihn hart an, und sagte: „Bist du schon wieder da, Bube? Pack' dich fort!" Fritz versetzte traurig: „Ich wollte aber gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer sprechen." „Was wirst du mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen haben?" rief die Magd; „geh', scher' dich!"

Zum Glück hörte der Pfarrer diese Worte; er kam aus seinem Zimmer heraus, und fragte, was es gebe? Der Knabe stand da mit Thränen in den Augen: „Herr Pfarrer, ich mag nicht mehr betteln; ich habe diese Nacht etwas geträumt, das hat mir das Betteln verleidet." „Was hast du denn geträumt?" fragte der Pfarrer. Fritz erzählte den gehabten Traum, und der gottesfürchtige Seelsorger gerieth darüber in tiefes Nachdenken. Endlich fing er an: „Höre, Knabe, das ist ein merkwürdiger Traum. Sey fromm und brav, und lerne fleißig, so kann noch etwas aus dir werden. Vor der Hand will ich dir Brod und Unterricht geben, wenn du folgsam und lernbegierig bist."

Fritz sprang auf und weinte vor Freude. Der würdige Geistliche ließ ihn reinlich kleiden, gab ihm selbst in den wenigen Nebenstunden, die ihm sein wichtiger Beruf frei ließ, Unterricht in der heiligen Religion, in der deutschen und lateinischen Sprache, und in andern nothwendigen Kenntnissen. Dabei leitete er ihn durch Lehren, noch mehr aber durch sein eigenes schönes Beispiel, zur Gottesfurcht, zum Fleiß und zur Ordnung an. Fritz entsprach ganz den Erwartungen seines väterlichen Wohlthäters. Mit Auszeichnung vollendete er auf einer hohen Schule seine theologischen Studien, wurde hierauf zum Priester geweiht, und

bildete sich unter der Leitung des würdigen Pfarrers, als dessen Hülfsgeistlicher, zum Seelsorger aus.

Mit frommem, dankbaren Hinblick auf Gottes wunderbare Fügungen dachte er, nachdem er einige Jahre später selbst auf eine Pfarre befördert worden war, oft an seinen jugendlichen Traum, und fand in dem Andenken an denselben immer neuen Antrieb, unermüdet und treu der lieben Pfarrgemeinde den Weg auf den Berg zu zeigen, und ruhig auf seinem Posten auszuharren, bis der Herr ihn in die herrliche Stadt abrufen würde.

Da wurde einst in der Gegend, wo Fritz Pfarrer war, eine Bande Spitzbuben gefangen und festgesetzt. Der Verbrechen, die sie eingestanden, waren so viele und gräuliche, daß ihnen bald der Prozeß gemacht und sie zum Tode verurtheilt wurden. Fritz besuchte sie, um, seinem Amte gemäß, Alles zu thun, sie zu bekehren, und ihnen dann zu zeigen, wo sie allein noch Gnade zu hoffen hätten.

Bald fand er unter ihnen einen Mann von seinem Alter, dessen Gesichtszüge er schon irgendwo gesehen zu haben glaubte; er fragte ihn daher, wo er zu Hause sey, und wer seine Eltern gewesen wären? Der Uebelthäter antwortete, er habe keine Heimath, und seine Eltern seyen ihm unbekannt; von Kindheit an hätte er gebettelt; weiter könne er sich nichts erinnern.

„Nun, so erzählt mir denn doch Eure Lebensgeschichte, so weit Ihr sie wißt!“ fuhr der Pfarrer fort. „Das will ich gern thun, Herr Pfarrer!“ versetzte der Gefangene, und erzählte nun, er habe als Kind sein Brod immer vor den Thüren gesucht; endlich, als er größer geworden, hätten ihn die Leute abgewiesen. „Geh' und arbeite!“ habe es immer geheißen, aber Niemand habe ihm Arbeit geben wollen;

auch sey es ihm nie recht Ernst darum gewesen, sondern das müßige Herumziehen habe ihm besser gefallen.

Pfarrer. Aber wie seyd Ihr zum Rauben und Stehlen gekommen?

Der Gefangene. Daran war mein Hang zum Müßiggehen und die Gesellschaft liederlicher Taugenichtse Schuld, die mich bald in die Gräuel ihres wilden Lebens mit hineinzogen, und zum Diebe und Räuber bildeten. Ich stellte mir freilich oft das schreckliche Ende eines solchen lasterhaften Lebens vor, und da fiel mir immer ein Kamerad ein, den ich hatte, als ich noch ein Knabe war; der hatte einmal, als wir zusammen in einer Scheuer schliefen, einen Traum, der ihn so unruhig machte, daß er fortging zum Herrn Pfarrer desselben Ortes, und das Betteln aufgab. Er hat, wie ich späterhin erfuhr, studirt, und wird nun ein geschickter und glücklicher Mann seyn, während ich mich selbst elend, grenzenlos elend gemacht habe. O hätte ich doch seinem guten Rathe gefolgt, ich würde kein Verbrecher geworden seyn!

Pfarrer. Heißt Ihr nicht Rupert?

Der Gefangene (verwundert). So heiße ich.

Nun fuhr der Pfarrer fort: „Und ich bin Fritz, der bei Euch in der Scheuer lag und den Traum hatte.“ Der Gefangene wurde blaß vor Schrecken. „Allmächtiger Gott!“ rief er, „so glücklich hätte ich auch werden können; aber ich Elender bin nun ein Dieb und Mörder, denn ich will es Ihnen nur gestehen, auch Mordthaten habe ich begangen. Ach, Herr Pfarrer! ich habe nichts gelernt, ich weiß von Gott und seinem Worte nichts; aber das weiß ich doch, daß ein Gott ist, und daß nach diesem Leben die Frommen selig, und die Gottlosen, wie ich einer bin, verdammt werden. Ich weiß auch wohl, daß ich den Tod verdient habe, und daß ich nun sterben muß; aber die Ewigkeit — o Gott!

die schreckliche Ewigkeit! Gibt es denn keine Rettung mehr? Kann ich nicht mehr selig werden?"

Der Pfarrer antwortete: „O ja, Rupert! du kannst wohl noch für die Ewigkeit gerettet werden, aber heißen Kampf wird es dich kosten. — Die erste Bedingung ist, daß du reumüthig vor deinen Richtern alles das noch bekennst, was du bisher verhehlt hast; dann, daß du durch eine reumüthige Beichte und durch lebendigen Glauben an Christus und seine Verdienste dein Gewissen reinigest, und mit demüthiger Ergebenheit in Gottes Willen die Strafe duldest, die deine Verbrechen verdient haben."

In Allem leistete der Unglückliche Folge, hing mit frommem Eifer an dem letzten Unterricht des würdigen Seelsorgers, empfing von ihm die Segnungen der heiligen Religion, und aufgerichtet durch die Tröstungen und Verheißungen derselben, empfing er als ein reumüthiger Büßer, aber auch als ein schreckliches Beispiel, wohin Müßiggang und Ausschweifungen führen können, den Todesstreich.

32.

Menschenliebe.

In einer großen Provinzialstadt Frankreichs war der Pfarrer eines beträchtlichen Kirchspiels auf's eifrigste mit der Erfüllung seiner Amtspflichten beschäftiget. Seine Gemeinde hatte an ihm einen einsichtsvollen, zärtlichen Vater, dessen tägliche Sorge war, zu unterrichten, so wie die Leidenden aller Art zu trösten und ihrer Noth abzuhelfen. Allein so weislich er auch seine Almosen vertheilte, so war sein mäßiges Einkommen doch nicht hinreichend, die Bedürfnisse seiner zahlreichen Armen, und noch weniger die Bedürfnisse seines Eifers zu stillen; dennoch brachte er es

durch sein Talent, die Herzen zu erweichen und ihre Mildthätigkeit zu erwecken, so weit, daß keines seiner Pfarrkinder ohne Hülfe blieb. Alle Kranken wurden verpflegt, alle Gebrechlichen ernährt und gekleidet, alle Waisen versorgt. So genoß er lange in heiterer Ruhe die beseligenden Früchte seiner Tugend.

Allein der Sterbliche, besonders wenn ein weiches Herz in seinem Busen schlägt, lebt nicht immer kummerfreie Tage. Eine schreckliche Seuche ergriff jetzt die Heerde des sie liebenden Hirten. Täglich wurden ihre Symptome drohender, und ihre Wirkungen verheerender. Keine Familie war ohne Kranke, in jedem Hause lag ein Todter oder ein Sterbender. Aber gleich einem helfenden Engel war der Pfarrer überall; überall erschien er mit Speise, Arzneien und Pflege. Sein Muth stärkte die Schwachen; er verminderte die Gefahr, indem er sie bekämpfen lehrte. Natürlich konnte er eine solche Menge Kranker, wovon die meisten in gesunden Tagen sich und die Ihrigen blos durch ihre Handarbeiten ernährten, nicht ohne einen sein Vermögen weit übersteigenden Aufwand mit Wärterinnen und manchen andern Bedürfnissen versorgen. Er verkaufte daher seine besten Mobilien, und schränkte sich in Allem bis auf's Unentbehrlichste ein; dabei erhielt er durch die siegreiche Gewalt, die der Tugend, besonders der einfachen, zärtlichen Tugend innewohnt, von seinen Mitbürgern ansehnliche Beisteuern.

Wenn aber die Noth anhält, so erkaltet die Mildthätigkeit leider nur allzubald. Sie nahm auch hier täglich ab, und die Epidemie wüthete fort. Schon wußte der würdige Seelsorger sich nicht mehr zu helfen. Da erfuhr er, daß ein reicher, vornehmer Kapitalist in einem nächtlichen Spielgelage eine große Summe gewonnen habe. Er kannte ihn kaum; allein er besann sich nicht lange, und eilte noch den nämlichen Morgen in seine Wohnung.

Er ließ sich anmelden; man versagte ihm den Zutritt; er bat, bettelte, und ward endlich nach langem Widerstande eingelassen. Er fand den Spieler eben im Begriff, sich, von der ängstlichen Nachtwache erschöpft, zu Bette zu legen. In einem schauerlich-rührenden Gemälde schilderte er ihm nun die wüthende Seuche, das grenzenlose Elend, worin so viele Unglückliche schmachteten, und bat ihn mit thränenvollen Augen um kräftige Hülfe. Der schlafgierige Krösus zog unwillig ein — Viergroschenstück aus seiner Börse, reichte es dem Geistlichen, und schalt, ohne Schonung für des edelmüthigen Priesters graue Haare, für sein erhabenes Amt und den heiligen Beweggrund seiner Bitte, auf die Unbescheidenheit, die ihn zu einer solchen Stunde zu ihm führte.

Der Geistliche bat um die Erlaubniß, weiter zu reden, sprach, ohne sie abzuwarten, noch weit nachdrücklicher, weit beweglicher, als zuvor, und flehte um eine größere Unterstützung für seine Armen, denen vier Groschen nichts helfen konnten. Der Reiche antwortete ihm durch Spöttereien, durch Scheltworte, durch Beschimpfungen. Doch den Priester konnte nichts abschrecken; er verbrauchte alle Waffen der Beredsamkeit; er liebkosete, er bat, er beschwor; allein weit entfernt, sich bewegen zu lassen, versetzte ihm der entrüstete Unhold endlich eine — Ohrfeige.

Ruhig, wie sein göttlicher Lehrmeister, sprach jener mit freundlich-lächelnder Miene: „Das war für mich; was geben Sie nun meinen Armen?"

Diese einfach-großen Worte schmolzen endlich des Reichen ehernes Herz. Er fiel dem Manne Gottes zu Füßen, benetzte sie mit Thränen, sprang auf, flog zu seiner Kasse, und übergab ihm nicht nur den Gewinnst der verflossenen Nacht, sondern auch noch ein ganzes Jahr seiner Einkünfte. Ja, er that noch mehr: er hatte den Muth, diese Geschichte

zu erzählen, und jetzt ist er ein eben so schätzbar-rechtschaffener Mann, als er es vorhin nicht war.

Diese Begebenheit, die sich vor etwa 60 Jahren zutrug, muß jedem Freunde der Menschheit theuer seyn.

Solche Wunder wirkt die heilige Liebe, die Allen Alles zu werden versteht!

33.

Vincent von Paula.

Es war in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts, als ein reisender Priester nach Marseille kam. Er war ein Mann in mittleren Jahren; ein einfaches Ordenskleid umschloß einen fast hageren Leib, und die bleichen, eingefallenen Wangen verriethen entweder das begonnene Zerstörungswerk des Todes, oder die Folgen eines rastlos thätigen Lebens, welches die letzten Kräfte verzehrt, ohne sich die nöthige Ruhe und Erholung zu gönnen. Dieß Letzte stellte sich aber sogleich als die wahre Ursache des leidenden Aussehens heraus, wenn man das milde, von Liebe, Mitleid und Wohlwollen leuchtende Auge des Priesters betrachtete. Er erschien dann wie ein Bote, der ausgesandt war, das Elend der Armen und Bedrängten auf seine eigenen Schultern zu nehmen, und Trost und Ergebung und Frieden in die Hütten der Trübsal zu bringen.

Als der Priester in Marseille angekommen war, wandte er sich sogleich nach dem Hafen und fragte nach den Schiffen, auf welchen sich die Galeerensklaven befinden.

„Ist es erlaubt," fragte er einen der Aufseher, „die armen Gefangenen zu besuchen?"

„O ja!" antwortete dieser mit einem Tone, der nichts weniger als Freude und Mitleid ausdrückte. „Nehmt Euch

aber in Acht, ehrwürdiger Vater," setzte er hinzu. „Wenn Ihr Geld bei Euch habt, so ist's besser, Ihr verleugnet es; denn sie werden Euch anbetteln, und wenn Ihr nur Einem Etwas gebet, so fallen die Anderen wie Raubthiere über Euch her!"

„Sorget nicht darum, guter Freund," entgegnete der Priester mit schmerzlichem Lächeln. „Wenn Geld allein helfen und lindern könnte, so wäre mein Besuch freilich ein völlig unnützer; denn die wenigen Sous, die ich bei mir trage, würden eine schlechte Hülfe seyn. Sagt mir aber, müsset Ihr mich begleiten?"

„Ist nicht nöthig!" antwortete der Aufseher kurz und kalt. „Die Herren von der Galeere können nicht gut davonlaufen; und Ihr werdet doch wohl die Ketten nicht zerschneiden oder zerbrechen!"

Und somit ließ er den Priester allein, der nun seine traurige Wanderung von Galeere zu Galeere begann. Welch ein herzzerschneidender Anblick! Wohin das Auge sah, erblickte es das menschliche Elend in seiner schauerlichsten Größe, die menschliche Würde in ihrer tiefsten, schmachvollsten Erniedrigung. Die Sklaven, mit schweren eisernen Ketten an die Schiffe geschmiedet, bleichen und abgehärmten Angesichts, glichen einer Gesellschaft aus dem Grabe Erstandener.

Die Meisten verrichteten ihre Arbeiten mit einem wilden, finstern Trotze, dem Abzeichen einer grausigen Verzweiflung, eines furchtbaren Racheplanes, der nur auf die Stunde der Freiheit hofft, um Tod und Verderben über die Menschheit zu bringen; nur Einzelne ließen in ihren Mienen und Geberden eine stille Ergebung in ihr beklagenswerthes Schicksal erkennen und schlugen die Augen vor dem Priester nieder, wenn er sich ihnen nahete.

Unter diesen befand sich ein junger Mann von etwa

dreißig Jahren, der dem Reisenden besonders auffiel. Obgleich das Elend und die mühselige Arbeit sich in seinem mageren, abgehärmten Angesichte aussprach, so lag doch in allen seinen Zügen eine rührende Demuth und Geduld, und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein sanftes, mildes Wesen, welches sowohl den tiefen Schmerz und die herzlichste Reue über das Verbrechen, das ihn hieher gebracht hatte, wie die christliche Unterwerfung unter das schmachvolle Geschick aussprach. Ja der Priester sah deutlich, wie über die bleichen Wangen des Galeerensklaven eine Thräne nach der andern lief und auf den Boden des Schiffes niederfiel.

Von dem innigsten Mitleide gedrängt, nahte sich der Priester dem jungen Manne und sagte: „Mein Freund, du weinst? Was ist es, das dich bekümmert?“

Der Gefangene blickte auf, sah den Fragenden mit der schmerzlichsten Wehmuth an und schüttelte dann das Haupt, als wolle er sagen, daß ihm Niemand in seiner Noth helfen könne.

„Rede!“ fuhr der Priester bittend fort, „vielleicht kann ich doch Etwas thun, um deinen Kummer zu mildern. Kann dir mit Geld geholfen werden, so fehlen mir selbst zwar die Mittel dazu, aber ich würde mit Gottes Hülfe wohlthätige Freunde auffinden, die sich deiner annehmen. Das Wenige, was ich bei mir trage, ist völlig dein!“

Der Gefangene schüttelte immer noch mit schmerzlichem Lächeln das Haupt; endlich sagte er: „Ach, ehrwürdiger Herr, mein Elend läßt sich nicht mit Geld mildern oder gar hinwegnehmen. Was ich zu diesem jammervollen Leben, das ich hier führe, bedarf, das habe ich; und es ist so wenig, daß es mich nicht bekümmern könnte. Was mir am Herzen liegt, ist eine Last, die in ihrer grausamen Schwere mich bald erdrücken wird; ich kann sie nicht länger tragen!“

Der Sträfling wurde in seiner Klage durch neue Thränen unterbrochen; er, ein ernster, starker Mann, weinte wie ein Kind.

„Habe Vertrauen zu mir," fuhr der Priester fort. „Vielleicht ist es doch möglich, dich zu trösten oder dein Elend zu erleichtern. Ist doch keine Last so groß und so schwer, daß Gottin Seiner Allmacht und Allbarmherzigkeit sie nicht lindern könnte!"

„Ja," rief der Gefangene mit wehmüthiger Freude aus, „diese Eure Worte selbst bezeugen die Wahrheit Eurer Rede. Vier Jahre bin ich nun hier in diesem schmachvollen Aufenthalt; Tag für Tag nichts als die mühseligsten und erniedrigendsten Arbeiten; wohin ich blicke, sehe ich nur Leidensgenossen, aus deren Munde nichts als Murren und Fluchen kommt. Die Aufseher haben kein Mitleid mit uns; sie betrachten uns wie den Auswurf der Menschheit; sie denken nicht daran, uns zu bessern oder unser trauriges Loos erträglich zu machen. Sie haben kein freundliches Wort für uns; Schimpf- und Schmähreden, Drohungen und Züchtigungen, das ist Alles, was wir von ihnen erfahren. Herr," fuhr der Gefangene eifriger fort, „seit vier Jahren seyd Ihr der Erste, der menschlich mit mir redet, der Mitgefühl und Mitleid mit meinem Elende hat; und diese Theilnahme ist mir ein so erquicklicher Trost, daß es in aller meiner Jammernacht doch wie ein freundliches Licht auf meine Seele fällt. O, Gott lohne es Euch, ehrwürdiger Herr! Nun, da ich weiß, daß noch Mitleid auf Erden ist, will ich auch wieder auf Mitleid im Himmel hoffen!"

„Ich lasse dich nicht," sagte der Priester im Tone dringlicher Menschenliebe, „du mußt offener gegen mich seyn; du mußt mir dein Leid, deinen Kummer mittheilen; vielleicht kann ich dir doch helfen!"

„Nun denn!" sagte der Gefangene. „Ich will Euch

meine Beichte thun. Schon daß ich meinen Schmerz in eine mitfühlende Seele niederlegen kann, wird mir Trost bringen. Ich heiße Leonardo und bin der Sohn eines Pächters aus Hyères; es gibt keinen braveren und rechtschaffeneren Mann, als meinen guten Vater, der mir Zeit seines Lebens nur gute Lehren gegeben hat, und durch sein eigenes Beispiel mir ein Vorbild eines Gott wohlgefälligen Lebenswandels gewesen ist. Aber in mir selbst lebte ein böser Geist; der Umgang mit leichtsinnigen, gottentfremdeten Menschen nährte meine eigene Lust an einem unordentlichen, arbeitsscheuen Leben. Ich gerieth von einem Irrwege auf den andern, wurde kalt in meiner Liebe zu Weib und Kind, vernachlässigte mein Hauswesen und trieb mich Tage und Nächte lang umher, das ganze schauerliche, von Lastern und Sünden begleitete Leben eines Wilddiebes führend. Da traf ich einst auf einen königlichen Jäger, der mir das freie Jagen wehren wollte, und schlug ihn nieder. Ich hielt ihn für todt und hoffte der weltlichen Strafe zu entrinnen; aber der Todte erwachte noch einmal zum Leben und zeugte gegen mich. Ich ward eingezogen und nach einem langen Prozesse zu sechsjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. So sehr diese schauerliche Strafe mich demüthigte und unglücklich machte, so war dieß doch nichts gegen das andere doppelt größere Unglück, was mein Herz und Gewissen zu gleicher Zeit belastete. Mein Prozeß verzehrte das kleine Vermögen, das mir bei meinem unordentlichen Leben noch geblieben war; und mein Weib und meine drei Kinder fielen der dürftigsten Armuth anheim. Und als ich aus meinem Gefängnisse abgeführt wurde, begegnete ich dem Sarge meines Vaters; der Gram um mich, über die Schande, die ich seinem ehrlichen Namen gemacht, hatte ihm den Tod gegeben!"

Leonardo unterbrach sich hier, weil der tiefste Schmerz

der Reue, die folternde Pein des Gewissens ihm die Sprache nahmen.

Der Priester selbst stand erschüttert und vermochte für den Augenblick nur durch sein Schweigen das Mitgefühl seines Herzens auszudrücken. Eben aber, als er mit Trostesworten sich an den unglücklichen Leonardo wenden wollte, nahm dieser das Wort wieder und sagte: „Und doch ist diese grausige Erinnerung an meine Schandthaten nicht der einzige Schmerz, der heute mich quält, und mich unglücklicher macht, als ich es nur jemals gewesen bin. Diesen Morgen habe ich in Erfahrung gebracht, daß mein gutes armes Weib, meine theure Sabina, und meine drei Kinder nicht allein vor Gram um mich, sondern aus wirklichem äußerstem Elende dem Untergange nahe sind. Meine Sabina ist durch das langjährige Leiden und Sorgen krank und schwach geworden, daß sie nicht mehr arbeiten kann; meine Kinder sind noch zu klein, um Etwas zu verdienen. So sind denn die Meinigen der Bettlerarmuth und dem Hungertode ausgesetzt; und das Alles um meines schandbaren, sündhaften Lebens willen. Ich bin der Mörder meines Vaters, der Mörder meines Weibes und meiner Kinder, der Zerstörer meines häuslichen Glückes! — Ach, wäre ich frei! Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, mit meinen gesunden Armen die Meinigen dem Hungertode zu entreißen! Ach, Herr, habt Ihr ein Wort des Trostes für mich? Nein, — es gibt kein's für mich auf Erden! Ich soll, beladen mit dem Fluche meines Vaters, meines Weibes und meiner Kinder vor den Richterstuhl Gottes treten; der Angst- und Schmerzschrei meiner verhungernden Kinder soll mir auch den letzten Trost im Tode noch rauben!"

„Fasse dich, mein armer, unglücklicher Freund!" tröstete der Priester. „Gott hat Gnade und Hülfe für Alle, warum nicht auch für dich! Es ist wahr, du hast schwer gefehlt,

und es ist nur deiner Bosheit Schuld, daß du also gezüchtiget wirst; aber jetzt ist es nicht Zeit, dir darüber Vorwürfe zu machen; auch könnte Niemand dir deine Schuld fühlbarer auseinandersetzen, als du selbst es thust, deßhalb glaube ich an deine Reue!"

„Ach," unterbrach ihn Leonardo, „wie gerne wollte ich die härteste Strafe auf mich laden, wie gerne tausendmal sterben, und Pein leiden, wenn ich dadurch mein Weib und meine Kinder vom Tode retten könnte!"

„Nein, nicht sterben!" entgegnete der Priester. „Bitte vielmehr Gott noch um recht langes Leben, daß du möglichst wieder gut machen kannst, was du Uebels gethan hast. — Sagtest du nicht, Leonardo," fuhr nun der Priester fort, „daß du noch zwei Jahre lang deine Strafe aushalten müßtest?"

„Ja," antwortete der Gefangene, „noch zwei entsetzlich lange Jahre, binnen welchen mein Weib und meine Kinder zehnmal verderben können; mir gleich wie zwei Jahrhunderte voll Qual und Elend. Ich werde diese zwei Jahre nicht überleben! Die Nachricht von dem Tode der Meinen wird mich in Verzweiflung stürzen, — und Gott sey mir gnädig; — was ich dann thue, weiß ich nicht!"

„Nicht so stürmisch!" warnte der Priester. „Der Christ soll nimmer an Gottes Hülfe verzweifeln. Sage mir, mein Freund, kannst du denn je hoffen, daß der König dich begnadigt?"

„Nein!" entgegnete Leonardo trostlos. „Das Jammergeschrei eines Galeerensklaven dringt nicht über die Galeere hinaus, an welche er angeschmiedet ist; und ehe durch Andere die Bitte um Gnade vor des Königs Thron kommt, brauchen mein Weib und meine Kinder keine menschliche Hülfe mehr; der Hunger wird sie bis dahin getödtet haben!"

Der Priester ging einige Augenblicke, in tiefes Sinnen verloren, stillschweigend auf und nieder; endlich blieb er vor

dem Gefangenen wieder stehen und sagte: „Leonardo, wenn sich nun Jemand fände, der für dich hier einträte, der sich deine Ketten anschmieden ließe und deine Arbeit verrichtete — würde man dir dann die Freiheit schenken?"

„Auf der Stelle, mein Herr!" antwortete Leonardo feurig und mit einem wunderbaren Leuchten seiner dunkeln Augen. Aber bald legte sich wieder die alte Finsterniß über das gebräunte Angesicht, und im Tone der Trostlosigkeit setzte er hinzu: „Ich Thor, ich armer, armer Mensch! Wie konnte ich nur einen Augenblick mich an diesem Gedanken erquicken! Wo wäre auf der weiten Gotteserde der Mensch, der ohne Schuld, ohne Verbrechen, ohne Noth sich freiwillig einer solchen Schande, einem solchen elenden, mühseligen Leben preisgeben würde? Es ist kein Geld und Gut so groß, daß eine solche Schmach damit aufgewogen werden könnte!"

Der Priester hatte die letzten Worte Leonardo's nicht mehr gehört; er war plötzlich davon gegangen, und hatte den armen Gefangenen, der die Ursache dieses schnellen Abschiedes nicht begreifen konnte, dadurch in die schmerzlichste Bekümmerniß versetzt. Mit einem Blicke der tiefsten Wehmuth blickte er dem Menschenfreunde nach, dem einzigen Menschen, der in den vier Jahren ein freundliches Wort des Mitleids an ihn gerichtet hatte. Es schmerzte ihn tief, daß der Fremde ohne einen Abschiedsgruß, ohne ein Segenswort von ihm ging, aber er dankte ihm doch von ganzem Herzen das Stündchen Zeit, welches er ihm aufgeopfert hatte.

Und wohin ging der Priester? Er ließ sich bei dem Offizier melden, der die Oberaufsicht über die Galeerensklaven hatte, und der ihm als menschlich gesinnter Mann geschildert worden war.

„Mein Herr," sagte der Priester zu diesem, „Sie

kennen mich nicht. Ich heiße Vincent, oder, wenn ich Ihnen meinen ganzen Namen vollständig sagen muß, Vincent von Paula."

„Was?" rief der Offizier erschrocken und verwundert aus, „Sie sind der Priester Vincent von Paul'a? derselbe, der ruhelos umherreiset, um den Armen Gutes zu thun? Der in die finstersten Höhlen des Elends und des Unglücks dringt, um zu tröſten und zu helfen? Derselbe, der arm an irdischen Gütern, doch unendlich reich ist an Hülfe für Jedermann? Sie sind derselbe Vincent von Paula, der schon in Tunis die Ketten eines Sklaven getragen hat?"

„Der bin ich allerdings," antwortete Vincent, und setzte hinzu: „obschon ich nichts weniger als diese Bewunderung verdiene, die Sie über mich zu empfinden scheinen. Und doch ist mir's lieb, daß Sie mich kennen; meine Bitte, mein Anliegen wird vielleicht deßhalb eine freundliche Erfüllung finden!"

„Reden Sie, ehrwürdiger Herr!" sagte der Offizier. „Was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Sie achte und wie ich im Namen der armen Menschheit Ihnen danke!"

„Sie haben," fuhr nun Vincent fort, „unter den Galeerensklaven einen jungen Mann aus Hyères, Namens Leonardo. Was können Sie ihm für ein Zeugniß geben?"

„Ein gutes in jeder Beziehung!" antwortete der Offizier. „Leonardo gehört zu den Wenigen, welche in unserer Strafanstalt nicht schlechter, sondern wirklich besser werden. In den vier Jahren, die er nun hier seyn wird, ist noch nicht die geringste Klage über ihn vorgekommen; er ist unermüdlich in seiner Arbeit, und verrichtet dieselbe willig und gern. Er hat schon Manchen seiner nächsten Mitgefangenen zu einer besseren Einsicht und Erkenntniß gebracht.

Er trägt sein allerdings trauriges Loos mit einer Demuth und Unterwerfung, die sich selten findet. Wenn alle Sträflinge, die hier unter meiner Aufsicht stehen, diesem Leonardo glichen, so wäre ich um mein Amt zu beneiden!"

„Edler Herr," sagte nun Vincent weiter, „nicht allein dieses Zeugniß über den unglücklichen Leonardo, sondern auch Ihr eigenes menschenfreundliches Herz gibt mir Muth und Hoffnung zu meiner Bitte. Leonardo hat noch zwei Jahre seiner Strafe auszuhalten. Er hat mir aber so eben gesagt, daß durch seine Abwesenheit vom Hause die Seinen in die bitterste Noth gerathen sind, und daß sein Weib und seine Kinder dem Hungertode entgegen gingen, wenn nicht bald Hülfe komme. Niemand aber kann hier helfen als Leonardo selbst; er ist noch stark und kräftig und will arbeiten, und er wird so viel verdienen, als er zum Unterhalte der Seinen braucht. Aber dazu muß er frei seyn. Man hat mir gesagt, daß Leonardo augenblicklich frei gegeben werden könnte, wenn er für die übrigen zwei Strafjahre einen Stellvertreter fände! Ist das wahr?"

„Allerdings!" versicherte der Offizier. „Das Gesetz erlaubt die Freigebung unter solcher Bedingung; aber sie könnte eben so gut nicht erlaubt seyn: denn bis jetzt ist eine solche Stellvertretung noch nicht vorgekommen; und das," setzte er mit schmerzlichem Lächeln hinzu, „aus leicht begreiflichen Gründen!"

„Nun, Gott sey Dank!" rief Vincent bewegt aus, „daß dießmal die angeregte Hoffnung nicht zu Schanden wird. Mein edler Herr, ich habe Jemanden aufgefunden, der Leonardo's Stellvertreter seyn will; so viel ich ihn kenne, ist dieser Jemand ein unbescholtener Mann, auf welchem wenigstens keine öffentliche Schmach haftet. Wird Leonardo in demselben Augenblicke frei werden, wo sich dieser Stellvertreter einfindet?"

„Sogleich, ehrwürdiger Herr!“ sagte der Offizier mit steigender Verwunderung. „Aber, wer ist der Mann, der sich freiwillig in solche Schmach und Schande begeben will?“

„Ich bin es selbst!“ antwortete Vincent ruhig, und fuhr dann, als er sah, wie der Offizier seine höchste Verwunderung aussprechen wollte, fort: „Reden Sie mir nicht darein, mein edler Herr. Mein Entschluß ist so ernst, daß nichts in der Welt ihn wankend machen kann. Glauben Sie mir, wer die Sklavenfesseln in Tunis unter der Tyrannei der Ungläubigen und der äußersten Rohheit getragen hat, der fürchtet sich nicht vor der Arbeit eines Galeerensklaven in Marseille und unter der Aufsicht eines so christlich gesinnten Mannes, wie Sie. Aber lassen Sie uns daran denken, daß jede Minute, die wir hier verlieren, für den armen Leonardo eine qualvolle Ewigkeit ist!“

„Aber Ihre Ehre?“ warf der Offizier noch ein. „Haben Sie auch bedacht, daß zehn Jahre Sklavendienst in Tunis nicht den zehnten Theil der Schande aufwiegen, welche die Kette eines Galeerensklaven nur in einer einzigen Stunde bringt?“

„Meine Ehre?“ wiederholte der Priester lächelnd. „Halten Sie meine Ehre wirklich in Gefahr? In den Augen der Menschen werde ich zwar beschimpft, aber nicht einmal das. Werde ich in Ihren Augen deßhalb an der Achtung, die Sie vorher gegen mich aussprachen, verlieren, wenn ich die Sklavenkette trage? Gewiß nicht. Die wahre Ehre liegt in dem Bewußtseyn einer Gott wohlgefälligen Handlung, in der kräftigen Erweisung der Menschenliebe. Und was sind zwei Jahre im Dienste der leidenden Menschheit? Muß nicht das gerettete Leben einer ganzen Familie einen solchen Frieden und Segen über meine Seele bringen, daß ich mich selbst reicher belohnt fühle als ich verdiente?“

Noch wollte der Offizier einige Einwendungen machen; aber Vincent wies sie alle unerschütterlich zurück, und dem Aufseher blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als den Galeerenschmied rufen zu lassen, und mit diesem und dem Priester nach der Galeere zu gehen, wo Leonardo angeschmiedet war.

„Leonardo, du bist frei!“ rief ihm Vincent entgegen. „Es hat sich ein Stellvertreter für dich gefunden!“

Der arme Gefangene traute seinen Ohren nicht; als wäre er des Verstandes beraubt, blickte er stumm und gedankenlos die Ankommenden an. Als aber der Schmied auf des Offiziers Befehl ihm wirklich die Ketten abschlug, und diese klirrend zu Boden sanken, und er sich leicht und frei fühlte, sank er auf seine Knie nieder und weinte wie ein Kind vor überseliger Freude. Aber diese sollte ihm bald getrübt werden. Zu seinem Erstaunen sieht er, daß der Priester Hand und Fuß hinhält, und der Schmied die schauerliche Anschmiedung beginnt.

„Um Gottes willen!“ rief Leonardo aus. „Ihr selbst, ehrwürdiger Herr? Nein, nimmermehr! So namenlos glücklich mich die Freiheit macht, so will ich sie doch nicht unter einer solchen Bedingung erkaufen. Schmied, lege mir nur immer meine Ketten wieder an!“

„Nicht also, mein edler junger Freund!“ erwiederte Vincent mit einem fröhlichen Lächeln, als ginge er irgend einer großen Freude entgegen. „Mir werden diese Ketten leichter werden als dir! Ich stehe allein auf der Welt, und den Beruf, zu dem mich Gott bestimmt hat, kann ich auch hier erfüllen; ja hier vielleicht mehr als anderswo.“

„Edler, großmüthiger Mann!“ fuhr Leonardo fort, „was kann Sie zu einem solchen Opfer bewegen?“

„Die dankbare Liebe zu dem Herrn, in dessen Dienste ich bin!“ antwortete Vincent. „Und wenn ich zehnmal

für dich leiden und sterben könnte, es wäre Nichts, gar Nichts gegen das, was unser Herr und Heiland am Kreuze für mich gelitten hat. Säume nicht, Leonardo! Auf, eile zu deinem Weibe, zu deinen Kindern. Gott segne dich und deiner Hände Arbeit!"

Lange noch stand Leonardo, zweifelhaft, was er thun sollte. Als er aber die Seligkeit der sich selbst opfernden Menschenliebe in Vincent's Blicken gewahrte, gewann er Muth, das Opfer anzunehmen, durch welches er sich selbst dem Herrn und Erlöser auf Zeit und Ewigkeit erkauft fühlte. Er umfaßte des Priesters Knie, küßte seine Hand unter lautem Schluchzen, und mit den Worten: „Dort oben im Buche der Lebendigen sollt Ihr, wenn Gott mich nicht verstößt, auch meinen Namen lesen!" stand auf und eilte davon. —

Verlangst du, lieber Leser, noch eine Schilderung des Wiedersehens in der Hütte der kranken Sabina und ihrer hungernden Kinder? Nein! Wenn du weißt, daß Leonardo zu den Füßen seines Weibes das Wort der Versöhnung empfing, und durch seine rastlose Thätigkeit Weib und Kinder vom Verderben rettete, und durch sein ganzes Leben hindurch in der Furcht des Herrn wandelte, so weißt du genug.

Vincent von Paula aber verbrachte die vollen zwei Jahre auf den Galeeren, äußerlich von der größten Schmach und Schande bedeckt, aber in seinem christlichen Gemüthe ein freies, mit der Krone der Ehre geschmücktes Kind Gottes. Und was er von seiner Wirksamkeit auf den Galeeren gehofft hatte, das erreichte er in überreichem Maße. Er brachte unter den rohen gottentfremdeten Geist der Galeerensklaven den Geist christlicher Erkenntniß und der bußfertigsten Demuth; er wurde eine Stütze, ein Lehrer, ein Tröster der armen unglücklichen Gefangenen, und als er

nach zwei Jahren die Galeere verließ, konnte er sich mit dem seligsten Troste sagen, daß er die verlassene, verirrte Herde Christi gesammelt und geweidet hatte.

Vincent von Paula, einer der edelsten Menschen, die je gelebt, war am 24. April 1576 im Dorfe Pouy in Frankreich geboren. Sein ganzes Leben war der christlichen Wohlthätigkeit geweiht; er stiftete mit Hülfe einer frommen und reichen Dame, der Gräfin von Joigni, eine Missions-Congregation, deren Glieder, jetzt Lazaristen genannt, sich besonders mit der Pflege der Armen im Geistlichen wie im Leiblichen zu beschäftigen haben, und die das Gebot des Herrn: Den Armen soll das Evangelium gepredigt werden! im Sinne und Geiste des Herrn zu erfüllen hatten. Auch ist er der Stifter des Ordens der barmherzigen Schwestern und des Asyls für Findelkinder. Er starb am 27. September 1660, in dem hohen Alter von 84 Jahren, und wurde später unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen.

34.
Menschenretter.

Zu Anfang des Jahres 1799 waren fast alle Flüsse mit dickem Eise bedeckt. Auch der Fluß Theya in Mähren war fest zugefroren. Am 24. Hornung fing es plötzlich an aufzuthauen, der tiefe Schnee schmolz, ein starker Regen vermehrte das zusammenlaufende Wasser und füllte das Bett der Flüsse so hoch an, daß das durch Thauwetter und Regen mürbe gemachte Eis endlich brach. Viele Flüsse traten aus ihren Ufern, und überschwemmten die umliegenden Gegenden. Der Fluß Theya ist sonst unbedeutend, aber bei starkem Platzregen und schnellem Thauwetter läuft von den

Bergen eine solche Menge Wasser in denselben, daß er ungewöhnlich hoch anschwillt, die Ufer übersteigt, und große Verheerungen anrichtet. So war es auch in der Nacht vom 23. auf den 24. Hornung. Unvermuthet trat er aus den Ufern, mit entsetzlichem Krachen theilte sich das Eis, und wurde in großen Stücken gegen Bäume und Häuser von dem tobenden Wasser mit fortgerissen.

In dem mährischen Dorfe Altschallersdorf, bei Znaym, lag Alles in tiefem Schlafe. Auf einmal drang das rauschende Wasser herein, die Eisschollen stießen an die Thore und Mauern, und weckten die erschrockenen Einwohner. Bald hörte man überall Winseln und Jammern. Das Wasser war in dem tiefer liegenden Theile des Dorfes schon so hoch, daß es durch die Fenster in die Stuben strömte. Da flüchtete sich, wer nur konnte, in die hochliegenden Häuser, und weil man auch hier nicht sicher zu seyn glaubte, auf die Dächer und den Kirchthurm. — Das Vieh wurde aus den Ställen mit fortgerissen; Tische, Schränke, Bettstellen, Wiegen und anderes Hausgeräth sah man zwischen den Eisschollen im Wasser treiben. Häuser stürzten ein, und die Dächer schienen sich mit dem Eise fortzubewegen.

Den folgenden Tag waren aber auch jene Häuser, wohin sich die Unglücklichen gerettet hatten, vom Einstürzen nicht mehr fern. Das Wasser war auch dorthin gedrungen, tobte und brausete fürchterlich, und schleuderte das Eis mit gräßlichem Krachen gegen die mürben Mauern. Das Weinen und Wehklagen der Unglücklichen ertönte durch die Luft, und überstimmte das Rauschen des tobenden Wassers. Mit einem herzdurchbohrenden Angstgeschrei hoben sie die Hände gen Himmel; die Mütter hielten ihre Säuglinge empor, und riefen um Rettung; die Kinder klammerten sich an ihre Väter und schrien um Hülfe. Manche wollten sich schon auf die Eisschollen herablassen, und auf denselben Rettung

suchen; aber die Gefahr war zu groß, und der Untergang wahrscheinlicher, als die Rettung.

Die Fischer der nahen Dörfer versuchten mit Kähnen beizukommen, aber vergebens; sie gelangten nicht zu den Unglücklichen. Nur drei Kosaken von dem Regimente, das eben als Hülfskorps mit andern russischen Truppen zur österreichischen Armee marschirte und hier in der Nähe im Quartier lag, wurden die Retter von 150 Menschen.

Ohne von Jemanden aufgefordert zu seyn, bestiegen sie die zwei Kähne, mit denen die Fischer vergebens zwischen dem Eise durchzukommen gesucht hatten, stießen mit Riesenstärke das Eis, welches nahe zu dem Kahne kam, mit Haken weg, und arbeiteten aus allen Kräften, um zu den Unglücklichen zu kommen. Oefters setzte sich der Kahn auf einer Eisscholle fest; aber da sprang einer von ihnen muthig auf die Scholle, schob den Kahn weg, und schwang sich wieder in denselben, um mit vereinten Kräften den Kahn weiter vorwärts zu bringen. Oft war letzterer in Gefahr, zwischen zwei Schollen zerdrückt zu werden, aber der Muth der Kosaken und ihre Stärke errangen den Sieg.

Nach heißer Arbeit gelangten sie zu den Unglücklichen. Diese wußten sich vor Freude nicht zu fassen, als sie die Möglichkeit der Rettung sahen. Jeder drängte sich, um der Erste im Kahne zu seyn, und eben dadurch hätten sie solchen bald umgestürzt. Die braven Kosaken nahmen aber nur so viele Personen auf einmal, als der Kahn leicht fassen konnte, darunter immer zwei oder drei Männer, die ihnen bei der Arbeit helfen konnten, und jene nahmen sie am ersten auf, die an dem gefährlichsten Platze standen. Wenn sie ihren Kahn ausgeladen hatten, fuhren sie freudig zu den andern Unglücklichen zurück. Zum Glück fing nach der vierten Fahrt das Eis an sich zu verlaufen, die Fahrt wurde minder gefährlich und leichter, und in einem halben Tage waren alle

150 Menschen vom Tode gerettet. — Hätten übrigens die Kosaken das Rettungswerk nur um einige Stunden später angefangen, so würden mehrere der Unglücklichen unter dem Schutte und im Wasser umgekommen seyn; denn bald nach der dritten Fahrt stürzte das Haus ein, aus dem sie gerettet worden waren.

Die Geretteten bezeigten den edlen Menschenfreunden auf alle mögliche Art ihre innige Dankbarkeit. Der Herr des Dorfes wollte ihnen ein ansehnliches Geschenk geben, sie nahmen es aber nicht, und eilten zu ihrem Korps.

Wird wohl die Erinnerung an diese Braven jemals in der Gemeinde erlöschen? Werden nicht die spätesten Enkel noch ihr Andenken segnen?

Im Oktober 1774 wüthete ein Sturm, wie eines ähnlichen sich kein Mensch erinnern konnte, und Jedermann stand in banger Erwartung, und betete für die armen Leute, deren Leben in zerbrechlichen Schiffen der Wuth der Winde überlassen seyn möchte.

Bald erblickte man zu Libau, einer Handelsstadt an der Ostsee in dem zu Rußland gehörigen Herzogthum Kurland, ein holländisches Schiff, das in den Hafen einlaufen wollte, aber des Sturmes wegen nicht konnte. Drei lange Tage und Nächte war es ein Spiel der Wogen, bis es in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober einige hundert Schritte vom Ufer auf dem Grunde sitzen blieb. Immer stärker wüthete indeß der Sturm, die tobenden Wellen rissen ein Stück des Schiffes nach dem andern fort, Todesangst und Verzweiflung ergriff das arme Schiffsvolk und die auf dem Fahrzeug befindlichen Reisenden, da ihnen der heulende Sturm und die brausenden Wasserwogen alle Hoffnung benahmen, sich zu retten. Unter den Zuschauern am Ufer waren viel-

leicht Manche, die ihr Leben gern für ihre leidenden Brüder gewagt hätten, wenn es nicht gar zu sichtbar gewesen wäre, daß die Gewalt der empörten Elemente ihre Bemühungen vereiteln würde.

Endlich kam der Schiffer und Lootsen-Anführer Tode, und sah es. Seit mehr als dreißig Jahren war es sein ordentliches Geschäft, den Schiffen, die mit Wind und Wellen kämpften, beizuspringen, und sie sicher in den Hafen zu führen. Dabei hatte er manche Thräne des Dankes von den Wangen der Geretteten fließen sehen, und manche verirrte Seele war durch die Befreiung aus der Gefahr gerührt und zur Tugend zurückgeführt worden, welches seine größte Freude war.

Kaum hatte dieser die Noth auf dem Schiffe gesehen, so eilte er nach Hause, um die nöthigen Anstalten zur Hülfe zu treffen. Seine Frau fiel ihm um den Hals, und bat und flehte, seines Lebens zu schonen, weil es doch unmöglich sey, das zerbrochene Schiff zu erreichen. Die Kinder umfaßten seine Knie, hielten ihn fest, und schrien: „Hörst du nicht, Vater, wie das Meer brauset, wie die Winde fürchterlich heulen? Bleibe bei uns, wir haben sonst keinen Vater!" „Was kümmert mich das Brausen des Meeres," sagte er, „und das Heulen des Windes? Ich höre nichts, als das Jammergeschrei der Unglücklichen, das durch das Toben der Elemente hindurch dringt. Laßt mich! sie strecken schon ihre Hände nach mir aus, und — Kinder, ihr habt noch einen Vater im Himmel, der befiehlt es mir, und wird helfen, daß ich wieder komme! Er hat mich schon so vielmal aus den größten Gefahren gezogen; und sterb' ich, so wird er euch gewiß nicht verlassen."

Mit diesen Worten umarmte er Frau und Kinder, und ging, von acht braven, ihm untergebenen Schiffern begleitet, zum Strande. Sie sprangen in ein Boot, ruderten muthig

den Wellen entgegen, und dem Schiffe zu, aber vergebens. Viermal versuchten sie es aus allen Kräften, und eben so oft wurden sie durch die Gewalt des Windes an's Ufer zurück geworfen.

An Kräften erschöpft, und in Schweiß gebadet, kehrte Tode nach Hause zurück, um sich umzukleiden, als eben seine Frau das Mittagsessen bereitet hatte. Voller Freuden bat sie ihn, sich nun nach seiner sauern Arbeit wieder zu erquicken. „Jetzt ist's nicht Zeit zu essen," versetzte er; „noch habe ich keinen gerettet. Erst will ich wieder hin und helfen." Er kleidete sich um, ging in die Kammer, fiel auf die Knie, und betete zu Gott um Muth und Kräfte, und ward erhöret.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich, daß er an's Schiff kam, und von da elf Menschen glücklich an's Land brachte. Er bestieg hierauf mit seinen acht Gehülfen sogleich wieder das Boot, und ließ seiner Frau sagen: „Elf Menschen habe ich gerettet; freue dich, und danke Gott unterdessen, bis ich die übrigen nachhole." Da knieten Frau und Kinder nieder, und sangen ein Danklied, während er seine letzten Kräfte anstrengte, um wieder an das Schiff zu kommen. Er erreichte es endlich, und schon warfen die Unglücklichen auf dem Schiffe voll Hoffnung dem Boote ein Seil zu, um es näher zu sich zu ziehen, als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzte, und den edlen Retter mit seinen acht Gehülfen in den Abgrund begrub. Er selbst saß am Steuerruder, und streckte eben die Hände nach dem Seile aus, um es aufzufangen. So trat er in die Ewigkeit hinüber, um dort das Wonnegefühl der hohen Würde eines Erretters seiner Brüder ganz rein und unvermischt zu genießen.

Frau und Kinder lagen noch auf den Knien und beteten, als die schreckliche Nachricht kam, daß sie Mann und Vater

verloren hätten. Ihren Schmerz mit Worten zu schildern, vermag Niemand; aber Gott erbarmte sich ihrer, daß sie bald einsahen, wie wohl es um den Menschen stehen müsse, der in einem solchen Berufe stirbt. Dieser Gedanke hemmte den Lauf ihrer Thränen, und sie bestrebten sich täglich mehr, mit Eifer Gutes zu thun, um einst auch mit dem seligen Vater sprechen zu können: „Wir haben einen guten Kampf gekämpfet."

Gott hatte es übrigens so gelenkt, daß auch die noch auf den Trümmern des Schiffes Zurückgebliebenen, die den Mann, auf den sie ihre letzte Hoffnung gesetzt, vor ihren Augen hatten umkommen sehen, gerettet wurden. Dieß überzeugte sie auf's innigste, daß, wenn auch alle menschliche Hülfe verschwindet, wenn der Blitz uns zu zerschmettern, die Erde unter uns zu sinken droht, und die Meereswogen schon über unserm Haupte zusammenschlagen, Gott dennoch Mittel und Wege weiß, uns zu erhalten, wenn es uns gut ist, länger unter den Lebendigen zu verweilen.

Am Fuße eines steilen Alpengebirges in der Schweiz lebte Walter Reding, ein Greis von 72 Jahren, in der Familie seines Sohnes, dessen ländliche Wohnung in einem anmuthigen und fruchtbaren Alpenthale lag. Heiter und zufrieden verlebte hier der edle Greis unter nützlichen Beschäftigungen mancher Art seine Tage. Doch wie kein Erdenglück ganz rein ist, so war auch die Glückseligkeit dieses ehrwürdigen Alten nicht ungetrübt. Noch in seinen spätern Jahren überfiel ihn eine hartnäckige Augenkrankheit, und dieses Uebel verschlimmerte sich mit dem zunehmenden Alter so sehr, daß er in seinem siebenzigsten Jahre auf beiden Augen gänzlich blind wurde. Aber auch dieses Unglück ertrug der fromme Greis mit christlicher Geduld und

gottergebenem Sinne. Nur darüber hörte man ihn bisweilen klagen, daß seine Blindheit ihn für die ländlichen Arbeiten untüchtig machte, welche er bisher noch mit vieler Munterkeit verrichtet hatte.

„Ihr habt ja, guter Vater," sprach oft der Sohn, um ihn zu beruhigen, „Ihr habt ja bisher redlich und lange genug gearbeitet. Genießet jetzt die Ruhe, die der fleißige Arbeiter am Abende seines Lebens so nothwendig hat." Aber diese und ähnliche Vorstellungen konnten den an Thätigkeit gewöhnten ehrwürdigen Alten nicht ganz zufrieden stellen. Nur dann kehrte seine vorige Zufriedenheit zurück, als er einige andere nützliche Beschäftigungen für sich gefunden hatte. Diese bestanden unter Anderm im Spinnen der Wolle und des Flachses, im Korb- und Bastdecken-Flechten, und im Schnitzen verschiedener hölzerner Geräthschaften für die Haus- und Landwirthschaft. Bei diesen Arbeiten leisteten ihm die Kinder seines Sohnes freundliche und willige Dienste. Sie holten für ihn die Reiser herbei, aus denen er sein Geflecht machte; sie trugen ihm die Werkzeuge zu, welche er bei seinen Arbeiten nöthig hatte, und halfen ihm, wo und wie sie nur konnten.

Dafür suchte denn auch der wackere Greis seinen lieben Enkeln auf andere Art nützlich zu werden. Bald erzählte er ihnen eine lehrreiche Geschichte, und besprach sich mit ihnen darüber; bald sang er ihnen ein frohes Jugendlied vor, und übte sie im Nachsingen desselben. Zu einer andern Zeit stellte er mit ihnen Rechenübungen an, und schärfte ihr Gedächtniß durch öftere Wiederholung vorgesagter Denksprüche und Lebensregeln. Nächstdem machte er sie mit der Verfassung ihres Vaterlandes bekannt. Dabei erzählte er ihnen die edlen Thaten ihrer berühmt gewordenen Urväter, und theilte ihnen manche nützliche Erfahrungen mit, welche er einst auf seinen Reisen durch die Schweiz und einige

benachbarte Länder in Diensten eines Adeligen, des Herrn von Bruneck, zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Diese und ähnliche Unterhaltungen zogen die Herzen seiner Enkel mit jedem Tage mehr zu ihm hin. Die muntern Kleinen befanden sich nirgends besser, und waren nirgends lieber, als um und bei ihrem lieben Großvater.

Zu diesem frohen Kinderkreise gesellte sich auch öfters Wilhelmine von Bruneck, die zwölfjährige Tochter des Edelmannes, welchem Walter Reding viele Jahre mit seltener Treue und Redlichkeit gedient hatte. Der edle Vater Wilhelminens wünschte zwar, seinen alten treuen Diener lebenslang bei sich zu behalten, und ihn bis an seinen Tod zu verpflegen; allein weil das Augenübel des Greises immer mehr überhand nahm, so gab endlich Herr von Bruneck dem Verlangen des alten Reding nach, und ließ ihn zu seinem Sohne bringen, dessen ländliche Wohnung nur eine kleine Stunde von dem Bruneck'schen Landgute entfernt war. Hier besuchte der brave Edelmann von Zeit zu Zeit den Greis, und versorgte ihn mit dem, was er zu seiner Verpflegung im Alter nöthig hatte.

Am öftesten kam er in Begleitung seiner Tochter Wilhelmine zu ihm. Diesem lieben Kinde hatte der Greis einst bei dem gefährlichen Umsturze eines Wagens, mit welchem scheue Pferde durchgegangen waren, das Leben gerettet. Seit diesem Vorfalle hing Wilhelmine mit vorzüglich dankbarer Liebe an dem Retter ihres Lebens, und suchte ihm bei jeder Gelegenheit ihre Erkenntlichkeit zu beweisen. So oft sie daher zu ihm kam, brachte sie ihm in ihrem Handkörbchen kleine Geschenke und mancherlei Erfrischungen mit.

An einem heißen Sommertage im Jahr 1808 besuchte Wilhelmine ebenfalls den geliebten Greis, und brachte außer

einigen saftigen Aprikosen zu seiner Labung auch noch ein Buch mit, in welchem die Lebensgeschichte edler Schweizer der Vorzeit erzählt war. Aus diesem Buche wollte sie dem alten Vater Reding etwas vorlesen, weil sie wußte, daß der biedere Greis nicht nur selbst gern von guten Menschen seines Vaterlandes erzählte, sondern sich auch die edlen Thaten derselben gern wieder vorlesen oder erzählen ließ.

Wilhelmine führte deßwegen den Greis zu seinem Lieblingsplätzchen, welches eine Rasenbank war, die man unter einem großen, schönen Baume, in einiger Entfernung von dem Reding'schen Hause, angelegt hatte. Hier setzte sie sich neben ihn, und war eben im Begriff, ihre Vorlesung zu beginnen, als Redings Sohn bemerkte, daß schwarze Wolken über die Gipfel der Alpen heraufzogen und mit Regen droheten. Der sorgsame Landwirth machte daher sogleich Anstalt, das noch auf den Wiesen liegende Heu vor dem Eintritt des Regens so viel wie möglich in Sicherheit zu bringen, und entfernte sich in dieser Absicht mit seiner ganzen Familie von seiner Wohnung.

Wilhelmine erbot sich, indeß bei dem Greise zu bleiben, und ihm die Zeit durch Vorlesen zu verkürzen. Noch hatte sie kein volles Viertelstündchen gelesen, als sich auf einmal ein starker Donnerschlag hören ließ. Wilhelmine sprang eiligst auf, und begab sich mit dem Greise in dessen Wohnung. Aber kaum waren sie hinein getreten, so war auch das furchtbare Gewitter in seiner ganzen Stärke da. Der Tag verwandelte sich in Nacht, und ein brausender Sturmwind tobte unter heftigen Regengüssen durch das offene Thal. Flammende Blitze durchkreuzten die Luft, und ein unaufhörlicher Donner hallte furchtbar in den Gebirgen wieder.

Plötzlich fuhr ein Wetterstrahl unter fürchterlichem Krachen in das Strohdach der ländlichen Wohnung, und auf einmal

stand dieselbe in lichten Flammen. — „Ach Walter! Walter! dein Haus!" mit diesen Worten faßte das bestürzte, aber dennoch entschlossene Mädchen den biedern Greis bei der Hand, und zog ihn aus dem brennenden Hause. Nicht weit von demselben lag eine Felsenhöhle. Hierher brachte Wilhelmine den Geretteten, und sprang dann bestürzt zu der in Flammen stehenden Wohnung zurück. Jetzt waren auch die erschrockenen Eltern mit ihren Kindern herbeigeeilt. Mit Anstrengung aller ihrer Kraft suchten sie das Feuer zu löschen; doch es war zu spät — in wenig Augenblicken war die kleine Wohnung von der wüthenden Flamme gänzlich verzehrt.

Traurig, sehr traurig war die Lage der Reding'schen Familie. Ihre erste Sorge ging indessen dahin, dem blinden Vater vorderhand anderwärts ein Unterkommen zu verschaffen. — Wilhelmine bat, daß man ihr die Versorgung des Greises überlassen möchte. „Laßt mich, ihr guten Leute," sprach sie zu der Reding'schen Familie, „laßt mich jetzt für euern alten Vater sorgen! Ich nehme ihn mit auf meines Vaters Landgut; dort soll es ihm an nichts fehlen. Ich will ihn an eurer Stelle pflegen und warten. — Nicht wahr, guter Alter, du gehst mit mir, und vertrauest dich mir an? O ich bitte dich darum!" — Der Greis konnte den Bitten des edlen Mädchens nicht widerstehen. Nach einigen Einwendungen willigte er endlich in das Verlangen desselben, und machte sich, sobald das Gewitter vorüber war, mit seiner jungen Wohlthäterin auf den Weg zu ihres Vaters Landgute.

Der Weg dahin führte über einige Alpenfelsen, und hatte besonders an einem Orte eine gefahrvolle Stelle, welche für den blinden Greis schwer zu betreten war. Eine Brücke von Baumstämmen führte über eine gefahrvolle Felsenschlucht, in welche sich schäumend ein Gebirgsstrom stürzte. Die Brücke

selbst lief über einen Wasserkessel, der das strömende Gebirgswasser aufnahm.

Mit klopfendem Herzen und angstvoller Besorgniß für das Leben des Greises näherte sich Wilhelmine dieser gefahrvollen Stelle. Ein einziger Fehltritt konnte hier den Greis ohne Rettung in einen furchtbaren Abgrund stürzen. Wilhelmine schauderte bei dem bloßen Gedanken an diese Gefahr. „Jetzt," sprach sie mit bebender Stimme, „jetzt, Walter, halte dich ja recht fest an mich; ich will voran; wir müssen nun über die gefährliche Brücke." Zutrauensvoll reichte der blinde Greis seiner so zärtlich besorgten Führerin die Hand, und in wenig Minuten genoß Greis und Kind die Freude, der Gefahr glücklich entgangen zu seyn.

Kaum waren die beiden Wanderer auf sicherm Boden, so sank Wilhelmine auf ihre Knie nieder, und hob die Hände gen Himmel. „Dank Dir, Allgütiger," rief sie, „daß die Gefahr glücklich überstanden ist!" „Wohl, edle Seele!" erwiederte der Greis, „Gott wird weiter helfen."

Dieses kindliche Vertrauen ward auch bald mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Kaum war der Greis mit Wilhelminen auf dem Landgute seines ehemaligen Herrn angelangt, und kaum hatte die edle Tochter ihrem menschenfreundlichen Vater, der nun erst nach Hause gekommen war, das Unglück der Reding'schen Familie erzählt, so war Herr von Bruneck auch sogleich bereit, der unglücklichen Familie mit Rath und That beizustehen.

In kurzer Zeit stand wieder ein neues Wohnhaus für sie da. Die benachbarten Dörfer leisteten bei dem Bau desselben thätige Hülfe, und die Reding'sche Familie genoß noch vor Eintritt des Winters die Freude, ihren guten Vater und Großvater wieder bei sich zu sehen. Wilhelmine begleitete nebst ihrem edlen Vater den guten Greis, als er in seine neue Wohnung zurückgebracht ward, und fühlte

für ihre kindliche Sorgfalt den schönsten Lohn in dem Segen, welchen der fromme Greis für das fromme Mädchen erflehte.

In den abgebrannten Vorstädten Breslaus war eine kranke und bejahrte Wittwe zurückgeblieben; der Brand hatte das Hinterhaus, wo sie von aller Welt vergessen lag, verschont, aber sie war nun nahe daran, aus Mangel an Erquickung zu verschmachten. Schon drei Tage hatte die Unglückliche Alles entbehrt, und sah ihrem Tode mit Gewißheit entgegen, als sie in ihrer Nähe etwas herumschleichen hörte. Es war ein bayerischer Infanterist, der einen schicklichen Platz suchte, wo einige seiner Landsleute hinter den Ruinen sich postiren könnten, um von da aus mit Musketenfeuer die Belagerten zu beunruhigen. Sie strengte alle ihre Kräfte an, um sich hörbar zu machen; der Krieger kam herbei, und staunte, sie hier zu finden. Kaum erfuhr er in abgebrochenen Tönen ihre Geschichte, so eilte er auch fort, und kam mit einer stärkenden Suppe zurück, die er und seine Kameraden so eben zur Mittagsmahlzeit sich zubereitet hatten. Mit jener altbayerischen Herzlichkeit, die wieder zu Herzen geht, tröstete er die Arme, und verhieß ihr, Alles zu thun, was zur Milderung ihres Schicksals nur möglich wäre.

Die ersten vier Tage wußte er für sie keinen sichern Zufluchtsort, aber jede Stunde, die sein Dienst ihm frei ließ, widmete er der Verlassenen, und theilte nicht nur willig mit ihr seine Nahrungsmittel, sondern verschaffte ihr auch Stärkungen, die dem Geldbeutel eines gemeinen Kriegers hart fielen; ja er ruhete nicht eher, als bis er einen Chirurgen vermocht hatte, den Zustand der Kranken zu untersuchen, und sie mit der nöthigen Arznei zu versorgen. Späterhin fand er Gelegenheit, sie in einem Dorfe unterzubringen, das von dem ärgsten Getümmel entfernt war, und

wo er das Vergnügen hatte, sie bald gänzlich hergestellt zu sehen.

Fast seine ganze Baarschaft war für diesen edlen Zweck verwendet worden. Die Wittwe — wer möchte es ihr verargen? — konnte bisweilen kaum sich vor der Täuschung verwahren, daß Gott ihr einen Engel gesendet habe. Wenn sie dann die Augen voll heißer Thränen des Dankes auf ihn richtete, sprach er: „Laß es gut seyn! auch meine Mutter ist Wittwe, und verlassen; wer weiß, wie bald sie auch in den Fall kommt, solcher Rettung zu bedürfen? Dann hoffe ich zu Gott, er werde zu rechter Zeit ihr einen Helfer senden.“

Nach der Schlacht bei Marengo ward ein österreichischer Offizier verwundet nach Alessandria geführt, wo man den Blessirten sieben Klöster eingeräumt oder vielmehr ausgeräumt hatte; denn Tische und Bänke waren sorgfältig weggetragen worden. Die Verwundeten lagen (wenigstens die ersten Tage) in den Zellen, langen Gängen und wohlgepflasterten Höfen größtentheils auf den bloßen Steinen. Zwar wurden einige Wagen voll Stroh herbeigefahren, aber nur die, welche es selbst holen konnten, bekamen etwas davon; diejenigen hingegen, welche schwere Wunden an den Boden fesselten, mußten der Unterlage entbehren, weil es an Krankenwärtern fehlte, um ihnen die Streu zu bereiten.

„In dem Bernhardinerkloster,“ so erzählt der obengedachte Offizier selbst, „lagen ungefähr 1500 Oesterreicher und 40 Franzosen. Ich hatte zwar tiefe, aber eben nicht so gefährliche Kopfwunden, und konnte den folgenden Tag schon in dem Kloster herumgehen. Im Hofe, nicht weit von der Hauptthüre, sah ich einen Franzosen, der unbeweglich auf dem Rücken lag. Die stechende Mittagssonne (es war im Junius) schien ihm in's Gesicht; seine Suppe, die schon

vor zwei Stunden dahin gestellt worden war, stand unberührt neben ihm, und er stöhnte, als ob er heftige Schmerzen fühlte. Er hatte einen Säbelhieb im Genicke. Ich fragte ihn, ob er nicht essen wollte? Er suchte seine Augen aufzuschlagen, die Sonne hinderte ihn aber daran, und er antwortete kaum hörbar: „Ach, ich verschmachte; ich habe seit gestern nichts gegessen, da ich mich nicht bewegen kann, und Niemand hilft mir.“ Ich versuchte mit dem Löffel ihm etwas Suppe in den Mund zu bringen; es ging aber nicht, weil ich selbst nur eine Hand brauchen konnte. Meine Wunden am Kopfe hatten mir den linken Arm gelähmt. Nicht weit davon spielten Franzosen Karte, woraus ich schloß, daß sie nicht sehr blessirt seyn mußten. „Kann mir denn keiner von euch helfen,“ fragte ich, „eurem armen Landsmanne da, der vor Hunger stirbt, seine Suppe zu geben?“ „A ba,“ sagte einer von ihnen, „wir sind auch blessirt, und der da ist doch verloren.“

„Ich kehrte zu dem armen Menschen zurück, und machte noch einige vergebliche Versuche, ihn zu füttern. Er konnte aber meinen Bemühungen nicht durch die geringste Bewegung zu Hülfe kommen. Schon stand ich traurig auf, um ihn seinem Schicksale zu überlassen, als ein österreichischer Grenadier auf allen Vieren über eine Ecke des Hofes gekrochen kam, und mir, da er sah, daß ich eben weggehen wollte, zu bleiben winkte. Er ruhte alle zwei Schritte aus, und man sah, daß die Bewegung ihm heftige Schmerzen verursachte. Endlich war er bei mir, faßte, ohne etwas zu sagen, den Franzosen bei der Schulter, und brachte ihn, indem er ihn mit dem Rücken an seine Hüfte lehnte, in eine sitzende Stellung, wodurch es mir möglich wurde, ihm seine Suppe nach und nach einzugeben. Dem Grenadier schien diese Stellung sehr beschwerlich zu seyn; aber er verbiß seinen Schmerz, bis ich fertig war; dann half er mir jenen

so legen, daß sein Gesicht der Sonne nicht ausgesetzt blieb, und streckte sich neben ihn hin, weil ihn der Schmerz so sehr erschöpft hatte, daß er nicht gleich nach seinem Platze zurückkriechen konnte. — Ein herzerhebendes Schauspiel, zu sehen, wie der Leidende dem Leidenden hilft!

„„Wo bist du verwundet, Bruder?" fragte ich ihn. Er zeigte mir zwei Schußwunden, eine in der Seite, die andere in dem Schenkel. Ich sah ihn genauer an, und fand, daß er sehr edle Gesichtszüge hatte, und vorzüglich schön gewachsen war. Es fiel mir auf, daß er nicht sprach, und ich fragte ihn um die Ursache. „Nicks deutsch," antwortete er. Ich sprach französisch, auch nicht. „Ein wenig italienisch; ich bin ein Albaneser," sagte er endlich. Als er wieder zurückkroch, begleitete ich ihn bis in seinen Winkel, und fragte ihn, ob es ihm nicht zuwider wäre, wenn ich auch dort Platz nähme? Er bat mich darum. Wir waren Freunde auf immer.

„Auf meine Frage, wie er in österreichische Dienste gekommen sey, erzählte er mir seine Geschichte. Sein Vater war ein Kaufmann; er hatte ihn bereits zum Theilhaber des Geschäfts angenommen, aber ein unglücklicher Fehltritt, im Augenblicke der Leidenschaft begangen, (o wie schwer, junge Freunde, büßen wir oft das Vergehen eines Augenblicks!) zwang ihn, mit einem Herzen voll Reue und Selbstbestrafung Eltern und Vaterland zu fliehen. Lange schweifte der unglückliche Issuf in öden Gegenden umher, bis er endlich halb verhungert zu kaiserlichen Werbern kam, welche ihn zum Soldaten annahmen. — Er schloß seine Erzählung mit den Worten: „ach, hätten mich doch die Franzosen besser getroffen!" und große Thränen rollten über seine braunen Wangen herab.

„Ich bekam denselben Abend ein heftiges Fieber, und lag mehrere Tage ohne Bewußtseyn. Als ich wieder zur

Besinnung kam, sah ich Issuf nicht mehr neben mir, und fragte einen Wundarzt, der vor mir stand, wo er sey? Er antwortete mir, der Grenadier, welcher neben mir gelegen hätte, habe ihn vor einigen Tagen im Vorbeigehen angehalten, und durch Zeichen flehentlich gebeten, er möchte sich doch meiner annehmen; er habe mich immer brüderlich gepflegt, und als er hörte, daß mein Zustand gefährlich sey, habe er geweint. Gestern habe man eine Anzahl Verwundeter in neu eingerichtete Spitäler gebracht, und natürlich seyen die dazu gewählt worden, welche den Transport am besten aushalten konnten. Issuf sey in Verzweiflung gerathen, als man ihm ankündigte, daß er fort müsse. Nachdem er lange vergebens gefleht hatte, man möchte ihn da lassen, riß er endlich — es fehlte an Leinwand zum Verbinden — ein Stück von dem Hemde, das er anhatte, und welches sein einziges war, legte es unter meinen Kopf, fragte mich noch, ob ich ihn kenne, und ging, als ich ihm deutsch und verkehrt antwortete, mit Thränen fort. Der Wundarzt, dessen Gefühl sich durch den häufigen Anblick des menschlichen Elendes verhärtet hatte, endigte mit der Bemerkung: „Ich begreife nicht, wie ein Grenadier so ein altes Weib seyn und weinen kann!" „Das sind Samaritan-Thränen," entgegnete ich ihm, „worüber sich die Engel im Himmel freuen, und die sind für die Welt freilich unbegreiflich." Kopfschüttelnd verließ mich der Wundarzt. — Das Stück von Issufs Hemde fand ich unter meinem Kopfe, und bewahre es wie ein Heiligthum. Ich habe bisher durchaus nicht erfahren können, wo der gefühlvolle Albaneser hingekommen ist. Fänd' ich ihn doch wieder!"

35.

Dem Rechtschaffenen ergehet es wohl.

Die Geschichte Franz Fleury's enthält so viele treffliche Beweggründe zur Tugend, und stellt so schöne Beweise auf, welche herrliche Belohnungen unerschütterliche Redlichkeit und eine auf ächte Religiosität gegründete Menschenliebe zur Folge haben, daß sie hier ausführlicher mitgetheilt wird.

Als vor einer Reihe von Jahren im nördlichen Frankreich eine pestartige Krankheit ausbrach, war die Zahl derer, welche von der Seuche hinweggerafft wurden, im Ganzen sehr groß. In einem Dorfe, das ungefähr achthundert Seelen zählte, ehe das grauenhafte Wesen einzog, lebten nur noch dreihundert, als es seine Endschaft erreicht hatte. Manches Haus war ganz ausgestorben; hier im Stübchen standen wohl die Betten der Kinder, aber die kleinen Bewohner lagen auf dem Friedhofe still im kühlen Grabe; dort stand wohl das große Himmelbett, in welchem Vater und Mutter geschlafen hatten, aber Vater und Mutter waren nicht mehr da; ihre Leiber waren auch in die Erde verscharrt, und ihre Seelen waren bei Gott. Ach! da gab es viele arme Waisen, die nichts hatten, als Thränen!

Unter Andern war da ein lieblicher Knabe, der hieß Franz Fleury, dem hatten die schwarzen Männer erst den Vater und dann das liebe Mütterlein aus dem Hause getragen und hatten gar nichts geantwortet, als der Knabe weinte und rief: „Ihr bösen Leute, — den Vater habt ihr hinweggenommen, — und nun tragt ihr auch die Mutter fort, — nehmt mich auch mit!" — Aber Manchem unter den schwarzen Männern war es ganz weh um das Herz geworden, als der Knabe also geredet hatte. Einer von ihnen ging auch hin zum Richter im Dorfe und erzählte

dem die Sache, und sprach, daß doch dem Kinde geholfen werden müsse, denn Hungers solle es doch nicht sterben!

Der Richter rief den Gemeindediener und sprach zu ihm: „Geh' hin, Rodier, und hole den kleinen Franz Fleury, dessen Eltern todt sind, und nimm ihn zu dir; für einen Franken Kostgeld wöchentlich kannst du dem Knaben schon Nahrung geben, wie sich's gebührt; Kleidung wird sich auch finden."

„Ein Frank die Woche, das ist gar wenig," dachte Rodier; „und wenn ich dabei etwas verdienen will, muß ich's gescheit anfangen. Aber 10 Centimen die Woche verdient, macht in zehn Wochen einen Franken und im Jahre fünf Franken und etwas darüber..."

„Nun, Rodier," sprach der Richter, „was stehst du noch und sinnst nach?"

„Ich gehe schon, Herr Richter," rief Rodier etwas erschrocken, „ich bedachte nur die Schicksale der armen Waise, und wie ich dem Franz Alles zu Gute thun will."

Damit ging Rodier in Fleury's Haus und sprach zu dem Knaben: „Komm', folge mir!" Franz sah dem häßlichen Mann in's Gesicht und machte eine weinerliche Miene. „Junge, greine nicht," brummte Rodier, „oder ... Sogleich komm' mit!"

Da traten dem armen Kinde die Thränen zurück, es schluchzte nur einmal und folgte dem Diener, der mit starken Schritten vorausging, laufend nach, bis beide in Rodier's Haus und dann in eine Stube traten. Da setzte sich der Knabe nieder, weil er vom Laufen ermüdet war, aber sogleich brannte seine Wange von einem Schlage, den ihm der harte Mann versetzte. „Kannst du dich niedersetzen, eh' ich dir Erlaubniß ertheilt habe?" rief Rodier. „Dort hinter dem Ofen ist deine Stelle!"

Franz lief schnell hinter den Ofen, setzte sich auf das

Bänkchen und zitterte am ganzen Leibe. Er dachte an Vater und Mutter, und weinte still. —

Der Trübsal hatte Franz genug bei Rodier; er hörte kaum ein freundliches Wort, mußte für sein zartes Alter sehr schwere Arbeit thun, und bekam dabei schlechte und nicht hinlängliche Nahrung.

Das währte ein ganzes Jahr. Da sprach Rodier eines Tages zur Sommerszeit: „Franz, trage diesen Brief hinaus nach Bladore zum Richter, und besorge Alles gut, sonst hungerst du heute Abend!"

Franz ging still zum Hause hinaus durch das Feld. Er war innerlich recht froh, als er im Freien war, und lauschte auf den Gesang der Singvögelein am Wege und im hohen Korne. Eine Wachtel schlug, und er ahmte ihren Schlag leise nach; Lerchen stiegen trillernd in die Höhe, und er freute sich über ihren Lobgesang; — plötzlich drang durch das Getön der dumpfe Schall des Donners, und Franz erschrak. Er blickte auf, und sah über den Wald herauf, in den sein Weg ihn führte, eine schwere, dunkle Wolke ziehen, aus welcher von Zeit zu Zeit flammende Blitze zuckten, denen der Donner nachfolgte. Was sollte er thun? Umzukehren, ohne seinen Auftrag vollzogen zu haben, wagte er nicht; was würde Herr Rodier sagen? — in das Ungewitter gleichsam hineinzuschreiten, schien ihm auch bedenklich; das arme Kind fing an zu weinen; endlich dachte es: besser ist's, in des lieben Gottes Hand, als daheim bei dem harten Mann — und lief dem Walde zu.

Ein Viertelstündchen ging der Knabe unter den Bäumen hin; da fing es heftig an zu regnen; es ward ganz dunkel; ein starker Sturm bewegte die Wipfel der Bäume, daß der ganze Wald rauschte; die Blitze fuhren leuchtend durch die Finsterniß, und immer lauter und gewaltiger erscholl die Stimme des Donners. Franz trat unter einen Baum,

dessen Blätterdach ihn vor dem Regen schützte, er faltete seine Hände und betete zu Gott, ihn gnädiglich zu behüten. Dann sprach er: „Wenn nur der Brief nicht naß wird! wenn ich nur nach Bladore komme! wenn es nur nicht Nacht wird! wenn ich mich nur nicht verirre im Walde!"

Das Letztere fürchtete er am meisten; und gerade dieß geschah; aber es sollte ihm zum Heile gereichen, denn die Wege des Herrn sind wunderbar, — das eben, was uns das Schlimmste und Gefahrvollste däucht, wird uns oft Weg zum Heile.

Es hörte etwas auf zu regnen; aber die Finsterniß währte fort. Franz machte sich wieder auf den Weg, schritt wacker vorwärts, obwohl er oft auf dem nassen Pfade ausglitt, er eilte, — aber erreichte das Dorf nicht. In der Dunkelheit hatte er den richtigen Weg verlassen und war auf einen falschen gerathen; nach zwei Stunden war er noch im Walde, und nun ward es völlig Nacht. Zum Glücke war das Unwetter vorübergezogen, die lieben Sterne glänzten am Himmel und die Luft ward wieder lauwarm; dennoch war das Herz des Kindes voll Angst und heftiger Unruhe. Noch in späten Jahren erinnerte sich Fleury nur mit Schaudern an die Noth, in welcher er sich damals befunden.

Die ganze Nacht hindurch irrte der Knabe im Walde umher. Als die Sonne aufging und tausend Stimmen aus den Zweigen der Bäume hernieder klangen, setzte er sich unter einen Baum nieder und sammelte Kräfte zu neuem Vorwärtsschreiten. Es versteht sich von selbst, daß er das Morgengebet nicht vergaß; — dann pflückte er sich einige Erdbeeren, die aber seinen Hunger nur unvollkommen stillten, und wanderte weiter. Nach einiger Zeit trat er aus dem Walde und sah in der Entfernung einen Meierhof liegen. Da kam Freude in sein Herz; die große Müdigkeit

verließ ihn, und er schritt dem Gehöfte zu, das er endlich erreichte. Vor dem Hause des Landmanns stand eine schöne Linde; unter dieser saß der Meier mit seiner Familie beim Frühstück. Franz ging auf ihn zu, hielt ihm sein Händchen hin, und sprach bittend: „Gib mir ein Stückchen Brod, lieber Mann, nur ein kleines Stückchen; mich hungert sehr; wenn du in den Himmel kommst, wird mein Vater es dir wiedergeben.“

Diese Worte rührten den Landmann, der ein sehr biederer, gutherziger Mann war. Er gab dem Knaben sogleich ein Stück Brod und etwas Fleisch dazu, und ließ ihn an seiner Seite Platz nehmen. Als Franz sich gesättigt hatte, sprach er: „Schönen Dank! jetzt muß ich nach Bladore!“

„Was willst du da, liebes Kind?“ sagte der Meier.

Franz erzählte nun, was ihm begegnet war, und schüttete sein ganzes Herz aus. Während er von seinen Eltern, von Rodier und seiner Lage in kindlich einfacher Weise berichtete, sah der Meier öfters seine Frau an und nickte ihr zu, gab ihr auch manches Andre durch Zeichen zu verstehen, worauf jene wieder nickte und theilnehmend auf den Knaben hinsah.

Als dieser seine Erzählung geendigt hatte, sprach der Meier: „Franz Fleury, Bladore liegt vier Wegstunden von hier entfernt; gib mir deinen Brief, ich will ihn sogleich sicher befördern lassen; zu Rodier zurückzukommen, würdest du sechs Stunden brauchen; ich dächte, du bliebest bei uns; ich will an Rodier schreiben, und er wird nichts dawider haben.“

Damit war Franz sehr zufrieden; er dankte dem Meier für seine Güte, reichte der Frau seine beiden Händchen und den schon erwachsenen Töchtern auch, versprach, recht folgsam und fromm seyn zu wollen, — und ward nun als ein Glied der Familie betrachtet. Den gestrengen Herrn Rodier,

der nichts gegen seine Uebersiedelung einzuwenden hatte, sah er nicht wieder und war gar nicht böse darüber.

Er hatte es ganz gut bei diesen braven Leuten. Als er einige Jahre älter war, wurden ihm einige Schafe übergeben, die er bewachte, wenn sie weideten, und Abends zurück in den Hof geleitete. Er benahm sich dabei so verständig, daß der Meier ihm allmählich immer mehr und zuletzt eine ganze Herde anvertraute. Gewissenhaft sorgte er für dieselbe; die Thiere waren ihm sehr lieb und gewöhnten sich ihrerseits sehr an den kleinen Hirten. Diesem behagte das Leben in der schönen freien Natur ungemein, und bewegten Herzens gedachte er in spätern Jahren mitten im Glanze der Welt der Tage, welche er als Hirtenknabe bei dem wackern Meier verlebte, der nie einen sorgsameren Hüter für seine Herde gehabt hatte.

Jahr auf Jahr ging hin; das siebente, seit Fleury an diesem Orte angekommen, war angebrochen. An einem hellen Sommerabende stand der Knabe neben seiner Herde an einem Bache, unfern eines Weges; hundert Schritte von ihm stand ein alter Schäfer, dessen Herde sich ebenfalls des kühlen Wassers erfreute. Plötzlich sprengte ein Reiter auf der Straße vorüber und verlor einen glänzenden Gegenstand, der zu Boden fiel. Franz lief hinzu und rief laut: „halt! halt!“ denn er sah eine schöne goldene Uhr vor sich liegen. Der Reiter hörte nicht. „Ich laufe ihm nach,“ dachte Franz. In diesem Augenblick trat der alte Schäfer zu ihm und sprach: „Halb Part! — sieh, das ist ja eine schöne Uhr; davon gehört dir die Hälfte und die Hälfte mir! oder, weißt du, ich gebe dir diesen Fünffrankenthaler, damit ist sie bezahlt; dafür kannst du dir kaufen: erstens ein Halstuch, zweitens —“

„Zweitens,“ sagte Franz, „gehört die Uhr weder dir

noch mir, sondern dem Reiter dort! Sieh ein Weniges nach den Schafen, bald bin ich wieder hier."

Damit lief der flinke Knabe fort, immer dem Reiter nach. Jetzt habe ich ihn, dachte er, wenn der Mann auf dem Rosse etwas langsamer ritt; aber dort trottirte er schon wieder hin, und hören wollte er auch nicht. Der Reiter mußte wichtige Geschäfte haben; er hielt gar nicht an; aber Franz war auch gar nicht zu ermüden; er konnte laufen troß dem besten Schnellläufer. Es ward Nacht, die Sterne funkelten; der Morgen glühte herauf. Endlich, endlich hält der Reiter dort im Dorfe still, steigt vom Rosse, tritt in das Haus; — noch eine Anstrengung in ungehemmtem Laufe, und Franz steht im Zimmer.

Sein weißes Linnenkäppchen in der Hand, tritt er bescheiden, aber noch keuchend, vor den fremden Herrn, und sagt: „Lieber Herr, Sie haben diese Uhr verloren, sechs Stunden weit von hier; ich rief, — ich lief Ihnen nach, — endlich habe ich Sie doch glücklich erreicht!"

Der Herr erkennt seine Uhr; aber er will den Knaben prüfen. „Die Uhr gehört nicht mir," sagt er.

„Dann leben Sie wohl! ich muß sogleich fort und den wahren Herrn derselben suchen."

„Nein, mein Junge," spricht der Fremde, „es ist meine Uhr. Habe Dank, daß du sie mir wieder bringst, denn sie ist mir sehr werth und ich würde sie bald schmerzlich vermißt haben. Aber wie heißt du, kleiner Mann, und wer bist du?"

„Ich heiße Franz Fleury, Herr, und bin ein Hirtenknabe. Ich stand mit meiner Herde gerade am Bache, als Sie so rasch vorüber gallopirten, — und da verloren Sie die Uhr."

„Und wo sind deine Eltern?"

„Im Himmel, Herr, bei dem lieben Gott. Als die böse Krankheit hauste, sind sie gestorben."

„Und hast du keine Verwandten?"

„Gewiß, Herr, aber ich kenne sie nicht und sie kennen mich auch nicht."

In diesem Augenblicke dachte Franz an den Meier, an seine Schafe, denen er am Morgen keine Nahrung gegeben, die er nicht ausgetrieben.

„Herr, nun leben Sie wohl! Ich muß nach meiner Herde sehen! Adieu, lieber Herr!"

Franz lief schon auf der Straße fort, als der Herr ihm nachrief: „warte doch! warte doch! du sollst ja Geld von mir haben;" — Franz sah sich nicht um; die Schafe machten ihm bange und das Andenken an den Meier ängstigte ihn, und sein Herz pochte, vom schnellen Laufen eben sowohl als von der Furcht.

Fast immer laufend, nur selten in langsamerem Schritte ausruhend, kam er endlich wieder am Meierhofe an. Die Schafe waren noch im Stalle; einige standen an der Thür und begrüßten ihn mit ihrer Stimme. „Wartet nur noch einen Augenblick, ich komme gleich!" — So schritt er in die Stube, wo der Meier war und ihn ernst ansah, als er eintrat.

„Lieber Herr, seyd nicht böse! Der Schulmeister hat gesagt: wenn du etwas findest, sollst du es Dem wiederbringen, der es verloren hat. Nun verlor gestern Abend ein Reiter seine goldene Uhr dicht am Weidenbache; er sprengte so rasch fort, daß er sich nicht errufen und einholen ließ, und so bin ich ihm nachgelaufen, bis er still gehalten hat, und das ist heute Morgen gewesen. Nun habe ich aber die armen Schafe vergessen und bin Schuld daran..."

„Die Schuld werde ich auf mich nehmen," sprach eine Stimme, welche von der Thür her tönte.

Franz wandte sich um und erblickte den fremden Herrn.

„Ei, Herr Perdin!“ rief der Meier aus; „wie komme ich zu der Freude, Sie bei mir zu sehen?“ Er ging auf Herrn Perdin zu, reichte ihm die Hand und fuhr fort: „Seyn Sie mir herzlich willkommen! wie sind Sie so stark geworden, seit ich Sie zuletzt in Namur gesehen! Wissen Sie noch, wie Sie mir den großen Dienst leisteten und den Betrüger entlarvten, der mich um meine Wolle bestehlen wollte? — Herzlich willkommen, Herr Perdin, wie geht's in Dünkirchen?“

Diese und manche andere Worte sprach der Meier zu dem Herrn, ehe derselbe zu einer Erwiederung kommen konnte, und hatte ihn während seiner Rede auf den Ehrenplatz des Hauses, auf den großen Sessel am Herde geführt. Jetzt sah er sich nach Franz um; dieser war jedoch schon draußen bei seiner Herde, und freute sich, daß sie ihre Nahrung empfangen hatte und daß kein Stück fehlte. Er hatte sie zweimal durchgezählt und kraute jetzt seine Lieblinge im vollen Vließe, wobei sich diese an ihn drängten, um ihm ihre Freude des Wiedersehens zu bezeigen. Dann lockte er die Herde und verließ das Gehöft, die nächste Wiese aufzusuchen.

In der Stube ward ein ernstes Gespräch geführt. Herr Perdin, ein sehr reicher und sehr wackerer Kaufherr aus Dünkirchen, welcher ein ausgebreitetes Großgeschäft führte, bat den Meier, ihm den ehrlichen Hirtenknaben zu überlassen. „Ihr wißt,“ sagte er zu dem Landmann, „daß ich weder Weib noch Kind habe; ich werde, wenn Franz mit mir gehen darf, ihn sorgfältig unterrichten lassen und mich ganz so seiner annehmen, als ob er mein Sohn wäre; bleibt er zuverlässig und redlich, so soll es ihm an nichts mangeln.“

Der Meier willigte nach einigem Zögern ein, indem er

sagte: „Es wird mir schwer, Herr Perdin, den Knaben ziehen zu lassen; ich habe ihn auch als meinen Sohn angesehen, aber ich kann ihm das nie bieten, was er bei Ihnen erlangen wird, und es wäre selbstsüchtig gehandelt, wenn ich ihn zurückhalten wollte."

Franz ward gerufen, und der Meier theilte ihm die Bitte Perdin's und seine Zustimmung mit. Der Knabe verließ die guten Leute nicht gern, welche ihm so viel Gutes erzeigt hatten. Er ging still bei sich zu Rathe, und würde kaum eingewilligt haben, wenn er nicht in dieser ganzen Begebenheit eine Fügung seines himmlischen Vaters erkannt hätte, wie sie es denn auch wirklich war.

Einen wehmüthigen Blick warf er auf seine Herde, auf die Wiesen, welche den Hof umgrünten, auf den kleinen Bach, der hindurch strömte, als er dem Meier und seiner Familie ein herzliches Lebewohl und vielen Dank gesagt hatte und nun hinter Herrn Perdin auf dessen schnellem Rosse saß, um diese Gegend zu verlassen. Häufig sah er sich nach dem Meierhofe um und war eine Zeitlang ganz stumm, bis die neuen Gegenstände, welche er nach einigen Stunden erblickte, seine Aufmerksamkeit auf sich zogen und manche Frage an Perdin gerichtet wurde, der jede mit Freundlichkeit beantwortete.

In Dünkirchen angekommen, ward Franz mit neuer Kleidung versehen und mit Allem wohl versorgt, dessen er bedurfte. Das Wichtigste war, daß ein Lehrer Tag für Tag zu ihm kam, um ihm im Schreiben, Rechnen, Lesen, Geschichte und Erdbeschreibung, Naturlehre, aber auch in der Lehre Jesu Christi gründlichen Unterricht zu ertheilen. Dieser Lehrer war ein würdiger Geistlicher, ein Freund des Herrn Perdin. Letzterer bemerkte mit inniger Freude die Fortschritte seines Pflegesohns in allem Gott Wohlgefälligen; er ließ diesen von nun an auch in das Comtoir gehen,

und übertrug ihm da erst kleinere, dann größere und wichtigere Arbeiten, welche Franz zu seiner Zufriedenheit ausführte. Besonders lieb war es ihm, daß Fleury sich so leicht und gut in die Regelmäßigkeit der Tagesarbeiten zu schicken wußte, und daß er sich zu einer musterhaften Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnte. Franz stand jeden Morgen um fünf Uhr auf; nachdem er sich angekleidet und gebetet hatte, las er regelmäßig einen Abschnitt aus der heiligen Schrift oder aus einem Erbauungsbuche, welches sein Lehrer ihm empfohlen hatte; dann traf er Vorbereitungen auf den Unterricht, den er in den Frühstunden genoß, und der sich sehr bald auf die Erlernung der englischen und deutschen Sprache ausdehnte; — nach den Unterrichtsstunden arbeitete er unter Aufsicht seines Wohlthäters im Comtoir. Nach Tische las er, und hierauf arbeitete er regelmäßig im Comtoir bis fünf Uhr Abends. Um diese Zeit machte er gewöhnlich einen Spaziergang; bis sieben Uhr blieb er ohne bestimmte Geschäfte; dann ward zu Abend gegessen; die nächsten Stunden bis zum Schlafengehen verflossen unter Uebungen auf dem Klavier und Lectüre guter Schriften.

Franz erwarb sich in den nächsten Jahren das unumschränkteste und vollste Vertrauen seines gütigen Pflegevaters, welcher oft die Stunde segnete, in der er seine Uhr verloren hatte. Er hatte keine nahen Verwandten, als einen einzigen Bruder in Dünkirchen, dessen Lebensweise mit seiner eignen biedern und schlichten Gesinnung nichts weniger als übereinstimmte, und mit dem er nicht im besten Vernehmen stand; die Liebe, die herzliche Dankbarkeit, welche ihm Fleury zeigte, der freudige Gehorsam, mit welchem alle seine Befehle vollzogen wurden, die wahrhaft kindliche Anhänglichkeit Franzens, von der er täglich Beweise gab, — alles das machte auf Herrn Perdin einen ungemein wohlthuenden Eindruck und gewährte ihm hohe Freude. Ohne Sorgen

unternahm er jetzt die Reisen, welche sein ausgedehntes Geschäft nöthig machte, denn er wußte, es werde im Hause und im Comtoir Alles ordentlich und redlich zugehen.

Einst reiste er nach Bordeaux, um daselbst ein wichtiges Geschäft abzuschließen. Während seiner Abwesenheit kam ein Bedienter in das Haus, und bat im Namen seiner Herrschaft um das Perdin'sche Mittel gegen den Staar. Die Familie Perdin war nämlich seit langer Zeit im Besitze eines Geheimmittels gegen diese Krankheit, welches schon vielen Unglücklichen große Dienste geleistet hatte. Franz hatte die Besorgung des Medicaments und zwar so, daß er dasselbe allezeit unentgeldlich auszuliefern hatte. Er übergab dem Bedienten das erbetene Mittel, ohne, wie gewöhnlich, auch nur das Geringste dafür zu nehmen.

Nach einiger Zeit kam derselbe Bediente mit frohem Gesicht, und sprach zu Fleury: „Meine Herrschaft ist ganz glücklich; das Mittel hat dem einzigen Sohne meines Herrn geholfen, und aus Dankbarkeit habe ich dieß Päckchen an Herrn Perdin, und dieß an Herrn Fleury abzugeben."

Als Franz die Päckchen öffnete, fanden sich zweihundert Louisd'or für Herrn Perdin und fünfzig für ihn selbst. Er dachte noch über dieses Geschenk nach, als ein Bekannter von ihm hereintrat und ihm sagte: „Heute Nachmittag wird die große Lotterie gezogen, deren Ertrag für die Armen bestimmt ist; der Glückliche kann außerdem noch eine Summe Geldes gewinnen. Willst du nicht ein Loos nehmen?"

Franz dachte: ich werde nichts gewinnen; aber gern will ich von meinem Reichthum, den ich eben empfangen habe, zu dem guten Zwecke geben. „Wohlan," sprach er zu dem Bekannten, „hier sind zwei Louisd'or für ein Loos!"

„Das Loos kostet nur Einen Louisd'or," sagte Jener.

„Nun, den zweiten bestimme ich noch als eine außerordentliche Gabe für die Armen!"

Nach Verlauf von sechs Stunden trat der Freund athemlos zu Franz in das Comtoir, und rief ihm zu: „Freue dich, du hast den ersten Gewinn, — zweitausend Stück Louisd'or, und noch heute Abend werden sie dir ausgezahlt!"

Es war wirklich so. — Als Herr Perdin nach einigen Tagen zurückkehrte, fand er zweitausend zweihundert achtundvierzig Louisd'or auf seinem Schreibtische, welche Franz ihm überlieferte. „Woher ist dieß Geld, lieber Fleury?" „Es ist das Eure, lieber Herr." Nun erzählte Franz die ganze Begebenheit und bat Herrn Perdin, die Summe als sein Eigenthum zu betrachten.

„Nein, lieber Sohn," sprach Perdin, und umarmte ihn bei diesen Worten, „nein! vielmehr liegt dein Eigenthum hier auf dem Tische, und damit du erkennst, wie ich deine Treue und deine Liebe zu mir zu würdigen weiß, werde ich diese Summe verdoppeln und sie in die Bank von London für dich einlegen. Bleibe fromm und redlich, mein Sohn, — denn ich darf dich so nennen, — und Gott wird weiter für dich sorgen!"

Franz war auf's Tiefste durch die Güte seines edlen Pflegevaters ergriffen, und dankte demselben nicht nur auf das Innigste, sondern gelobte auch im Stillen, sich so vieler Güte nie unwürdig zu zeigen, und nimmer auch nur einen Finger breit von Gottes Wegen abzuweichen.

Mancher junge Mann würde in einer Stadt wie Dünkirchen sich kaum enthalten haben, an den Lustbarkeiten und Vergnügungen Theil zu nehmen, zu denen sich fast täglich Gelegenheit fand. Für Franz hatten die lauten Freuden der Welt in den öffentlichen Gärten, auf den Tanzböden, in den Spielsälen gar nichts Anziehendes; höchstens besuchte er von Zeit zu Zeit ein gutes Concert, oder sah ein ihm empfohlenes Schauspiel. Die Beschäftigung in dem Garten, der an Herrn Perdin's Haus stieß, das Lesen eines

unterrichtenden oder auf edle Weise unterhaltenden Buches war ihm die angenehmste Erholung.

Doch sollte auch ihm der Versucher nahe treten.

Ein junger Kaufmann, welcher seit einigen Jahren ein Geschäft in Dünkirchen gegründet hatte, kam in öftere Berührung mit Franz, mit dem er zuweilen im Comtoir über Angelegenheiten, die sein Geschäft betrafen, zu reden hatte. Er hieß Planot und zeichnete sich durch ein höchst angenehmes und feines Benehmen aus. Auch äußerte er sich über Geschäftssachen so unterrichtet und zugleich so bescheiden, daß selbst Herr Perdin große Stücke auf ihn hielt und sich aufgefordert fühlte, seinem Pflegesohne Franz den Umgang mit ihm zu empfehlen.

Planot war aber ein höchst gefährlicher, sittenloser Mensch. Unter der Maske der Redlichkeit verbarg er ein Herz voll Arglist und Betrug; seine Bescheidenheit war nur eine äußerlich angenommene; er war sehr klug, aber dabei ohne alle Grundsätze; während er vor den Augen der Welt der gesittetste Mensch schien, überließ er sich heimlich allen Ausschweifungen und Lastern. Dadurch hatte er das Vermögen, welches er von seinen Eltern ererbt hatte, vergeudet, und war durch seine Schuld völlig verarmt zu einer Zeit, in welcher Jedermann sein Geschäft noch für höchst blühend halten mußte. Denn man sah überall in seinem Hause Zeichen von Wohlstand; — freilich erhielt er sein Hauswesen nur mit fremdem Gelde, und jeder Tag konnte seine wahre Lage offenbar machen.

Dieser, wie gesagt, höchst gefährliche Mensch, drängte sich auf eine sehr sorgfältig überlegte Weise an Franz Fleury, besuchte ihn häufig, erbot sich zu allen Gefälligkeiten, verschaffte ihm Bücher zur Lectüre, und suchte ihm auf jede Weise angenehm zu werden.

Fleury fühlte in seinem Herzen eine gewisse Abneigung

gegen Planot, die er sich gar nicht zu erklären vermochte und gegen die er redlich ankämpfte, weil er glaubte, diesem innerlich Unrecht zu thun. Doch fiel es ihm auf, daß Planot anfing, ihm Schmeicheleien zu sagen, und er fragte sich zuweilen: „Will er etwas von dir erreichen? — Wenn es etwas Gutes ist, was mit der Redlichkeit bestehen kann, warum sagt er es nicht? — Schmeicheln ist etwas, was den Menschen entwürdigt, sowohl den, welcher der Gegenstand, als den, welcher der Urheber der Schmeichelei ist. Ich will vorsichtig seyn."

Planot wußte, daß Fleury im Besitze des ganzen Vertrauens Perdin's war, daß der Letztere nicht einmal darnach fragen würde, wenn sein Pflegesohn bedeutendere Geldsummen als gewöhnlich in Rechnung stellen sollte, und daß, den jungen Fleury gewonnen zu haben, eben so viel gelte, als Herrn Perdin selbst. Eines Tages, als er über eine Stunde mit dem jungen Manne gesprochen und Alles aufgeboten hatte, sich ihm auf die liebenswürdigste Weise zu zeigen, trat er plötzlich mit einer Bitte hervor. „Lieber Fleury," sprach er, „Sie wissen, daß auch der rechtschaffenste und solideste Kaufmann in eine Geldverlegenheit gerathen kann. Da habe ich das Unternehmen mit den Weinen aus Bordeaux. Die gelieferten Stückfässer liegen wohlaufgehoben in meinen Kellern, und ich kann das Gewächs erst im nächsten Jahre in den Handel bringen; der Lieferant fordert jedoch schon jetzt den größesten Theil des Preises, und drängt mich auf das Aeußerste um 5000 Louisd'or. Wenn Sie wollten, könnten Sie mir helfen; die Waare leistet Ihnen Bürgschaft; wenn Sie mir gute Wechsel ausstellten auf Bordeaux und sie mir einhändigten, so würde ich auf der Stelle meine Schuld decken und aus aller Verlegenheit kommen. Im nächsten Jahre werde ich die Summe gern zurückzahlen."

„Die Sache läßt sich überlegen," sprach Fleury; „gern wollen wir Ihnen helfen; doch ist die Summe bedeutend genug, um mich zu veranlassen, mit Herrn Perdin zu reden."

„Das wäre eben, was ich nicht wünschte; ich möchte nicht, daß Herr Perdin etwas von der Sache erführe. Auch erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ein junger Mann immer auf seinen Vortheil bedacht seyn muß. Empfange ich von Ihnen die Wechsel, wobei Sie, wie gesagt, gar keine Gefahr laufen, so werde ich Ihnen mit Vergnügen zehn Prozent Zinsen zahlen, macht im nächsten Jahr vierhundert Stück Louisd'or, welche Sie in einem Separat-Geschäftchen für sich anlegen können, ohne Ihr Gewissen zu kränken, da dieß nur eine Sache zwischen uns Beiden ist."

Kaum hatte Planot diese Worte gesprochen, so stand Fleury auf und fragte: „Ist das Ihr völliger Ernst?"

„Mein völliger Ernst, und ich verpflichte mich mit meinem Ehrenworte, Niemanden etwas von dieser Sache mitzutheilen, wie ich denn auch von Ihnen strenges Geheimhalten erwarte."

„Nun, Herr Planot, so thut es mir leid, Sie bitten zu müssen, daß Sie mich augenblicklich verlassen, und daß Sie unsere bisherige Verbindung als eine aufgelöste betrachten!"

Bei diesen, sehr ernst und gemessen ausgesprochenen Worten ward Planot bleich; er sagte: „Sie mißverstehen mich..."

„Hier ist kein Mißverständniß möglich," erwiederte Fleury, „verlassen Sie mich, Herr Planot!" Eiligst verließ dieser das Zimmer, Wuth im Herzen und entschlossen, zu seinem Ziele zu gelangen, es koste, was es wolle.

Ein Gemüth von der Treue und unbestechlichen, auf Gottesfurcht gegründeten Rechtschaffenheit, wie das Fleury's, mußte auf das Tiefste durch das Anerbieten Planot's verletzt

werden; schon das schmerzte ihn, daß Letzterer es ihm gegenüber nur hatte aussprechen können, daß er ihn für fähig gehalten hatte, jemals in dasselbe einzuwilligen. Er war innerlich aufgeregt, wie fast noch nie in seinem Leben, und es kostete manchen Kampf, diese Bewegung seiner Seele zu beschwichtigen. — Dennoch faßte er den Vorsatz, Planot zu retten, wenn es möglich wäre. Perdin war verreist. „Wenn er wiedergekommen ist, will ich ihm die Lage der Dinge vorstellen, und verhält es sich mit den Waaren so wie Planot gesagt hat, so wird Herr Perdin etwas für ihn thun. Sollten wir einen Schaden leiden, so will ich ihn gern tragen. Vielleicht ist Planot nur durch seine jetzige Lage dazu gekommen, mir solche Anerbietungen zu machen; vielleicht hat die Gefahr, in welcher er schwebt, seinen sonst so klaren Blick getrübt und einen Schleier über seine rechtschaffenen Grundsätze geworfen; — er ist gewiß besser, als du denkst!"

So sagte der edelmüthige Fleury zu sich selbst. Er wußte nicht, wie weit Leichtsinn, ein zügelloses Leben, Ueppigkeit und Schwelgerei den Menschen bringen können; er hatte keine Ahnung davon, daß die Stückfässer in Planot's Kellergewölben — leer waren. Bald sollte er andere Erfahrungen machen.

Am dritten Abende nach diesem Gespräche saß Fleury in seinem Zimmer, und beschäftigte sich eben mit der Lösung einer schwierigen arithmetischen Aufgabe; er war ganz versunken in seine Arbeit; da öffnete sich die Thür und Planot trat herein. Er schritt auf Fleury zu, hielt ihm ein gespanntes Pistol auf die Brust, und sprach: „Unterzeichnen Sie sofort diesen Wechsel auf fünftausend Louisd'or, oder Ihr Blut strömt und Sie sind nicht mehr unter den Lebendigen!"

Fleury stand ruhig vom Tische auf und sprach: „Mit meinem Namen?"

„Nein!“ rief Planot aus, „mit Perdin's Namen. Säumen Sie nicht! Ihr Leben hängt an Einem Haare!“

„Nun, so schießen Sie,“ sagte Fleury ruhig; „ich will lieber sterben, als eine schändliche Handlung begehen!“

Während er dieß sprach, sah er Planot mit festem, leuchtenden Blicke an. Dieser war betroffen; er ließ die Waffe aus der Hand fallen, sie entlud sich, und die Kugel streifte Fleury's Fuß und brachte ihm eine leichte Wunde bei.

In diesem Augenblicke trat der eben zurückgekehrte Perdin in das Zimmer. „Was geht hier vor?“ rief er aus.

Fleury, anfänglich durch den plötzlichen Eintritt seines Pflegevaters überrascht, dann aber sogleich sich sammelnd, die Lage Planot's überdenkend, sprach: „Herr Perdin, dieß Pistol hat sich unvermuthet entladen...“

So hätte Fleury's gutes Herz beinahe den Mörder vor der verdienten Schande gerettet, wenn nicht Herr Perdin denselben genau angesehen und das Verbrechen auf seiner Stirne gelesen hätte. Nun erzählte Fleury den ganzen Hergang, fiel aber zugleich seinem väterlichen Freunde zu Füßen, und bat ihn, dem Unglücklichen zu verzeihen. Perdin öffnete seine Brieftasche, zog einen Wechsel von 1000 Thalern heraus, und reichte ihn Planot mit abgewandtem Gesichte, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Fleury aber faßte seinen Mörder mit der einen Hand beim Arme, mit der andern zeigte er zum Himmel. „Gehe hin, Unglücklicher,“ sagte er, „und versuche, ob du dich mit Dem dort Oben auch versöhnen kannst!“

Planot stürzte fort. Er verließ noch in derselben Nacht Dünkirchen und man hörte nie wieder etwas von ihm. Wenige Tage darauf war die Stadt über seine Lage aufgeklärt, obwohl weder Perdin noch Fleury des Vorfalls im Hause gegen irgend Jemand Erwähnung gethan hatten.

„Mein Sohn," rief Perdin aus, als Planot das Zimmer verlassen hatte, „dieser Vorfall hat dich meinem Herzen noch näher gebracht. Du hast meine ganze Liebe!"

Von dieser Liebe gab Perdin am nächsten Tage einen Beweis, den Fleury freilich nicht ahnte.

Perdin hatte sein siebzigstes Jahr angetreten, und dachte schon seit einiger Zeit ernstlich daran, seine Geschäfte so zu ordnen, daß er, wenn Gott ihn abriefe, dieselben ohne Unruhe verlassen könne. Das Ereigniß mit Planot bestimmte ihn, ein Testament aufzusetzen, das er von zwei Zeugen unterschreiben ließ. Er setzte darin Franz Fleury, seinen geliebten Pflegesohn, zum Universalerben ein, und stellte es ihm anheim, einige Legate für milde Stiftungen nach seinem Ermessen auszuzahlen. Von seinem Bruder erwähnte er nichts, da er leider die Erfahrung gemacht hatte, daß nur die Nothwendigkeit diesen zur Thätigkeit bringen konnte, und daß Reichthümer ihn in alle Gefahren der Unmäßigkeit und Schwelgerei stürzen würden. Dennoch wußte er mit Gewißheit, daß Fleury ihn nie werde Mangel leiden lassen, sondern sich seiner gewissenhaft annehmen werde.

Perdin verschwieg Fleury noch das ihm zugedachte Glück; sein Geburtstag, der in einigen Monaten fiel, sollte dem trefflichen Jüngling diese Freude schenken, und zugleich das Fest glänzender machen. In der Zwischenzeit wollte Perdin noch eine Reise nach Lissabon unternehmen. Obwohl in sehr vorgerückten Jahren, fühlte er sich doch kräftig genug dazu, und hatte sich überhaupt gerade auf Reisen stets körperlich am wohlsten befunden.

Er trat die Reise an, erreichte glücklich Lissabon, und berichtete von da aus Fleury, wann er mit dem Schiffe Fortuna ankommen werde. Franz freute sich herzlich auf die Stunde des Wiedersehens. Aber kein Segel ließ sich an dem bestimmten Tage sehen. Vierzehn Tage nach einander

hatte er unter wechselseitigen süßen Erwartungen und traurigen Ahnungen den Gang zum Hafen gemacht; da trat eines Nachmittags ein Matrose in das Zimmer und meldete mit betrübten Mienen: das Schiff, in welchem Herr Perdin von Lissabon nach Dünkirchen abgegangen, und auf welchem auch er sich befunden habe, sey in den Meerbusen von Biscaja verschlagen worden und daselbst bei einem fürchterlichen Sturme untergegangen. Niemand habe sich gerettet außer ihm. Mit seinen Augen habe er gesehen, wie Herr Perdin, dem er leider nicht helfen konnte, von einer Sturzwelle ergriffen und in die Tiefe geschleudert worden sey. Diese Aussage werde er beschwören, denn sie sey leider nur zu wahr.

Fleury sank bewußtlos zurück, als er diese Worte hörte. Er hatte Herrn Perdin auf das Herzlichste geliebt und liebte ihn noch von allen Menschen auf der Welt am meisten und innigsten; diese kaum gefürchtete Botschaft bedrohte sein Leben; als er aus dem Zustande der Bewußtlosigkeit erwachte, ergriff ihn ein hitziges Fieber und brachte ihn an den Rand des Grabes.

Der Matrose war ein früherer Diener des Bruders von Herrn Perdin. Seine Aussage war erlogen. Er war nie auf dem Schiffe gewesen, welches von Lissabon abgefahren war, um nach Dünkirchen zu gehen. Der böse Bruder, Antoine mit Namen, hatte das lange Ausbleiben Perdin's benutzt, um zu einem Ziele zu gelangen, nach dessen Erreichung er längst strebte. Er schloß folgendermaßen: Da dein Bruder, der so ordentlich und pünktlich ist, an dem von ihm bestimmten Tage sicher und gewiß hat abreisen wollen, so ist er auch abgereist. Krank kann er nicht seyn, sonst wäre längst Nachricht eingelaufen. Er ist abgefahren und das Schiff ist untergegangen, denn kein Mensch weiß etwas von demselben, und dein Bruder liegt auf dem Grunde des Meeres. Jetzt ist also die beste Gelegenheit, das

zu nehmen, worauf du jedenfalls ein begründeteres Recht hast, als jener hergelaufene Franz Fleury. — Gedacht, gethan. Er bestach seinen früheren Diener, den Matrosen, durch eine bedeutende Geldsumme, jene Geschichte zu erzählen und sogar die Wahrheit derselben vor Gericht zu beschwören; in aller Schnelligkeit bemächtigte er sich der wichtigsten Papiere seines Bruders und ließ alles Uebrige von der Behörde versiegeln.

Unter jenen Papieren befand sich auch das zu Fleury's Gunsten abgefaßte Testament. Mit Hast erbrach er es, las es durch, lachte dann laut auf, und warf es in die Flammen. Dann begab er sich zu den beiden Zeugen, und versiegelte ihnen den Mund mit Goldrollen. So ward ihm das ganze Vermögen seines Bruders überliefert.

Alles dieß geschah zu der Zeit, in welcher Fleury unter der Gewalt des Fiebers litt und oft seiner Sinne nicht mächtig war. Als er genas, berichtete ihm ein alter, treuer Diener des Hauses, was sich begeben hatte; er hörte stillschweigend zu und bat dann den Diener, dafür zu sorgen, daß er in einer stillen Straße eine Wohnung beziehen könne. Diese war bald gemiethet und eingerichtet; Antoine ließ ihm sagen: „Herrn Fleury's Dienste würden nicht mehr gefordert," und betrübt verließ dieser ein Haus, in welchem er die höchsten Beweise einer wahrhaft väterlichen Zuneigung empfangen hatte. Seiner Zukunft wegen war er in keiner Hinsicht besorgt; er war im selbstständigen Besitze eines ziemlichen Vermögens, mit welchem jedes Geschäft ohne Schwierigkeiten angefangen und fortgesetzt werden konnte.

Seine Kräfte waren jedoch durch seine Krankheit auf das Aeußerste erschöpft, und er erholte sich nur sehr langsam, da der Schmerz um den verlornen theuren Pflegevater verzehrend in seinem Innern brannte. So saß er auch eines Nachmittags angegriffen, matt, ohne alle Herzensfreudigkeit

in seinem kleinen Zimmer, als geklopft ward und der Briefträger ihm ein Schreiben übergab. Kaum hatte er die Aufschrift gelesen, so sprang er vom Stuhle auf; seine Augen brannten, seine Lippen zuckten, seine Hände zitterten. — „Das ist Herrn Perdin's Schrift!" rief er aus.

Mit bebenden Händen erbrach er den Brief und las:

„Mein theurer Sohn!

„Diese Zeilen werden Dir unerwartet kommen, — nicht „unerwünscht, ich weiß es. Sie befreien Dich von Einer „Angst, welcher Dein treues Herz sich seit Monden hinge„geben hat; — aber, ich kann es nicht ändern, sie werden „Dich in eine andere stürzen, denn ich kenne Deine Liebe „zu mir und messe sie nach der meinigen zu Dir!

„Ich bin Sklave in Algier und arbeite unter der Auf„sicht eines harten Türken auf den Straßen. Mein weißes „Haar schützt mich nicht vor Mißhandlungen. Befreie mich! „Meine Thränen benetzen dieß Blatt.

„Ich muß Dir erzählen. An dem Tage, welchen ich „zu meiner Abreise bestimmt und den ich Dir auch angezeigt „hatte, fuhr ich mit günstigem Winde aus dem Hafen von „Lissabon. In der Nacht, als wir etwa zehn Meilen von „der Küste entfernt waren, näherte sich uns ein Piraten„schiff; wir setzten alle Segel bei, um ihm zu entfliehen; „bald aber flogen seine Kugeln durch unsere Segel und zer„schmetterten unsern Hauptmast. Wir mußten uns ergeben. „Andern Morgens segelten wir auf dem Fahrzeuge der See„räuber nach Süden; nach wenigen Tagen war ich mit der „ganzen Schiffsmannschaft der Fortuna auf dem Sklaven„markte zum Verkauf ausgestellt. Mich alten Mann wollte „Niemand kaufen; die Polizei nahm mich in Empfang und „wies mich zu öffentlichen Arbeiten an.

„Der Aga, an welchen ich mich gewandt habe, um mit „ihm wegen meines Lösegeldes zu unterhandeln, hat mir

„gesagt, es bedürfe dazu tausend Louisd'or. Diese sende, „mein Sohn, ich darf dir nicht hinzufügen: bald. Schicke „die Summe an den Consul La Fayette; dieser weiß von „meinem Schicksal und wird gern den Loskauf besorgen.

„Gott behüte Dich, mein Sohn! Ist es sein heiliger „Wille, so sehen wir uns noch einmal auf dieser Erde wie„der und bleiben dann wohl noch manchen Tag in Liebe „bei einander. Ich bleibe ꝛc."

Als Fleury diese Zeilen gelesen hatte, weinte er laut, — es waren Thränen der Freude, darüber, daß sein theurer Vater noch lebte; es waren Thränen des Schmerzes über dessen Geschick. Aber schnell trocknete er seine Thränen; er öffnete sein Pult, nahm Papiere heraus, eilte zu einem ihm wohlbekannten Banquier, ließ sich die Summe von fünfzehnhundert Louisd'or auf sein Vermögen auszahlen, begab sich wieder in sein Zimmer, schrieb an Herrn Perdin, schrieb an den Consul und übersandte ihm jene Summe in Gold. Dann trug er selbst das Ganze zur Post.

Nun hatte er nach drei Monaten die erste selige Stunde. Er schwelgte in der Hoffnung, in der entzückenden Aussicht, seinen theuren Pflegevater wiederzusehen. „In wenigen Wochen ist er hier," sagte er sich, „um sich dann nicht wieder von mir zu trennen, bis Gott ihn abruft. O Gott, schütze ihn! Wie will ich ihm sein Leben erheitern und Alles aufbieten, um seine letzten Lebensjahre zu rechten Freuden- und Friedensjahren zu machen!"

Fleury schlief in der nächsten Nacht einen süßen und erquickenden Schlaf. Neugestärkt, im Gefühle völliger Genesung erhob er sich und dankte dem Herrn inbrünstig für die Gnade, die er an Herrn Perdin und an ihm bewiesen hatte. „Wir wollen Dir ferner vertrauen," schloß er sein Gebet, „Du wirst es wohl mit uns machen, Du getreuer, starker Gott! Dir befehle ich im festen Glauben nicht nur

meine Wege, sondern auch die meines theuren Pflegevaters; Du wirst ihm aus der Sklaverei helfen und ihn glücklich zu uns führen!"

Da dröhnten feste Tritte in der Hausflur, Bewaffnete traten herein und einer derselben sprach zu unserm Freunde: „Ihr müßt uns sogleich folgen, junger Mann; Ihr seyd Franz Fleury, hier ist der Verhaftsbefehl, der auf Euren Namen lautet."

Wohl erschrak unser Freund mächtig im ersten Augenblicke, doch das Bewußtseyn seiner Unschuld machte ihn stark. Er verschloß sein Pult, überlieferte den Schlüssel dem Anführer der Bewaffneten, und folgte diesen, still für sich sprechend: „Unsere Hülfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!" —

Es ward unserm Fleury doch ganz eigenthümlich zu Muthe, als der Kerkermeister, dem er überantwortet war, ihn verlassen, die Thür zugeschlagen, verschlossen und draußen noch eine schwere Eisenstange quer vorgelegt hatte. Er setzte sich auf den plumpen hölzernen Stuhl und dachte über sich nach. Auch das schärfste Nachdenken, die genaueste Selbstprüfung zeigte ihm keine Schuld, welche die Obrigkeit zu bestrafen haben dürfte; wohl war er sich seiner Fehler bewußt, aber eine schwere Sünde, ein Verbrechen lag nicht auf seiner Seele.

Nach einigen Stunden öffnete sich die Thür seines Kerkers wieder; er ward aufgefordert, einem Gerichtsdiener zu folgen, und bald sah er sich in einem hohen, gewölbten Zimmer vor dem königlichen Gerichte. Wie erstaunte er, als auch Antoine Perdin und neben ihm jener Matrose hereintrat, welcher die Nachricht vom Tode seines geliebten Pflegevaters gebracht und als wahr beschworen hatte! Einen Blick warf er auf diesen Meineidigen, den dieser aber frech erwiederte und dann mit Antoine näher vorschritt.

Der Vorsitzer des Gerichts nahm ein Aktenstück in die

Hand, wandte sich an unsern Freund und fragte: „Seyd Ihr Franz Fleury, früher Arbeiter im Comtoir des im Meere zu Tode gekommenen Herrn Perdin, jetzt ohne bestimmtes Geschäft, in der Vorstadt St. Geneviève wohnhaft?"

„Ja, Herr, der bin ich, doch was meinen guten Herrn betrifft —"

„Schweigt," sprach der Richter, „hört und antwortet nur auf die Fragen, die Euch vorgelegt werden."

Fleury, welcher große Ehrfurcht vor der Obrigkeit hegte, wagte nicht, etwas Weiteres zu sagen.

„Es ist gegen Euch von Herrn Antoine Perdin folgende schwere Anklage eingereicht worden: An dem Vermögen, welches dessen Bruder hinterlassen hat, fehlen, wie durch diese Papiere ausgewiesen ist, sechstausend Louisd'or; Ihr habt dieselben baar aus dem Geschäfte genommen und sie in einem blauen Beutel in Euer Haus tragen lassen. Ist dem so, Herr Perdin?"

„Ja, Herr Präsident, ich habe es beschworen."

„Diese Summe hat der hier gegenwärtige Matrose, Pierre Serigny aus Lyon, in Eure jetzige Wohnung getragen und Ihr habt ihm dafür ein Geschenk von zehn Louisd'or gegeben, auch ihn gebeten, gegen Jedermann über diese Sache zu schweigen. Ist dem so, Pierre Serigny?"

„Ja, Herr Präsident, ich habe es beschworen, und kann es noch einmal beschwören!"

Fleury erblaßte, als er diese Anklage vernahm; er mußte sich mit den Händen an der Schranke halten, um nicht umzufallen, so gewaltig erschütterte ihn die Bosheit und Nichtswürdigkeit dieser Menschen.

Der Präsident, sowie die Beisitzer des Gerichts sahen diese Bewegung des jungen Mannes, und hielten sie für ein sicheres Zeichen seiner Schuld.

„Junger Mann," hob der Vorsitzende wieder an, „Euer

bleiches Aussehen, Eure innere Bewegung beweist es genugsam, daß Ihr das Verbrechen begangen habt, dessen Ihr beschuldigt werdet und das durch zwiefachen Eid festgestellt ist. Ihr könnt Euer Schicksal nur dadurch milder machen, daß Ihr ohne Säumen und der strengsten Wahrheit gemäß gesteht, wohin Ihr jene Summe gebracht habt, damit dieselbe sofort wieder in die Hände ihres rechtmäßigen Besitzers gelange. Sprecht!"

„Herr," sagte Fleury, der sich etwas gefaßt hatte, „ich habe auf diese Anklage nichts zu erwiedern, als daß sie in allen Stücken unrichtig und erlogen ist, und daß ich völlig unschuldig bin."

„Also doch leugnen?" rief der Präsident, „doch leugnen, wo von zwei Männern, in deren Aussage gar kein Zweifel gesetzt werden darf, das Verbrechen durch Eide festgestellt ist? Ha, junger Mann, wir haben Mittel, Euern Starrsinn zu brechen. Martin, nehmt den rothen Vorhang hinweg!" Unwillkürlich blickte Fleury nach jener Seite hin und sah, als der Vorhang hinweggeschoben war, in ein ebenfalls gewölbtes Zimmer, das durch ein hohes Bogenfenster Licht empfing. „Martin, führt den jungen Herrn da hinein," fuhr der Vorsitzende fort, „und zeigt ihm die Mittel, welche schon manches Geständniß zu Tage gebracht haben."

Mit rauher Hand faßte Martin unsern Freund und zog ihn in das Zimmer. Da gab es denn einen Anblick zum Schaudern. Eine Menge der verschiedensten Folterwerkzeuge lag hier auf Tischen und an den Wänden aufgehäuft, neben den Daumschrauben Ketten mit spitzen, scharfen Nägeln, die in das Fleisch drangen, Streckbetten, Leitern zum Durchpressen der Glieder, Roste, die glühend gemacht wurden, Zangen, Sägen u. dgl. Ja gewiß ein Entsetzen erregender Anblick! und auch Franz konnte sich eines tiefen,

ihn durchzitternden Grauens nicht erwehren; doch das Bewußtseyn seiner Unschuld, seine unerschütterliche Glaubens-Zuversicht, sein festes Gottvertrauen gaben ihm seinen ganzen Muth wieder. „Unsere Hülfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!" sprach er zu sich selbst, als er aus der Marterkammer trat.

„Franz Fleury," rief ihm der Präsident entgegen, „wollet Ihr nun der Wahrheit die Ehre geben und ein reumüthiges Bekenntniß ablegen?"

„Herr, ich kann nur wiederholen, was ich gesagt habe: ich bin unschuldig und Gott wird meine Unschuld zu Tage bringen!"

„So kehrt in Euren Kerker zurück und höret wohl zu, was ich jetzt Euch sage: Vierundzwanzig Tage und Nächte lassen wir Euch zum Nachdenken über Euch selbst; sind diese verflossen und Ihr gestehet nicht, so wartet Eurer die Qual der Folter. Nun geht!"

Fleury ward in das Gefängniß zurückgeführt. Da man ihn für einen verstockten Verbrecher hielt, so gab man ihm keine andere Nahrung, als Brod, etwas Salz und Wasser. Er bat um einige Bücher, sie wurden ihm verweigert; er bat um Papier, Tinte und Feder, der Kerkermeister lachte ihm in das Gesicht und rief aus: „Wollt Ihr mich um meinen Dienst bringen?" — So war denn unser Freund nur auf seine eigenen Gedanken beschränkt. Oefters wollte Trübsinn ihn beschleichen, öfters Angst, wenn er der Folter gedachte; aber sein Glaube überwand alle Schrecken. „Gott wird mir Kraft geben, das Aeußerste zu dulden," sagte er sich, — „und darf ich nicht hoffen, daß mein theurer Pflegevater ankommt, der mein Schicksal sicherlich sogleich erfahren wird?"

So verging ein Tag nach dem andern; der Morgen des fünfundzwanzigsten brach an. Gegen zehn Uhr Morgens

ward Fleury aus dem Kerker abgeholt und in den Gerichtssaal geführt. Da saßen wieder um die Tafel her die Herren des Gerichts, da standen wieder Antoine und der Matrose, da erhob sich wieder der Präsident und fragte mit tiefer, ernster Stimme: „Nun, Franz Fleury, habt Ihr Euch besonnen, wollt Ihr gestehen, wohin Ihr das Geld gelegt habt, welches dieser Mann in Eure Wohnung brachte?"

„Herr," sprach Fleury, „ich nehme Gott zum Zeugen, daß die ganze Aussage dieser Männer erfunden und unwahr ist; ich habe von dem Matrosen kein Geld empfangen, noch überhaupt Geld unterschlagen; ich habe Herrn Perdin treulich gedient und mein Gewissen bezeugt mir meine Unschuld."

„Wohlan denn, Martin, thut Eure Pflicht!" rief der Präsident.

Martin trug dießmal einen brennend rothen Mantel um seine Schultern, er faßte Fleury bei der Hand, der Vorhang zur Marterkammer ward zurückgeschlagen. — — In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, die in den Gerichtssaal führte, — einen Gerichtsdiener an der Seite, der ihn hereingeleitete, trat — Herr Perdin ein.

Kaum erblickten ihn Antoine und der Matrose, so stießen sie einen Schreckensruf aus. Ihr Antlitz wurde bleich, wie der Kalk an der Wand, ihre Glieder bebten.

Perdin fing an zu reden: „Meine Herren, was habe ich hören müssen?"

Franz hörte die wohlbekannte Stimme, drehte sich um, stürzte auf seinen Pflegevater zu, rief: „theurer Vater!" und lag in seinen Armen. In tiefer Rührung schwiegen Beide, Thränen strömten von ihren Wangen. Die Herren vom Gericht, welche Perdin als einen ausgezeichnet rechtlichen und edlen Mann kannten und hochschätzten, wußten nicht, was sie von dem allen denken sollten, und waren theils

erstaunt, daß Perdin noch lebe, theils ergriffen von dem, was sie vor ihren Augen sahen.

Der Präsident gewann zuerst die Ruhe wieder; es tagte in seiner Seele; er bemerkte, daß Antoine und der Matrose sich hinwegschleichen wollten und ließ sofort Wache in den Saal treten.

Nach einer Stunde war Alles aufgeklärt. Das Verbrechen Antoine's und seines Gehülfen lag entschleiert, in seiner ganzen verabscheuungswürdigen Gestalt da; nicht nur gerechtfertigt, sondern als ein glänzendes Vorbild der Rechtschaffenheit und Treue ging Fleury aus der Untersuchung hervor. —

Wir haben nur noch Weniges hinzuzufügen. Das Glück Perdin's und Fleury's, der nun an Kindesstatt angenommen war, läßt sich nicht schildern. Noch mehrere Jahre lebte Herr Perdin; als er starb, ging sein ganzes Vermögen, welches über eine Million Thaler betrug, auf Fleury über. Dieser wirkte im Geiste seines edlen Pflegevaters fort; „dadurch danke ich ihm am Besten, dadurch ehre ich sein Gedächtniß am Würdigsten," sagte er sich. Er war ein Vater der Armen, ein Helfer der Nothleidenden, eine Stütze aller Redlichen und Gewissenhaften in seinem Kreise.

Antoine und der Matrose hatten eine schwere Gefängnißstrafe zu erdulden. Fleury's Bitten verkürzten dieselbe. Als die Gedemüthigten entlassen wurden, nahm sie ein Schiff auf und brachte sie nach Süd-Amerika; dort fanden sie eine blühende Pflanzung, welche Fleury ihnen gekauft hatte, und deren Ertrag bei einigem Fleiße sehr bedeutend war. Antoine soll sich wirklich gebessert haben und in hohem Alter gestorben seyn.

Schon als Knabe und Jüngling war Fleury bei Jedermann beliebt, denn Redlichkeit und Bescheidenheit haben ihre Belohnung unmittelbar zur Seite; jetzt aber ward ihm die

innigste Verehrung von ganz Dünkirchen, und nie wurde sein Name genannt, ohne gesegnet zu werden. Er starb, ohne die schreckenvolle Seite des Todes zu empfinden, an einem Schlagflusse, im neunzigsten Jahre seines Alters — eine ausgezeichnete Reihe von Jahren, die ihm seine geordnete Lebensweise geschenkt hatte. Das Gerücht oder vielmehr die Wehklage der Armen trug die Nachricht von dem Tode dieses großen Menschenfreundes von Wohnung zu Wohnung, und wo man Jemanden erblickte, sah man ihn die Hände ringen und Fleury beweinen. Wirklich sind wohl selten aufrichtigere Thränen geflossen, als jene, die diesen Menschenfreund betrauerten.

36.

Edelmuth.

Vor etwa fünfzig Jahren starb ein englischer Offizier auf der Insel Jamaika. Er war ein Hochspieler gewesen. Bittere Erfahrungen hatten ihn nicht klug gemacht. Die Spielsucht brachte ihn um sein Vermögen, und er hinterließ nach seinem Tode eine Frau mit vier Kindern in größter Armuth. Zum Glück hatte sie reiche Eltern in England; zu diesen wollte sie zurückkehren. Sie schrieb denselben, erwartete mit Sehnsucht Reisegeld, und behalf sich in der Zwischenzeit mit ihren Kindern so gut sie konnte.

Es war ein lieblicher Morgen. Die Wittwe verließ ihre schwermüthige Wohnung in der Stadt, spazierte in das Feld, und versuchte, ihr unruhiges Herz durch den Anblick der schönen Natur umzustimmen. Außerhalb der Stadt saß ein Neger am Wege, der seine Geschwüre verband und sie um ein Almosen bat. Sie ging vorbei, als wenn sie die

Bitte des Unglücklichen nicht gehört hätte. Der Neger war ein ehrwürdiger Greis, und aus seinem Auge sprach ein weiches Herz. „Der gute Mann mag viel leiden," dachte sie auf dem Wege; „alt, arm und voll Wunden!" Sinnend blieb sie stehen; aber sie hatte nichts, was sie ihm hätte geben können, als ein Stückchen Morgenbrod, das sie beim Spaziergange essen wollte. „Vielleicht ist dem Manne mit einem Bissen geholfen!" Sie brach es entzwei, und kehrte um. „Hier, armer Mann! ich kann Euch sonst nichts geben; denn ich bin eine dürftige Wittwe mit vier Kindern." Der Neger dankte herzlich, und sie ging ruhigern Herzens ihren Weg.

Nach einigen Tagen wiederholte die Wittwe ihren Spaziergang; da saß derselbe Neger wieder am Wege. Sie wollte ausweichen; der Neger hatte sie jedoch bereits erblickt, und rief ihr leise nach. Sie hörte ihn nicht. Er rief nun so laut, daß sie seine Stimme vernehmen mußte. Sie wandte sich um, und sah jetzt, daß der Mann aufstehen und ihr entgegenkommen wollte, aber daß er es seiner wunden Glieder wegen nicht konnte. Sie ging also zu ihm, und wollte hören, was er ihr zu sagen hätte. Und was war es?

„Frau," sprach der Neger, „Sie theilten mir jüngst von Ihrem Brode mit, und hungerten vielleicht selbst. Der Bissen war köstlich für meinen Magen, aber er war es nicht für mein Herz: denn ich dachte über Ihren Zustand und die vier kleinen Kinder nach. Schnell mischte sich Wehmuth mit der Freude. Ich fühlte, daß ich die Gabe nicht hätte annehmen sollen, die ich ohne Trübsinn nicht verzehren konnte. Seit dieser Zeit kam ich jeden Tag auf diesen Platz, weil ich glaubte, daß ich Sie wieder sehen könnte; und nun bin ich endlich so glücklich." Er sah sich um. „Nein, kein Zuschauer belauscht mich. — Gute Frau, nehmen Sie diesen Beutel! Sie werden achtundzwanzig Doppel-

Louisd'or darin finden. Wenn solche auch mein ganzer Reichthum sind, so wird es mir doch nicht am Nothwendigen mangeln. Meine Gebrechlichkeit weckt die Vorübergehenden zur Theilnahme. Im Nothfall kann ich betteln. Ihre Schüchternheit und Ihr düsterer Blick sagen mir, daß Sie das nicht können."

Die Frau war überrascht, staunte über das Geschenk eines armen Negers, dessen Elend sie beseufzte, und noch mehr über die Gutherzigkeit eines schwachen Greises, der seinen täglichen Unterhalt erbetteln mußte. Sie weigerte sich, das Geld anzunehmen. „Wie seyd Ihr zu dieser Summe Geldes gekommen?" fragte sie dann.

„Theils durch Arbeit, theils durch das thätige Mitleid guter Leute. — Stören Sie mir meine Freude nicht, und nehmen Sie!"

„Die Freunde meines Mannes," antwortete die Wittwe, „haben mir gestern Unterstützung versprochen, bis ich Briefe aus London erhalte. — Blickt in die Zukunft, edler Mann! Eure Beulen und Wunden könnten Euch in eine Lage versetzen, in der Ihr außer Stande wäret, Euer Brod zu erbetteln. Wie kummervoll würdet Ihr Euch behelfen müssen!"

„O Frau, dann wird mich das große Wesen nicht verlassen, das Alles, was lebt und schwebt, so liebevoll erhält!"

„Aber wie war es möglich, daß der Herr, dem Ihr gedient habt, für einen Mann von solcher Denkungsart nicht menschlicher sorgen konnte?"

„Ich alter, kranker Mann konnte nicht mehr arbeiten. Vierundfünfzig Jahre war ich in einer Zuckerpflanzung thätig gewesen, und hatte nach und nach durch übertriebene Anstrengung meine Gesundheit zerstört. Ich fing zu kränkeln an, und mein Körper wurde siech. Der Herr war reich, und hätte mir leicht das Gnadenbrod geben können; aber er fand es vortheilhafter, mir die Freiheit zu schenken und

mich fortzujagen. Indessen habe ich noch nie große Noth gelitten. Im Herzen, Frau! oder nirgends ist die Quelle der Zufriedenheit. Es komme also, was das wolle. Ich denke sogar, daß der Abend meines Lebens heiterer als der Morgen seyn werde. Mein Vertrauen auf Gott steht fest wie ein Fels, und ich fürchte für die Zukunft nichts. — Doch, ich will Ihnen mit meiner Erzählung nicht mehr lästig seyn. Nehmen Sie, ich bitte, nehmen Sie!"

Nun kämpfte Edelmuth mit Edelmuth. Endlich gab ihm die Wittwe die Versicherung, daß sie Zuflucht bei seiner Freigebigkeit suchen werde, wenn keine Unterstützung aus England käme, drückte ihm dann traulich die Hand, und sagte mit Thränen der Rührung: „O Gott, was für gute Menschen hast Du in Deiner Welt!"

37.

Die edelmüthige Wohlthat.

Ein junger Mensch, den der Geschichtschreiber Robert nennt, fuhr im Hafen von Marseille an einem Sonntage mit einem Kahne auf und ab, um Leute, die am Ufer standen, zu einer Spazierfahrt zu reizen. Lange wollte Niemand sich zeigen; endlich kam ein Herr, und stieg in den Kahn.

Während Robert hurtig die Ruder in Bewegung setzte, entspann sich zwischen Beiden folgendes Gespräch:

Unbekannter. Wer sind Sie?

Robert. Ich bin kein Seemann, wie Sie aus meiner Kleidung sehen. Ich schiffe aber auch nur an Sonn- und Feiertagen hier, weil ich mir sonst nicht so viel verdienen kann, als ich verdienen muß, wenn sich das harte Schicksal ändern soll.

Unbek. Wenn sich das harte Schicksal ändern soll? — Fahren Sie zu, und erzählen Sie mir etwas vom harten Schicksale.

Robert. Ach, mein lieber Vater ist ein Gefangener!

Unbek. Ein Gefangener?

Robert. Ja leider, und ich möchte ihn gerne loskaufen.

Unbek. Warum ein Gefangener?

Robert. Er trat mit einem Manne, der nach Smyrna handelte, in Gesellschaft, und gerieth mit ihm auf der Fahrt dahin Seeräubern in die Hände. Jetzt ist er zu Tetuan, im Königreich Fez, Sklave, und soll 2000 Thaler für seine Freiheit bezahlen. — Gott! wie sollten meine Mutter, meine zwei Schwestern und ich 2000 Thaler aufbringen! Wir arbeiten uns beinahe zu Tode, und leben nur von Wasser und Brod, aber 2000 Thaler! — Ich habe diesen Kahn gemiethet, um an Sonn- und Festtagen, die mir zur Ruhe gegönnt sind, ein Stück Geld zu erringen, daß wir eher zu unserm Zwecke kommen; aber Herr, 2000 Thaler! — Ich wollte an meines Vaters Stelle treten. Schon war die Reise beschlossen; aber meine Mutter hielt mich zurück, meinte, daß ich seine Befreiung auch um diesen Preis nicht bewirken könnte, und schalt meinen Entschluß ein gefährliches Wagestück.

Unbek. Können Sie mir den Mann nennen, dessen Sklave Ihr Vater ist?

Robert. Das kann ich nicht; aber so viel weiß ich, daß mein Vater noch lebt, und daß sein Herr die Aufsicht über die königlichen Gärten hat.

Unbek. Wie heißt Ihr Vater?

Robert. Er heißt Robert, und ist hier zu Hause.

Unbek. Robert, aus Marseille, Sklave bei dem Aufseher der königlichen Gärten in Tetuan. (Er schreibt diese Worte in seine Brieftasche.)

Robert (unter Thränen). O des schrecklichen Schicksals, mit dem ein Mann kämpft, der mir ein so lieber Vater ist!

Unbek. Beruhigen Sie sich, und vertrauen Sie auf Gott. Bewahren Sie aber auch Ihr gutes Herz und Ihren edlen Sinn. Vielleicht ...! — Jetzt fahren Sie an das Ufer.

Der Unbekannte steckte ihm einen Geldbeutel in die Tasche, sprang eilig aus dem Kahn, und verlor sich in der Menge.

Robert, eben so gerührt als überrascht, blickte mit seinen nassen Augen gen Himmel. Im Beutel waren sechzehn Louisd'or in Gold und zehn Thaler Silbergeld. —

Mehrere Monate waren seitdem vergangen. Da saß eines Mittags die Mutter mit ihrem Sohne und den beiden Töchtern bei der magern Brodsuppe; plötzlich trat, welch ein Anblick! Vater Robert wohlgemuth in die Stube. Frau und Kinder starrten ihn wie eine Erscheinung vom Himmel an, konnten kein Wort sprechen, und saßen wie versteinert. Robert schloß sie wechselsweise in seine Arme, und rief: „Dank dir, Mutter! Dank euch, Kinder, für die Freiheit, die ihr eurem Vater so theuer erkauft habet!“ Nun erzählte er die Geschichte seiner Gefangenschaft. „Aber,“ fragte er endlich, „saget mir, wie ist es euch gelungen, mich so schnell zu befreien?“ „Ich und meine Töchter dürfen uns kein Verdienst hier beimessen,“ antwortete die Mutter; „so heiß wir deine Rückkehr ersehnten, so schwach war unsere Hoffnung. Aber,“ fuhr sie fort, und warf einen zärtlichen Blick auf ihren Sohn, „Robert ist wohl der Glückliche, der Mittel und Wege gefunden, die Summe Geldes voll zu machen, welche wir trotz aller Arbeit und Entbehrung nicht aufbringen konnten.“ „Braver Sohn,“ rief der alte Robert aus, und drückte ihm bewegt die Hand; „doch warum verbargst du die kindliche Liebe gegen mich vor deiner Mutter?“

„Vater," antwortete der Sohn, „ich bin euer Befreier nicht. Gewiß ist es der Unbekannte, der mir auf dem Kahne einen Beutel mit Geld in die Tasche steckte. Sie wissen das, Mutter, denn ich habe Ihnen die Münzen gezeigt und die Fragen wiederholt, die er meines Vaters wegen an mich gestellt hat. Aber er soll Zeuge unserer Freudenthränen seyn, der Schutzengel meines Vaters. Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich ihn entdeckt habe."

Der junge Robert durchforschte alle Gassen und Plätze der Stadt nach dem Unbekannten, aber vergebens. Erst nach zwei Jahren traf er ihn von ungefähr auf einem Spaziergange, nahe am Hafen an. Rasch ging Robert vorwärts, und betrachtete ihn eine Weile, ohne daß es der Unbekannte bemerkte. Er konnte jedoch die Fülle der Freude nicht länger in seinem Herzen verschließen, lief mit offenen Armen auf ihn zu, und rief: „Dank Ihnen, edelmüthiger Menschenfreund!"

Unbek. (erschrocken). Guter Junge, ich kenne Sie nicht, und bin hier ein Fremdling. Sie werden sich in der Person irren.

Robert. Ich mich irren? irren in der Person meines Wohlthäters, der mir vor zwei Jahren hier im Hafen einen vollen Geldbeutel geschenkt hat? irren in dem Befreier meines Vaters, der durch sein edles Werk eine unglückliche Familie von Armuth und Kümmerniß gerettet hat? — O kommen Sie, ich bitte, kommen Sie mit mir in die glückliche Wohnung meiner Eltern, empfangen Sie die Beweise wärmster Dankbarkeit persönlich, und trocknen Sie die Thränen, welche die Meinigen so oft weinen, weil sie ihren Wohlthäter nicht kennen!

Unbek. Ich bitte, schweigen Sie, und beschämen Sie mich nicht vor aller Welt!

Robert war vor Freude halb außer sich, und konnte

seinem überströmenden Herzen unmöglich Stillschweigen gebieten. Es versammelten sich eine Menge Leute. Da wand der Unbekannte sich plötzlich aus Roberts Armen, und verschwand unter dem Haufen des Volkes, daß man keine Spur mehr von ihm auffinden konnte.

Der Edle war — Montesquieu, der als gelehrter Schriftsteller in ganz Europa berühmt ist. Nach seinem Tode entdeckte ein Zufall seinen Namen.

38.

Der Biedermann.

In den stürmischen Zeiten der Revolution hatte ein junger Franzose, Namens Adam, das traurige Schicksal, seiner Gattin und seinen Kindern entrissen, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, und zuletzt nach Paris in den Palast von Luxemburg, wo damals die Guillotine oder Köpfmaschine aufgestellt war, gebracht zu werden.

Einst um Mitternacht rief man ihn auf einen Platz, auf dem er eine leider nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Angstvoll stellte sich Adam in einen Winkel, und dachte an den schrecklichen Augenblick, in dem Gattin und Kinder die Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden.

Plötzlich fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter, sah sich um, und ein kleiner, dicker Mann bat ihn um seinen Namen. „Ich heiße Adam." „Richtig!" antwortete der Mann, „so habe ich mich nicht geirrt. Ich suchte dich eben. Du bist ein Thor, daß du dich in die Reihe Derjenigen stellest, die bald in die andere Welt wandern müssen. Geh' nach Hause und schlaf' aus!" „Ich kenne dich nicht,"

erwiederte Adam, „aber dein Scherz ist eben so unzeitig als grausam; laß mich!" „Nein, nein!" rief der kleine Mann mit dem Lachen verzweiflungsvoller Entschlossenheit: „wisse, mich, nicht dich, wollen unsere Bürger schlachten lassen; auch ich heiße Adam; und ein Schurke müßte ich seyn, nicht werth wäre ich, unsers Königs Flagge siegreich nach beiden Indien geführt zu haben, wenn ich mein Leben einem Mißverständnisse verdanken wollte."

Der unglückliche junge Mann hatte auf die letzten Worte des Unbekannten beinahe gar nicht mehr geachtet, denn der Kummer bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Mittlerweile erschien der Kommissär, mit der Todtenliste in der Hand. Sämmtliche Anwesende mußten sich in Reihe und Glied stellen.

Jetzt erscholl der Name Adam. „Was für einer?" fragte der kleine Mann; „es gibt deren zwei hier." „Adam der Schiffskapitän!" antwortete der Kommissär. „Siehst du nun, wer gemeint ist?" sagte dieser, indem er seinen Namensverwandten beim Rocke zurückzog. „Bürger-Kommissär, ich bin dieser Adam. Befiehl diesem andern Adam, sich nach Hause in's Bette zu begeben. Der alberne Mensch hätte beinahe den unbesonnenen Streich begangen, sich an meiner Stelle umbringen zu lassen."

Die Empfindungen, die das Herz des Geretteten durchdrangen, lassen sich nicht ausdrücken. Ganz betäubt vor Freude und Schmerz umarmte Adam den edlen Schiffskapitän, der zwölf Stunden nachher enthauptet wurde.

39.
Freundschaft.

Roger, ein Franzose, und Antonio, ein Spanier, geriethen in die Sklaverei zu Algier. Sie kannten sich nicht eher, als bis sie mit einander zu einem Straßenbaue bestimmt wurden, der über einen Felsenberg zu der Seeküste führte. Lange verschloß jeder seine trüben Gedanken in seinem Innern, bis sie fanden, daß ihre Herzen gleichgestimmt waren; und nun erst wurde ihr Umgang vertraulich. Sie äußerten ihre Sehnsucht nach dem Vaterlande, trösteten sich in ihrem Unglücke, und weinten oft über ihre Drangsale, wenn kein unbarmherziger Aufseher zugegen war.

Es war ein heiterer Tag, und man sah weit in die See hinaus, als Antonio ein Schiff in der Ferne erblickte. „Roger," sagte er leise, „sieh dort, sieh, ein Schiff!"

Roger. Ach ja!

Anton. Wollen wir uns nicht von diesem Felsen in's Meer stürzen und nach dem Schiffe schwimmen, wenn es näher an die Küste kommt?

Roger. Guter Antonio, ich kann nicht schwimmen.

Anton. Aber ich kann es. Du hältst dich an meinem Gürtel fest, und meine Kräfte reichen zu, uns Beide zu retten.

Roger. Ein verzweifeltes Wagestück!

Anton. Kein Wagestück, wenn Freundschaft die Kräfte in Thätigkeit setzt, die in ihr liegen.

Roger drückte ihn an sein Herz und weinte.

Anton. Muth, Roger, keine Thränen! Die Zeit ist kurz; entschließ' dich!

Roger. Ich bin weniger unglücklich, wenn du glücklich werden kannst. Ich bleibe Sklave. Lebe wohl, und vergiß deines Freundes nicht, wenn du einst glücklich bist!

Anton. Nein, Roger, nein! Ich kann ohne dich nicht glücklich werden. Entweder will ich mit dir leben oder mit dir sterben!

Und mit beiden Armen umklammerte er seinen Freund, und stürzte sich mit ihm in die Meeresfluthen.

Kaum nahmen die Aufseher den Sturz der beiden Sklaven wahr, so setzten sie ein Boot aus und verfolgten sie.

Die Leute auf dem Schiffe sahen das Boot, und vermutheten ein widriges Ereigniß. Als sie aber die Schwimmenden bemerkten, ließen sie auf der Stelle auch ein Boot in die See, und eilten ihnen entgegen. Auf einmal verschwanden die Schwimmenden. Roger glaubte, daß er seinen Freund hindern könnte, den Verfolgern zu entfliehen; er wollte sich also den Wellen preisgeben, um wenigstens seinen Freund zu retten, zog seine Hand vom Gürtel zurück, an dem er sich bisher festgehalten hatte, und sank unter. Blitzschnell folgte ihm Antonio unter die Wellen, erreichte seinen Arm, und riß ihn wieder zur Oberfläche. Durch diese Anstrengung wurde er so sehr entkräftet, daß er beinahe nicht weiter schwimmen konnte. Aber die Retter waren nicht mehr fern. Sie riefen ihm Muth zu. Die Hoffnung der nahen Erlösung belebte ihn, und das Wagestück gelang. Antonio griff nach dem zugeworfenen Seile, und wurde mit seinem Freunde, den er mit dem linken Arme umschlang, in das Boot und vom Boote in das Schiff geschleppt; die Aufseher konnten sie nicht mehr einholen.

Da lagen Beide ohnmächtig vor den Füßen ihrer Retter. Antonio wurde bald wieder zum Bewußtseyn gebracht, aber Roger rang mit dem Tode. Kaum sah Antonio mit starrem Blicke um sich, so entdeckte er Rogers Todeskampf. „Laßt mich!" stammelte er mit gebrochener Stimme, „und helft meinem Freunde!" Aber man half Beiden.

Nach einigen Wochen kam Antonio in seiner Heimath zu Kadix und Roger zu Bordeaux an. Schwer, sehr schwer hatten sich Beide von einander getrennt, und nur das feierliche gegenseitige Versprechen, jährlich abwechselnd einige Tage bei einander zubringen zu wollen, konnte den herben Schmerz in etwas mindern. Der Bund ihrer Herzen war in Noth und Trübsal geknüpft, durch todesmuthige Opfer besiegelt, und sie blieben auch die innigsten Freunde bis zum Grabe.

Freundschaft, erquickende Blume auf dem Dornenwege des Lebens, bist du nicht lohnender als Gold, beglückender als Rang und Stand, und seliger als jeder andere irdische Genuß?

40.

Gutherzigkeit.

Ein Donischer Kosak hatte vor der Schlacht von Eylau einen Beutel mit Dukaten erbeutet. In der Schlacht aber verlor er in einem nächtlichen Gefechte bei einem Meierhofe, der abgesondert von einem Dorfe lag, sein Pferd. Mitten im Getümmel rettete er sein Geld, schlich sich in den anstoßenden Garten des Meierhofes, und vergrub darin den Beutel unter einen Baum. Eine Fußwunde, die ihn sehr schmerzte, fesselte ihn an den nassen Boden. Der Meierhof brannte lichterloh, und erhellte die ganze Gegend, so daß der Kosak die Bewohner des Hofes jammernd nach dem Gartenhäuschen flüchten sah. Die Franzosen waren von den Russen zurückgeworfen worden, die Gebäude endlich zusammengestürzt, und nichts hörte man mehr, als das Jammern der Familie im Gartenhäuschen und der Blessirten auf dem Felde.

Es wurde Tag. Der Kosak hinkte nach dem Garten-

häuschen, und erblickte darin einen alten Mann, einige Weiber und acht Kinder, die nach Brod schrien. Der gutherzige Krieger, der etwas Deutsch verstand, fühlte lebhaft die Noth der Familie. Und was that er?

Als er sich seine Wunde so gut wie möglich hatte verbinden lassen, nahm er den alten Mann bei der Hand, und nöthigte ihn freundlich, ihm zu folgen. Er führte ihn an den Baum, grub mit seinem Säbel den Beutel wieder aus, und indem er ihn dem Alten einhändigte, sagte er zu ihm in gebrochenem Deutsch: „Da, Väterchen, da hast du Geld!" Er wischte sich die Thränen innigen Mitgefühls aus den Augen, sagte: „Leb' wohl, Freund Preuße!" und entfernte sich.

In dem Beutel waren 500 Dukaten — eine Summe, wodurch das Unglück und der Jammer der Familie sehr gemildert wurde.

41.

Der kleine Leiermann.

Nikolaus, eines Bergmanns Sohn aus Schlackenwalde in Böhmen, wußte schon gut die Leier zu spielen, als er erst acht Jahre alt war. In seinem zwölften Jahre war er als der geschickteste Leiermann in der ganzen Gegend bekannt. Da war kein Kirchweihfest, keine Hochzeit, kein Faschingsschmaus, wo er nicht gerufen wurde, um die Gäste mit dem lieblichen Spiele seiner Leier zu unterhalten, und kaum hatte er einen Bergmannswalzer zu spielen angefangen, so waren alle Füße in Bewegung.

Diese Geschicklichkeit trug unserm Nikolaus auch manches baare Geld ein, und obwohl er nur armen Leuten im Dorfe bei ihren Festen spielte (die Vermöglicheren miethheten

sich gewöhnlich eine ganze Gesellschaft Bergwerksmusikanten), so erhielt er doch manchmal von einem reichern geladenen Gaste eine ansehnliche Gabe, und er ging nie leer, wenn gleich auch oft nur mit einigen Groschen in der Tasche, nach Hause.

Er konnte sich von diesem selbstverdienten Gelde eine hübsche Kleidung anschaffen, und noch ein Sümmchen ersparen. Unnütz hat er nie einen Kreuzer verschwendet.

Die verständigen Leute im Dorfe hatten ihr Wohlgefallen an dem Jungen, und wünschten den Eltern zu dem geschickten und sparsamen Sohne Glück. Andere aber, besonders faule und ungeschickte Jungen, sahen mit neidischen Augen auf ihn, wenn er so hübsch angezogen am Sonntage in die Kirche ging; aber wenn sie bedachten, daß er sich diese Kleidung selbst verdient hatte, so mußten sie ihm doch einen Vorzug vor ihnen einräumen, und sich selbst gestehen, daß Nikolaus besser als sie sey.

Nikolaus konnte auch durch sein Betragen kaum Neid erregen: er war so anspruchlos und bescheiden, so gutmüthig, so wohlwollend und gefällig gegen Jeden, daß ihm Niemand abgeneigt seyn konnte. Dabei war er immer voll guter Laune, munter und aufgeräumt, und wo er in Gesellschaft mit seines Gleichen war, da ging es immer froh und lustig, doch in Ehren zu.

Einst wurde er zu einer Hochzeit nach einem zwei Stunden entlegenen Dorfe gerufen. Er nahm seine Leier auf den Rücken, und trat den Weg in Gesellschaft des großen Haushundes an. Diesen nahm er gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten mit sich, um den Weg nicht allein zu machen, und einigen Zeitvertreib zu haben; er mußte oft bei Nacht nach Hause zurückkehren, und da konnte er sich auf seinen treuen Hund in jedem Falle verlassen, wenn es Jemand wagen wollte, ihn räuberisch anzufallen; auch wollte

er dem Hunde, der gewöhnlich schmale Kost hatte, einen fetten Schmaus von den Ueberbleibseln des reichlichern Mahles verschaffen.

Wenn Nikolaus die Leier auf den Rücken nahm, so war der Hund schon hinter ihm, und gab durch Sprünge und Liebkosungen seine Freude zu erkennen.

Man empfing den kleinen Leiermann im Hochzeithause mit großer Freude, bewirthete ihn herrlich, und er wußte die Gäste während des Mahles mit lieblichen Musikstücken, welche er oft mit einem angenehmen Gesange begleitete, angenehm zu unterhalten.

Nach Tische ging es an's Tanzen. Nikolaus hatte eben die Tage vorher neue Walzer gelernt, die er heute das erste Mal spielte. Jedermann fand Vergnügen daran, und belohnte nach Kräften den kleinen Künstler. Obwohl die Hochzeitsgäste in die Klasse der ärmern Dorfbewohner gehörten, so hatte Nikolaus doch einen weit größern Gewinn, als er gehofft. Bis zur Mitternacht dauerte der Tanz, dann trennte sich die Gesellschaft, und jeder begab sich zur Ruhe.

Nikolaus wollte den Anbruch des Tages zu seiner Rückkehr nach Hause erwarten, und, vom Spiel auf der Leier müde, etwas ausruhen. Er bat um eine Herberge in dem hochzeitlichen Hause, und man breitete ihm ein Bund frisches Stroh in der Scheuer aus, auf welches er sich mit seinem treuen Hunde legte. Kaum hatte er jedoch ein halbes Stündchen geschlafen, so wurde er durch eine wehmüthige und jammernde Stimme aufgeweckt. Der Hund fing zu knurren an; Nikolaus hieß ihn schweigen, stand ganz leise auf, und guckte durch die Spalten der hölzernen Wand, um zu sehen, woher diese Stimme käme. Er bemerkte ein steinaltes Mütterchen, auf einen Stock gestützt und ärmlich gekleidet, die vor der Hausthür stand.

„Mein Sohn," sagte sie, indem sie leise an der Thür pochte, „mach' doch deiner alten, hungrigen Großmutter auf! Mich hat es sehr geschmerzt, daß du, mein Enkel, der leibliche Sohn meines seligen Steffen, mich nicht an deinem hochzeitlichen Mahle Theil nehmen ließest; du hast dich meiner geschämt, weil ich arm bin. Ich komme deßwegen bei Nacht zu dir, wo mich Niemand sieht, und bitte dich, gib mir nur ein wenig von den Ueberbleibseln deines Hochzeitmahles. Ich habe heute nichts als eine Rinde Brod gegessen, die ich mir im Wasser erweicht habe. Du weißt, daß ich sehr arm bin, daß ich gar nichts besitze; ich habe Alles meinem Steffen gegeben, der es dir bei seinem Tode hinterlassen hat. Mach' doch auf!"

Niemand im Hause bewegte sich. Die Alte fing stärker zu pochen an. „Oeffne mir deine Thür!" sagte sie; „ich kann nicht glauben, daß du ruhig schlafen kannst, während deine alte Großmutter vor deiner Thür bettelt. Hast du vergessen, daß dein seliger Vater auf seinem Todbette mich dir anbefohlen hat? Ehrest du so deines Vaters letzten Willen? Muß ich hier vor Hunger verschmachten? — Ich bitte dich ja nur um ein Weniges vom Hochzeitstische. Wie kannst du Glück und Segen in deinem Ehestande haben, wenn du dich am ersten Tage desselben so schwer gegen deinen Vater und deine Großmutter versündigest? Fürchte Gottes Strafe, der so streng befiehlt, die Eltern zu ehren!"

Nikolaus hörte alles dieses mit an. Thränen des Mitleids traten ihm in die Augen; er gerieth in gerechten Unwillen über den Hartherzigen, und er wußte sich kaum zu fassen, als der undankbare Sohn seine Thür halb öffnete, auf die Thürschwelle ein Stückchen Brod und Fleisch legte, und mit rauhen Worten zu der Alten sagte: „Da habt Ihr etwas, und packt Euch jetzt fort. Schickt sich's wohl für ein Weib von Eurem Alter, bei der Nacht so herumzu-

kriechen, und die Leute zu belästigen, wenn sie schon ruhig schlafen? Wenn Ihr es so fortmacht, so werde ich Euch gar nichts mehr geben!" Bei diesen Worten schlug er die Thür zu, und murmelte noch Einiges zwischen den Zähnen.

Die alte Mutter setzte sich auf die Thürschwelle, nahm das Brod und Fleisch in die Hand, und fing bitterlich zu weinen an. Da brach dem guten Nikolaus das Herz; häufige Thränen rollten ihm über die Wangen. „Der Unmensch!" sagte er; „heute hat er vollauf mit den Seinigen gelebt, und jetzt vergönnt er keinen warmen Bissen seiner alten, armen Großmutter. Gottes Strafe muß über ihn kommen. Wenn dieses seine Nachbarn erfahren — kein Mensch wird ihn mehr mit guten Augen ansehen."

Die alte Mutter stand auf und ging fort. Nikolaus wollte auch nicht länger in dem Hause dieses gefühllosen Mannes bleiben, er folgte der Alten in einer kleinen Entfernung; diese war zu sehr in traurige Gedanken vertieft, als daß sie ihn hätte bemerken sollen. Sie kam bei ihrer armseligen Hütte an; nur ein hölzerner Riegel schloß die Thür; sie öffnete sie, zündete eine Lampe an, setzte sich in den Winkel neben dem Ofen, und fing zu weinen und zu schluchzen an.

„Guter Gott," sagte sie, „jetzt ist es um mich geschehen; ich habe Niemanden auf der Welt mehr, der sich meiner annimmt. Was soll ich nun anfangen? Arbeiten kann ich nicht mehr; ich werde jetzt bei Fremden ein Stück Brod erbetteln müssen. Warum hast du mich, guter Gott, so lange leben lassen, um all' diese Noth und Verachtung zu erfahren! Wo ist noch ein guter Mensch zu finden, der Mitleiden mit mir altem, schwachen Weibe hätte?"

„Hier findet Ihr ihn, gute Mutter!" sagte Nikolaus, indem er hastig in die Stube trat, und die Thränen vom Auge sich abtrocknete.

Die Alte hob ihr zitterndes Haupt empor. Furcht und Schrecken befiel sie, als sie den jungen Fremden mit dem Hunde vor sich stehen sah; doch Nikolaus reichte ihr wohlwollend die Hand, sprach ihr Muth zu, und sagte: „Gute Mutter, Euer Enkel hat Euch hart mitgespielt, ich habe Alles gehört; nehmet mich an Kindesstatt an, ich will Kindespflicht besser erfüllen. Meine Eltern haben meiner Hülfe nicht nöthig; sie erwerben sich so viel, als sie brauchen. Ich will Euch gern und willig unterstützen. Hier habt Ihr den Verdienst des heutigen Tages." Mit diesen Worten schüttete er all' sein Geld in ihren Schooß. „Das wird hinreichen, um Euch für etliche Wochen Brod zu kaufen. Ich werde auch hinfüro so viel für Euch thun, als ich nur immer kann. Vertrauet auf Gott; er ernährt alle die Seinigen."

„Guter Gott," rief die Alte aus, „ist es ein Engel, den Du mir jetzt in meiner größten Betrübniß sendest? Sage mir, gutes Kind, hat dich der liebe Gott hieher geleitet?"

Nikolaus sagte ihr Alles, was sie von ihm zu wissen verlangte, und versprach ihr nochmals, daß er seinen Verdienst mit ihr theilen wolle. Und er hielt auch Wort. Von Woche zu Woche besuchte er sie, und nie kam er mit seiner Leier von einem Feste zurück, ohne daß er bei ihr zusprach, und ihr aufgehobene gute Bissen, die er sich vom Munde abdarbte, brachte, und etliche Groschen von seinem Verdienste bei ihr zurückließ. Die gute Alte nannte ihn ihren tröstenden Engel, und bat Gott, dem guten Knaben es zu vergelten, was er so liebevoll an ihr Armen that.

Der liebe Gott erhörte ihr herzliches Gebet. Glück und Segen folgte unserm braven Nikolaus auf jedem Schritte, und das schöne Bewußtseyn, sich einer armen Verlassenen angenommen zu haben, begleitete ihn durch sein ganzes Leben.

42.
Sorge für das geistliche Wohl des Nebenmenschen.

Als der heilige Apostel Johannes, den der Herr lieb hatte, nach dem Tode des römischen Kaisers Domitianus von der Insel Patmos nach Ephesus zurückgekehrt war, besuchte er, auf dringendes Verlangen der Christen, auch die benachbarten heidnischen Gegenden, legte hier eine neue Gemeine an, ernannte dort einen neuen Bischof, und nahm junge Christen, die ihm der heilige Geist angewiesen hatte, in die Zahl der Kirchendiener auf.

Einst kam er in eine Stadt unweit Ephesus, in der Absicht, zwischen entzweiten Brüdern die liebe Eintracht wieder herzustellen. Da erblickte er einen Jüngling, Namens Theophilus, der bei einem gesunden Körperbau und einer einnehmenden Gesichtsbildung außerordentliches Feuer und große Anlagen blicken ließ. Der Apostel des Herrn ergriff diese Gelegenheit, Ihm eine Seele zuzuführen, wendete seine Augen von dem Jünglinge, der noch nicht getauft war, sogleich auf den Bischof des Ortes, und sprach mit Ernst und Liebe: „Diesen Jüngling empfehle ich dir und deiner Treue, empfehle ihn dir mit allem Nachdrucke; die ganze Gemeine hier und Christus seyen meine Zeugen!"

Der Bischof, durchdrungen von der Empfehlung des hochbejahrten Apostels, nahm den Jüngling unter seine Aufsicht, versprach, alles Mögliche zu thun, um ihn zum Lieblinge Gottes zu bilden, und als der Jüngling in sein Haus gekommen war, erzog er ihn wie seinen Sohn, hielt ihn genau in den Schranken der Pflicht, und pflegte sein auf das liebreichste, so daß er in kurzer Zeit getauft werden konnte. Der Jüngling ließ sich auch so eifrig und wacker finden, daß der Bischof glaubte, seine Aufsicht über ihn

mildern zu dürfen, und ihm sogar das höchste Bewahrungsmittel, die Versiegelung des Herrn (im heiligen Abendmahle), angedeihen ließ. Noch konnte aber dieser bei seinem lebhaften Temperamente die freiere Luft nicht ertragen; er ward nach und nach vertraut mit andern Jünglingen, die der Müßiggang bereits zu aller Ausgelassenheit abgerichtet und zu allen jugendlichen Ausschweifungen verführt hatte. Anfangs lockten sie ihn zu kostbaren, niedlichen Gastereien; bald darauf, da sie sich seines Zutrauens schon mehr bemeistert hatten, reizten sie ihn zum nächtlichen Umherschweifen. Endlich, um am zeitlichen Vermögen, diesem Werkzeuge zu allen sinnlichen Vergnügungen, keinen Mangel mehr zu haben, errichteten sie mit ihm eine Diebsgesellschaft, und ihre Laster-thaten wurden alle Tage entsetzlicher.

Der bedauernswürdige Jüngling gewöhnte sich nach und nach an alle diese Ausbrüche unbändiger Leidenschaften. Wie ein muthiges, zaumloses Pferd, sich selbst überlassen, und voll Vertrauen auf sich und seine Kräfte, angefeuert durch das Beispiel, trotzend auf seine Gesundheit und alle seine schönen, herrlichen Naturgaben, ward er gar bald weggerissen vom rechten Wege, verhärtete sich je länger je mehr gegen die Stimme seines Gewissens, und stürzte sich immer tiefer in den Abgrund des schändlichsten Lasterlebens. Und weil er die Gnade Gottes ohnedieß schon für verloren hielt, so sah er es für eine Beschimpfung seines Namens an, nur geringere Sünden zu begehen, schloß hierauf ein engeres Bündniß mit seinen Gesellen, sammelte eine große Menge Straßenräuber, stellte sich als Haupt und Anführer, gleichsam triumphirend, an ihre Spitze, und verübte große, schreckliche Verbrechen.

Inzwischen ergab sich eine Gelegenheit, daß der heilige **Johannes** nochmals in diese Gegend kommen mußte. Nachdem er nun mit seinen dortigen Gemeindearbeiten zu Ende

war, sagte er zum Vorsteher der Kirche: „Wohlan, Bischof! gib uns das anvertraute Gut zurück, das ich und Christus, unter dem Zeugnisse der Gemeine, dir anvertraut haben.“

Der Bischof stutzte; er konnte den Sinn der Worte des ehrwürdigen Apostels sich nicht sofort erklären. Dieser trat nun mit der deutlichern Forderung hervor: „Den Jüngling und die Seele des Bruders will ich wieder haben!“ Da ging's dem alten Bischof zu Herzen; beschämt schlug er die Augen nieder, seufzte tief, weinte, und konnte nur das Wort sagen: „Er ist gestorben.“ „Wie ist er gestorben?“ fragte Johannes. „Er ist Gott abgestorben,“ antwortete jener, „ist ein Bösewicht, ein Straßenräuber geworden, hat dort den Berg neben der Kirche, die er so oft besuchte, mit einer ruchlosen Bande eingenommen.“ Und der Apostel zerriß sein Kleid, und rief unter herzdurchdringenden Wehklagen aus: „Hast du so die Seele deines Bruders gehütet? — O, nur schnell ein Pferd und einen Wegweiser!“ Mit diesen Worten riß er sich, so wie er war, von der Gemeine weg, bestieg ein Pferd, und eilte davon.

Als Johannes am Orte, den die Straßenräuberbande besetzt hatte, ankam, wurde er sogleich von ihrer Vorwache gefangen genommen. Statt sich zur Wehre zu setzen, oder entweichen zu wollen, schrie er laut: „Ich bin hieher gekommen, daß ihr mich gefangen nehmen solltet; führet mich nur geschwind zu eurem Anführer!“ Auch die verwildertsten Gemüther verwunderten sich über diese Seelengröße eines Greises. Einige der Räuber brachten ihn sogleich zum Hauptmann, der den Gefangenen, wie gewöhnlich, bewaffnet und in vollkommener Rüstung erwartete.

Sobald Johannes näher kam, daß ihn der Anführer erkennen konnte, nahm er, der Anführer, vor Scham die Flucht, denn er konnte den Anblick des Apostels nicht ertragen. Johannes, so alt und entkräftet er immer war,

vergaß seines Alters und seiner Schwäche, raffte alle noch übrigen Kräfte zusammen, lief dem Flüchtlinge nach, und schrie ihm im Laufen mit aller Anstrengung der Stimme nach: „Wie, mein Sohn, du fliehest deinen Vater? deinen alten, kraftlosen, unbewaffneten Vater? Habe Mitleid mit meiner Anstrengung, und flieh' mich nicht, mein Sohn! Fürchte mich nicht! Noch ist Hoffnung zu deiner Seligkeit. Ich will Christo für dich Rechenschaft geben. Und ist's nöthig, so will ich gerne für dich sterben, wie der Herr für uns Alle starb. Mein Leben will ich für dein Leben geben. Steh' still! O glaub' es doch: Christus schickt mich zu dir!"

Als der fliehende Jüngling das Wort hörte: „Steh' still! Christus sendet mich zu dir!" konnte er nicht länger widerstreben, stand still — stand da, wie eingewurzelt, sah fest gegen die Erde, warf ergrimmt über sich selbst die Waffen weg, weinte bitterlich, fiel voll Schrecken und Zittern dem ehrwürdigen Greise, der indeß vollends zu ihm herangekommen war, um den Hals, das Antlitz mit Thränen benetzt, und wurde, indem dieser ebenfalls bitterlich weinte, auf's neue mit Thränen getauft. — Als Johannes des Jünglings Herzensreue sah, versprach er ihm mit einem Eide: er wolle von Jesus, dem Sünder-Heilande, Vergebung für ihn erbitten, fiel nieder, dankte Gott, und nachdem er ihn zu der Gemeine, aus der er ausgetreten war, zurückgeführt hatte, hörte er nicht auf, für ihn zu beten, mit ihm zu fasten, und ihn durch Lehre zu bilden, bis er wieder ein würdiges Glied der christlichen Kirche geworden war.

43.
Cuspin Bleyfuß, der menschenfreundliche Samaritan.

In einer stillen Gasse der Stadt K. steht ein kleines Häuschen mit drei Zimmern und einem Gärtchen. Ein

menschenfreundlicher Bürger, der als Handwerksbursche die weite Welt durchreist hatte und einst in einer Krankheit von den barmherzigen Brüdern im Städtchen Feldsberg liebreich gepflegt worden war, hatte in seinem Testamente 1000 Gulden zum Ankauf dieses Hauses bestimmt, damit darin arme kranke Reisende Unterkunft fänden, und weitere 2000 Gulden, um aus deren Zinsen denselben die nöthige Pflege zu verschaffen. Er setzte hinzu, daß er hoffe, sein Beispiel werde auch andere wohlhabende Einwohner der Stadt aneifern, etwas für diese wohlthätige Anstalt zu thun, und er hatte sich nicht geirrt: es gingen mehrere milde Gaben ein, so daß man jeden armen Reisenden in Krankheitsfällen aufnehmen konnte.

An der Vorderseite des Hauses ist die Geschichte des barmherzigen Samaritan abgemalt, und daneben ein Opferstock angebracht, in welchen die Vorübergehenden nicht selten Gaben legen.

Ein Stübchen ist für Jene bestimmt, welche mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind; das zweite für andere Kranke; in dem dritten wohnt eine arme Familie, welcher für freie Wohnung und Benützung des Gärtchens die Aufsicht über das ganze Haus und die Pflege der Kranken anvertraut ist. Die Krankenzimmer sind zwar oft Monate lang leer; aber es geschah auch schon, daß zwei, drei Kranke in denselben verpflegt wurden.

In den letzten Jahren war Cuspin Bleyfuß Wärter im Armenspitale — ein Eingeborner der Stadt, der Sohn des Nachtwächters. Er hatte achtzehn Jahre dem Monarchen und Vaterlande treu und tapfer als Soldat gedient, manche ehrenvolle Wunde im Kampfe gegen die Feinde erhalten, und war, als er zu den beschwerlichen Kriegsdiensten nicht mehr Kräfte hatte, in den Feldspitälern als Krankenwärter verwendet worden. Zuletzt erhielt er den Invalidensold und die Erlaubniß, ihn in seiner Vaterstadt zu verzehren. Hier

nahm man ihn gern auf, und suchte ihm, weil er nebenbei als ein gutmüthiger und ehrlicher Mann von jeher bekannt war, alle Unterstützung zu verschaffen. Da er die Krankenpflege verstand, so gab man ihm den Platz des Wärters im Armenspitale, und hoffte, er würde sich durch Bearbeitung des Gartens und durch Korbflechten, das er von Jugend auf geübt hatte, so viel verdienen, daß er mit seiner Pension nothdürftig leben könnte.

Bleyfuß war sehr zufrieden, dieses Plätzchen erhalten zu haben. Weil die Einwohner sehr wünschten, neben ihm auch eine reinliche, arbeitsame und gutmüthige Frau im Spitale zu haben, so heirathete er eine fromme, fleißige Dienstmagd, die sich während ihrer fünfzehnjährigen Dienstzeit bei 100 Gulden erspart hatte, und in Kleidung und Wäsche hinlänglich ausgestattet war. — Beide hatten Gott vor Augen, und lebten fromm und friedlich; sie arbeiteten nach Kräften, ernährten sich redlich, und erzogen die Kinder, womit Gott ihre Ehe segnete, in aller Gottesfurcht.

Die Kranken, die man in's Armenspital brachte, hatten auch Ursache, mit der Aufnahme zufrieden zu seyn. Sie wurden auf's menschenfreundlichste empfangen, und eben so verpflegt. „Was wir an diesen Armen thun," sagte Bleyfuß oft zu seinem guten Weibe, „das sieht der liebe Gott so an, als wenn wir es ihm selbst erwiesen. Er wird es, wenn nicht an uns, doch gewiß an unsern Kindern vergelten."

Martha, so hieß die gute Frau, bezeigte sich allen hülflosen Kranken als eine treue Mutter. Vielen verschaffte sie durch sorgsame Pflege die Gesundheit wieder; sie darbte sich oft die Suppe vom Munde ab, und reichte sie den Kranken. So Manche starben freilich auch, trotz aller angewandten Mühe der guten Leute; aber diese stärkten sie durch ihr Gebet am Todbette, und trösteten sie durch Gottes Wort in den letzten schweren Stunden; denn Beide waren

eben so religiös, als menschenfreundlich. — Mit so vielen Beschwerden ihr Krankenwärtergeschäft auch verbunden war, so ließen sie sich doch die Mühe nie verdrießen, und der Arzt, der ohne alle Bezahlung, aus warmer Menschenliebe die Kranken behandelte, gab ihnen hierüber das beste Zeugniß. „Sorgfältigere und gutherzigere Leute hätte man für das Armenspital nicht wählen können," sagte er oft, „als Bleyfuß und seine Frau; die Kranken werden brüderlich behandelt, und sie verehren in ihren Wärtern einen Vater und eine Mutter."

Ihr gutes Herz wurde aber harten Prüfungen unterworfen. Man brachte bisweilen Bettler, die vom Ungeziefer fast aufgefressen wurden, Leute mit ekelhaften Geschwüren und dem Aussatze, oder Solche mit ansteckenden Krankheiten in's Spital. Alle diese mußten sie abwarten, reinigen, und dabei oft ihre Gesundheit in Gefahr setzen. Und was hatten sie für all' diese Mühe und Sorge? Freie Wohnung und Beheizung, und die elenden Lumpen, die der Arme hinterließ, der im Hause starb. Selten erhielten sie etwas von Werth. Nur das schöne Bewußtseyn, in ihrer Armuth wohlthätig an noch Aermern seyn zu können, war ihr Lohn.

Bei der Wartung eines Handwerksburschen, der im Faulfieber einen bösartigen Ausschlag bekam, wurde die gute Martha selbst angesteckt. Sie lag fünf Wochen auf dem Krankenbette; man zweifelte schon an ihrer Genesung. Nur der unermüdeten Sorgfalt des menschenfreundlichen Arztes und der liebreichen Pflege ihres Mannes gelang es, daß sie gerettet wurde. Drei Monate brauchte sie, bis sie sich ganz erholt hatte.

Einst brachte man einen Bettler, der wegen einer Wunde am Fuße seinen Weg nicht fortsetzen konnte. Derselbe war noch keinen Tag im Krankenzimmer, als die Wuth bei ihm ausbrach. Er war von einem wüthenden Hunde gebissen worden, was

man vorher nicht wußte. Der kleine Rochus, der fünfjährige Sohn der guten Leute, war allein im Krankenzimmer, als der Bettler den schrecklichen Anfall bekam; das arme Kind erschrak darüber so sehr, daß es in Zuckungen verfiel, und nur schwer davon geheilt werden konnte.

Diese traurigen Erfahrungen machten der guten Martha das Spital zu einem wahren Jammerhause; sie suchte ihren Mann zu bereden, die Wärterstelle aufzugeben. „Erhält uns Gott Gesundheit und Kräfte," sagte sie, „so werden wir auch auf eine andere Art so viel verdienen, daß wir Miethzins und Holz bezahlen können." — Bleyfuß war schon nahe daran, in das Begehren seiner Frau einzuwilligen; aber das Bewußtseyn, daß ihn alle diese Leiden unverschuldet betroffen, und die Erinnerung an alle die Liebesdienste, die sie den armen Kranken erwiesen hatten, erfüllte seine Seele wieder mit heiterer Ruhe. „Gute Martha!" sagte er, indem er seine Frau traulich bei der Hand faßte, „der liebe Gott hat uns mit vielen Leiden heimgesucht; Er weiß, warum Er's so geschehen läßt. Sey gutes Muthes! Vertraue auf Ihn, Er wird uns auf andere Art Alles vergelten; Er verläßt nie Seine Getreuen."

Diese Worte des Trostes beruhigten die fromme Martha; voll kindlicher Ergebung in Gottes Willen übte sie mit neuem Eifer und verdoppelter Sorgfalt ihren schönen Beruf.

So stand es im Jahre 1809, als der Feind in das Vaterland eindrang. Die Militärspitäler wurden bei dessen Annäherung eilig tiefer in's Land geschafft, die Kranken und Blessirten auf Wägen, von denen oft Hunderte hinter einander fuhren, schleunig weiter geführt. Mehrere solche Krankentransporte gingen durch die Stadt K., und Bleyfuß war allemal bei der Hand, um einem oder dem andern Kranken eine Suppe oder einen Labetrunk zu reichen. Auch die übrigen Einwohner der Stadt waren sehr geschäftig in Liebesdiensten.

Ein Zug Wägen, mit Kranken und Blessirten beladen, nahm in der Hälfte Mai dieses Jahres bei Nacht den Weg durch die Stadt. Der letzte Wagen hatte einen Kranken zurückgelassen. Der Unglückliche mußte vermuthlich abgestiegen, erschöpft zu Boden gesunken, und in der Eile, mit der die Wägen wieder fortgeschafft wurden, vergessen worden seyn. Bleyfuß fand ihn mitten auf der Straße ohnmächtig im Staube. Voll innigen Mitleids lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn nach Hause in's Krankenzimmer. Es war ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren; aus dem feinern Tuche der Montur schloß Bleyfuß, daß er Unteroffizier oder Kadet seyn müsse. Martha rief eiligst den Arzt; dieser verordnete Arzneien, und der Kranke kam zum Bewußtseyn; aber er war sehr abgemattet, und so schwach, daß er kaum sprechen konnte. „Gute Leute,“ stammelte er, „pfleget meiner; ich und meine Eltern werden es euch lebenslänglich danken.“

Der Arzt sagte Bleyfuß, daß der junge Mann mit der Ruhr behaftet und sehr krank sey; doch könne gute Pflege in dieser Krankheit Wunder thun. Dieß war für ihn und seine Frau genug, um sie zur äußersten Sorgfalt anzuspornen. Tag und Nacht wachte eines oder das andere bei seinem Bette; alle Anordnungen des Arztes wurden genau vollzogen, und sie hatten das Vergnügen, zu sehen, daß sich der Kranke von Tag zu Tag besserte, und zu genesen anfing.

Unterdeß waren die Feinde schon in die Stadt eingedrungen. Wurde es bekannt, daß ein Soldat im Armenspital liege, so war er kriegsgefangen. Bleyfuß wußte dieß nur zu gut, und suchte den Stand des Unglücklichen zu verheimlichen. Er bat den Arzt und Alle, die davon wußten, um Beistand und Stillschweigen. Die Montur wurde tief verborgen, der Knebelbart, der ohnehin nur sparsam hervorstach, abgeschoren. Kurz zuvor war ein Tuchmacher-

geselle im Krankenzimmer gestorben. Dessen hinterlassene Kleidungsstücke paßten ziemlich für den Soldaten; selbst dessen Personalbeschrieb, wie er im Reisepasse enthalten war, konnte man auf den jungen Soldaten anwenden. Er mußte jetzt statt Krieger Tuchmachergeselle seyn, und sich auf diese Art vor den Nachstellungen der Feinde sichern. So hatte Bleyfuß Alles veranstaltet, und die List gelang.

Der junge Mann (er war Kadet, und der Sohn eines reichen Fabrikanten in Böhmen) gelangte von Tag zu Tag mehr zu Kräften, und wünschte das Armenspital ehestens zu verlassen, besonders da er immer fürchtete, verrathen zu werden, indem auch feindliche Kranke in demselben untergebracht wurden, die Bleyfuß mit gleicher Liebe pflegte. „Sie sind auch unsere Brüder," sagte er; „auch unsere Leute wünschen in Feindesland eine gute Behandlung." — Der brave Bleyfuß theilte mit dem Kadeten seinen letzten Bissen Brod; es war die ersten Tage nach dem Einmarsche der Feinde große Noth in der Stadt. Alle Häuser wurden geplündert, und die meisten Einwohner waren entflohen. Bleyfuß erhielt Fleisch und Brod aus den feindlichen Magazinen, weil er ihre Kranken versorgte, und da konnte er auch seinem Kadeten etwas mittheilen, das Uebrige blieb für Frau und Kinder. Dankbar drückte oft der junge Mann seinem Wohlthäter die Hand, und mit Thränen im Auge versicherte er ihm, daß er nie vergessen werde, was er ihm in der größten Noth gethan.

Der Kadet war nun ganz hergestellt, und wünschte fortzukommen, entweder, um sein Regiment aufzusuchen, oder indessen zu seinem Vater zu gehen, und von da Nachricht von seinem Korps einzuziehen. Zur Reise war aber Geld nöthig, und da hatte er keinen Heller.

Bleyfuß hätte ihm gern etwas vorgestreckt, aber er hatte selbst nichts. Aller Verdienst stockte jetzt. Da war

guter Rath theuer. Der Kadet bat ihn so schön, so dringend, daß es dem guten Bleyfuß noch nie so schwer ankam, ohne Geld zu seyn, als eben jetzt. Da der Kadet nicht abließ, ihn bei Allem, was ihm theuer, zu beschwören, er möchte ihm aus der Noth helfen; da er ihm die heiligsten Versicherungen gab, Alles mit vielem Danke zurückzubezahlen, und da er immer in seinem ganzen Betragen so gut und ehrlich geschienen hatte, so mußte Bleyfuß dem Triebe seines guten Herzens folgen. Er ging zu einem bemittelten Bürger, der ihm schon öfters im Nothfalle Geld vorgestreckt hatte, und borgte von ihm zwanzig Gulden. Diese gab er dem Kadeten, und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Der Kadet, in der Kleidung des Tuchmachergesellen, auch mit dessen Reisepasse versehen, verließ das Haus seines Wohlthäters mit innigstem Dankgefühle, und betheuerte wiederholt, nicht nur die Schuld, sobald Zeit und Umstände es gestatteten, treulich abzuzahlen, sondern auch jede erwiesene Wohlthat dankbar zu vergelten. So reisete er ab, und der Segen der guten Leute begleitete ihn.

Es ward Friede, die Feinde zogen ab, der Postenlauf wurde frei, und Bleyfuß harrte Monate und Vierteljahre lang auf einen Brief oder eine Nachricht von dem Kadeten, aber vergebens. „Wäre es möglich," sagte er oft zu seiner Frau, wenn sie von dem jungen Menschen sprachen, „daß er uns vergessen, uns hintergangen hätte? Die Soldaten sind oft leichtsinnig, aber ich kann kaum glauben, daß der junge Mann undankbar ist. Wir haben ihn mit Liebe gepfleget, unsere besten Bissen mit ihm getheilt, ihm mitten durch die Feinde geholfen, und noch Geld zu seinem Fortkommen geborgt, und er sollte das alles vergessen haben und uns hintergehen? Nein, das kann er nicht; er hatte ein zu ehrliches Gesicht."

„Sey es, wie es wolle," erwiederte Martha, „es lebt

noch ein Gott über uns, der es gesehen hat, wie gut wir es mit ihm meinten. Er wird nicht zugeben, daß wir durch unser gutes Herz in so großen Schaden und Verlust kommen; und ersetzt Er uns auch nicht, was wir verlieren, so können wir doch immer, und selbst auf dem Todbette, mit gutem Bewußtseyn daran denken, daß wir durch unsere Mühe einem Menschen das Leben gerettet haben. Was Religion und Menschenliebe von uns forderten, das haben wir gethan." „Du hast Recht, gute Martha," entgegnete Bleyfuß. „Sind wir aber auch hintergangen worden, so soll doch kein anderer Unglücklicher diese Schuld tragen. Der, der den Trunk Wasser, aus Liebe dem Durstenden gereicht, einst vergelten will, ist reich genug, uns Ersatz für die verlorenen zwanzig Gulden zu geben."

So beruhigten sich Beide. Ein ganzes Jahr war nun verflossen, und der Bürger, welcher die Summe vorgestreckt hatte, machte schon Anforderung, daß Bleyfuß sie nach Möglichkeit, wenn auch in kleinen Fristen, zurückzahlen möchte; denn zu dieser Zeit war die Baarschaft eines Jeden erschöpft. Bleyfuß dachte hin und her, wie er Geld auftreiben könnte, um einen Theil der Schuld abzutragen, aber nirgends fand er einen Ausweg. Das war für den ehrlichen Mann ein großer Kummer.

In diesen Gedanken vertieft, das Haupt gesenkt, saß er eines Abends vor der Hausthür. Seine gute Martha und die lieben Kinder waren ihm zur Seite. Da kam ein Reisewagen durch die Gasse gerollt, und hielt vor dem Hause still — eine seltene Erscheinung in diesem abgelegenen Winkel der Stadt.

„Ist hier das Armenspital?" rief der Kutscher, „wohnt hier Cuspin Bleyfuß?"

„Ja, ich bin es selbst," antwortete Bleyfuß hastig.

„Was steht zu Diensten? Ist vielleicht Jemanden auf der Straße ein Unglück begegnet, und meine Hülfe nöthig?"

„Nein, das gar nicht," fiel ihm der Herr im Wagen in's Wort, „ich komme vielmehr, Euch, guten Leute, Hülfe und Dank zu bringen. Seyd mir herzlich gegrüßt, gute, brave Pfleger der Kranken!" sprach er, indem er aus dem Wagen stieg, und Beiden die Hand reichte: „Seht hier vor Euch den Vater des Kadeten, den Ihr während der Kriegsunruhen so liebreich gepfleget, und seinem bekümmerten Vater erhalten habt. Er selbst kann nicht, so sehr er es gewünscht hat, kommen, Euch seinen Dank werkthätig abzustatten und die alten Schulden zu bezahlen; er mußte mit seinem Regimente nach Galizien, und kann nicht Urlaub erhalten. Doch ein Mehreres wollen wir in Eurer Stube plaudern. Kutscher, packe ab!"

Alle gingen in das Zimmer hinein; Martha bot dem fremden Herrn freundlich einen Stuhl, die Kinder stellten sich um ihn herum, und sahen ihn mit neugierigen Augen an.

Der Kutscher brachte eine schwere Kiste, die er kaum tragen konnte, stellte sie mitten in die Stube, und öffnete. Sie war mit Leinwand, Tuch, Westenzeugen, Hals- und Sacktüchern, Strümpfen von verschiedener Größe, Schuhen, Zwirn, Baumwolle und dergleichen bis oben angefüllt.

„Mein Sohn," fuhr der Fremde fort, „war, durch Euer Geld unterstützt, wiewohl nicht ohne viele Gefahr und mancherlei Beschwernisse, glücklich bis zu mir gelangt. Ich hielt ihn schon für verloren; denn selbst sein Regiment konnte mir keine Kunde von ihm geben. Denkt Euch daher meine freudige Ueberraschung, als ich ihn plötzlich gesund und wohlbehalten zur Thür herein treten sah! Sohn! Vater! war Alles, was wir bei der ersten stürmischen Umarmung sprechen konnten.

„Mein Sohn blieb einige Zeit bei mir, um sich von

seiner Krankheit und den Beschwerlichkeiten der Reise ganz zu erholen. Dann verfügte er sich wieder zu seinem Regimente, kämpfte muthig für Kaiser und Vaterland, rettete mit einigen Tapfern im Gefechte bei Znaim seinen Major aus der Gefangenschaft, und ist jetzt Lieutenant.

„Er ist ein herzensguter Junge. So lange er bei mir war, hat er täglich von Euch mit vieler Rührung gesprochen, und seither keinen Brief geschrieben, in dem er von Euch nicht eine Meldung that. „Diese guten Leute," sagte er oft, „sind meine Lebensretter; ohne ihre menschenfreundliche Sorge hätten Sie Ihren Sohn nicht mehr." Er hoffte immer, Euch persönlich zu überraschen, deßhalb schrieb er auch nicht; da ihm aber das Regiment keinen Urlaub geben konnte, so hat er es mir übertragen, Euch seinen Dank abzustatten. Ich wollte es persönlich thun, da ich eine Reise nach Wien schon lange vorhatte, die ich aber wichtiger Geschäfte halber immer verschieben mußte. Heute erst kann ich die Freude haben, die Wohlthäter meines Sohnes zu umarmen. — Hier in der Kiste ist eine kleine Ausstattung für Euch und Eure Kinder; mit derselben möchte ich die Kleidung gern bezahlen, die Ihr meinem Sohne auf die Reise mitgegeben habt, und hier sind für die vorgestreckten zwanzig Gulden fünfhundert. Behaltet mich und meinen Sohn in liebevollem Andenken, und seyd versichert, daß ich Eurer stets mit dankbarem Herzen denken werde."

Bei diesen Worten umarmte er unter Thränen der Rührung nochmals Bleyfuß, reichte Martha die Hand, stieg eilig in seinen Wagen, und fuhr davon, ehe noch die guten Leute nach Herzenslust hatten danken können. So fielen sie denn auf ihre Knie nieder, und dankten Gott, daß Er ihren Glauben an gute Menschen und an Seine allweise Vorsehung wieder so unvermuthet und so fest stärkte. Und sie erneuerten vor Ihm das Versprechen, lebenslänglich

der leidenden Menschheit ihre Kräfte zu weihen. In diesem edlen Bestreben ermuntert sie fort und fort die Dankbarkeit des jungen Offiziers, der alle Jahre an dem Tage, an welchem Bleyfuß ihn, wie der barmherzige Samaritan, in seine Behausung trug, ihm oder den Seinigen ein werthvolles Geschenk übermacht.

44.

Der Wohlthäter in der Hütte des Armen.

Graf Leopold von Berchthold in Mähren, der im Jahre 1809 starb, hatte sein ganzes Leben auf die alleruneigennützigste und prunkloseste Art der edelsten Beschäftigung, Menschenwohl zu befördern und Menschenelend zu verringern, gewidmet. Wir wollen hier nur eine von seinen vielen menschenfreundlichen Handlungen mittheilen.

Als er mit seinem Regimente zu Brünn, der Hauptstadt von Mähren, im Standquartiere lag, erfuhr er, daß der Blitz in einem benachbarten Wäldchen einen armen Tagelöhner erschlagen habe. Sogleich setzte er sich zu Pferde, und erreichte den Platz, als man eben im Begriff war, den Verunglückten in das benachbarte Dorf zu bringen. Sein Puls schlug noch. Der Graf eilte in die Stadt zurück, und kam nach einer Viertelstunde mit dem Regimentsarzte wieder. Man gab dem Kranken ein Brechmittel, und er kam wieder zu sich. Der Arzt mußte ihn nun täglich besuchen, und der Wohlthäter that ein Gleiches. Er stahl sich immer nach Tische von der Gesellschaft weg, und ritt nach dem Dorfe. Einer seiner Freunde beschlich ihn einst, als er dem Kranken die kräftigende Suppe reichte, wozu er dem Weibe desselben täglich das Geld gab. Ein andermal fand man ihn vor dessen

Bette sitzend, ihm die Fliegen abwehrend, indessen das Weib die Küche besorgte. Der Patient wurde vollkommen hergestellt; allein seine Kleider waren großentheils vom Blitze verzehrt. Der Graf beschied ihn auf die Mittagszeit in das Speisehaus der Offiziere. „Wie wäre es, meine Herren," sagte er zu ihnen, als der Genesene eintrat, „wenn wir heute nicht spielten, und dafür diesem armen Manne statt seines verbrannten Rockes einen neuen kauften?" Der Graf eröffnete die Sammlung; die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und der Arme wurde gekleidet.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

45.

Ein Dienst ist des andern werth.

Eugen, der Sohn des Pächters von Grünau, ein Knabe von zwölf Jahren, hatte von seinem Vater die Erlaubniß erhalten, nach Frankenstein zu reiten, wo man eben mit der Weinlese beschäftigt war. Der Ort lag wohl eine Meile weit entfernt, aber das Pferd, das Eugen gewöhnlich ritt, war ein gutmüthiges Thier, das seinen Reiter wohl kannte; der Knabe saß auch fest im Sattel, und war bei jeder Gelegenheit so besonnen, daß man ihm eine weitere Reise ohne Besorgniß hätte gestatten können.

Eugen schlug den Seitenweg ein; es war da weniger Staub und ein angenehmerer Pfad; er hatte den Wägen seltener auszuweichen, und sein Pferd war einen sichern Schritt gewohnt.

Wie er hier seinen Weg frohen Muthes fortsetzte, kam er zu einem armen Knaben, der am Rande eines Wiesengrabens

saß und bitterlich weinte. „Ach guter Gott,“ jammerte er, „was wird meine arme Großmutter sagen, wenn sie mich nicht zurückkommen sieht! Wie sehnlich wird sie mich erwarten! Nicht ein Brodrindchen hat sie im Hause! Wenn doch der liebe Gott mir einen mitleidigen Menschen sendete, der ihr meinen Brodsack nach Hause trüge, und ihr sagte, daß ich nicht so weit gehen kann, um ihr selbst das Brod zu bringen, weil ich mir einen großen Dorn in den Fuß eingetreten habe.“ So jammerte der Knabe, hielt beide Hände vor das Gesicht, und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Eugen war gerührt; er sprang vom Pferde, ging auf den armen Knaben zu, und fragte theilnehmend, wie ihm dieses Unglück geschehen sey, wer er wäre, wohin er wolle?

Der arme Knabe sagte, daß er elternlos sey, und nur eine alte blinde Großmutter habe, bei der er in einer abgelegenen Hütte im Walde, eine halbe Stunde von hier entfernt, wohne. Zweimal in der Woche gehe er nach der Schule in das nächstgelegene Dorf, wo gute Leute ihm Brod, auch manchmal ein Stückchen Fleisch, oder ein paar Hände voll Mehl gäben, welches er seiner Großmutter nach Hause bringe, und wovon sie beide lebten. Heute, sagte er, seyen die Gaben, dem Himmel sey es gedankt, sehr reichlich eingegangen; doch wie er, mit denselben belastet, quer über die Wiese gegen den Wald hin gehen wollte, habe er sich einen Dorn in die Fußsohle getreten, der ihn so schmerze, daß er unmöglich weiter könne. Ein fortwährendes Schluchzen unterbrach diese Worte, und er war mehr um seine alte blinde Großmutter, als um sich selbst besorgt.

Der gute Eugen suchte ihn zu trösten. Er band sein Pferd an einen Pfahl, setzte sich voll Mitleid zu dem armen Knaben, nahm seinen Fuß, so schmutzig er auch war, auf seinen Schooß, zog ihm mit leichter Hand den Dorn heraus,

trocknete das Blut mit seinem Schnupftuche ab, und verband die Wunde mit demselben.

„Gott wird es Ihnen lohnen,“ sprach der arme Knabe, „ich kann Ihnen diesen Dienst nie vergelten!“ Er stand nun auf, und versuchte fortzugehen; aber kaum war er einige Schritte gegangen, so mußte er stehen bleiben. Mit schmerzlicher Miene hob er den kranken Fuß in die Höhe; dieser war dermaßen angeschwollen, daß der arme Knabe wenig Hoffnung hatte, den Weg von einer halben Stunde zurücklegen zu können; und doch wünschte er nichts sehnlicher, als das Brod so bald als möglich seiner armen, hungrigen Großmutter zu überbringen.

Eugen sah seine Noth, und wurde wieder sein menschenfreundlicher Helfer. Er half ihm auf sein Pferd, und führte ihn, obwohl es außer seinem Wege war, bis in den Wald zur Wohnung der Großmutter, indem er selbst langsam neben dem Pferde ging und dasselbe am Zaume leitete.

Während des Weges konnte der arme Knabe nicht genug Worte finden, dem guten Eugen für diesen seinen Liebesdienst zu danken. „Sie sind so schön gekleidet, haben vermuthlich reiche Eltern,“ sagte er, „und sind so gut, so liebevoll! Was muß ich manchmal von andern Kindern erdulden, wenn ich so, mit meinem Brodsacke beladen, durch das Dorf gehe! Da nennen mich einige den Bettelbuben, andere werfen mir Koth und Steine nach, oder hetzen Hunde nach mir; ich aber leide Alles mit Geduld, und denke mir: ich bin zwar arm, aber doch ein ehrlicher Junge; der liebe Gott hat mich in Dürftigkeit geboren werden lassen, Er weiß, warum? Vielleicht wäre ich eben so böse, wie diese Buben, wenn es mir so wohl wie ihnen erginge; und zudem trage ich ja nur die Gaben guter Leute für meine arme Großmutter zusammen; ich bin kein müßiger Bettler, der aus Faulheit Andern Geschenke ablockt. Wie oft verberge ich mich irgendwo

hinter einen Zaun, wenn mich Jemand, den ich um eine Gabe für meine blinde Großmutter anspreche, mit harten Worten abweiset, und bitte den lieben Gott, daß er mich bald groß werden lasse, und mir Kraft und Stärke gebe, mir so viel zu verdienen, daß ich meine liebe Großmutter ernähren kann. O lieber, guter junger Herr!" rief er aus, „wie viel besser sind Sie, als alle die Hartherzigen, die mir die wohlthätigen Gaben Anderer noch verbittern; der liebende Gott vergelte es Ihnen, was Sie an mir Armen thun!"

Sie waren jetzt bei der Hütte der guten Alten angelangt. Diese saß auf einer Bank vor derselben im Schatten einer alten Eiche, und war emsig mit Spinnen beschäftigt. Von Jugend auf mit dem Spinnrade bekannt, konnte sie bei dieser Arbeit selbst das Augenlicht entbehren. Ein alter Hund lag ihr zur Seite, und lief freudig dem armen Knaben entgegen, um ihn zu bewillkommen.

„Bist du es, mein Sohn?" fragte die Blinde, der das Traben des Pferdes in dieser einsamen Waldgegend ganz ungewöhnlich war. „Ja, gute Mutter!" erwiederte der Knabe. „Ich komme heute wohl spät zurück, aber es ist nicht meine Schuld. Ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten, und wenn mich der gute junge Herr, der mit mir ist, nicht auf seinem Pferde bis hieher geführt hätte, so säße ich vielleicht noch am Graben der Wiese, und wüßte mir nicht zu helfen."

„Gott segne den lieben, guten Herrn!" sagte die Alte. „Wenn ich ihn nur sehen könnte! Führe ihn her zu mir, daß ich ihm herzlich danken kann."

Indessen hatte Eugen dem armen Knaben vom Pferde geholfen; er nahm ihn unter dem Arm, und führte ihn zu der guten Alten hin. Da legte diese ihre magere Hand auf Eugens blonden Lockenkopf, und bat den lieben Gott, daß er ihm den Dienst, den er ihrem armen Enkel erwiesen hatte,

tausendfach vergelten möchte. Eugen schwieg ehrerbietig, und bat endlich das blinde Mütterchen, über eine solche Kleinigkeit nicht viele Worte zu machen. Er nahm herzlichen Abschied, und drückte noch beim Fortgehen seine ganze Baarschaft dem Knaben wohlwollend in die Hand, indem er versprach, ihn immer zu besuchen, wenn ihn der Weg vorbeiführen sollte.

Eugen hielt Wort; er kam, wie ein helfender Engel, oft in diese ärmliche Hütte, wo er stets neue Wohlthaten zurückließ. Er war aber nie vergnügter in die Weinlese gekommen, als an dem Tage, wo er diese zwei Armen das erste Mal gesehen hatte, und jeder Besuch bei ihnen brachte ihm neues Vergnügen. So belohnt sich jegliche gute Handlung durch frohes Bewußtseyn, und dieses ist ein neuer Antrieb, immer und überall gut zu handeln.

Eugen wählte in der Folge den Soldatenstand. Er trat in eine Militär-Akademie, um sich zu einem braven Offiziere auszubilden. Von dieser Zeit an konnte er die armen Leute nicht mehr besuchen, aber mit seinen Gedanken war er oft bei ihnen. Besonders wünschte er zu wissen, was aus dem armen Knaben geworden sey, zu dem er noch immer eine besondere Zuneigung hatte.

Ein unvermutheter Zufall führte diese beiden guten Menschen nach mehreren Jahren wieder zusammen. In dem großen Kampfe für die Befreiung Europens gegen die Uebermacht Frankreichs hatte sich der arme Knabe, der unterdeß zum rüstigen Burschen herangewachsen war, auch unter die Jäger gestellt, und das gute Glück wollte, daß er Eugen, der damals schon Lieutenant bei den leichten Reitern war, auf den Vorposten traf. Er gab sich ihm als den armen Betteljungen, dem er den Dorn aus dem Fuße gezogen hatte, zu erkennen. Eugens Freude war unbeschreiblich, seinen alten Freund, wie er ihn nannte, wieder zu sehen.

Er erfuhr von ihm, daß die arme blinde Großmutter kurz vor seinem Eintritt in den Soldatenstand gestorben sey, und daß er nun keine höhern Pflichten kenne, als dem Vaterlande zu dienen.

Während sie noch vertraulich plauderten, fingen plötzlich die Gewehre zu knallen an; der Lieutenant sprengte zu seinem Posten. Aber schon war ein Schwarm Feinde da, die mächtig auf ihn und die Seinigen einhieben. Bald war er von seiner Truppe getrennt, umrungen, und nun stand ihm bei all' seiner muthigen Gegenwehr nur der Tod oder Gefangenschaft bevor.

Da stürzte der brave Jäger mit seinen Kameraden, die er zur Befreiung seines Wohlthäters angefeuert hatte, aus dem Gebüsch hervor. Mit gefälltem Bajonett gingen sie auf die Feinde los, zerstreuten sie, und der Lieutenant war gerettet.

Dieser dankte dem wackern Jäger öffentlich für seine Rettung; letzterer aber nahm ihn zärtlich bei der Hand, drückte sie an seine Brust, und sagte: „Herr Lieutenant: Ein Dienst ist des andern werth."

46.

Auch der Geringste kann uns nützen.

An einem kalten Morgen im December ging ich aus der Vorstadt in die Stadt. Es hatte während der Nacht geregnet, und gleich darauf gefroren; die Wege waren mit Glatteis überzogen; man konnte keinen festen Schritt machen; alle Augenblicke war man in Gefahr, auszugleiten und niederzufallen.

Ein achtzigjähriger Greis hatte sich, seiner Gewohnheit

gemäß, auf den Weg gemacht, um bei seinen Wohlthätern das Almosen abzuholen, das sie ihm wöchentlich an bestimmten Tagen reichten. Er wollte die Stunde nicht versäumen; denn später würde er sie nicht mehr zu Hause getroffen haben. Gebückt und auf seinen Stock sich stützend, schlich er mühsam daher, und maß jeden Schritt sorgfältig ab, damit er nur nicht falle. So kam er langsam und mit Zittern vorwärts. Jetzt sollte er eine kleine Anhöhe hinab. Er sah ein, wie gefährlich ihm dieses werden würde, und blickte mit bittender Miene umher, ob ihm nicht Jemand die Liebe erzeigen möchte, ihn hinabzuführen. Aber Niemand verstand seine Augensprache, oder vielmehr, es schämte sich Mancher, dem armen, schlecht gekleideten Greise diesen Liebesdienst zu erweisen. Wäre ich näher gewesen, ich würde mir Gotteslohn verdient und ihn hinabgeleitet haben.

Der Alte mußte es also allein wagen, über das Glatteis hinabzugehen, und er hatte kaum zwei Schritte gemacht, so lag er schon auf dem Rücken da, und rief ein wehmüthiges: „Ach Gott helfe!" aus. Vergebens bemühte er sich aufzustehen; er glitschte immer wieder aus, und sank zu Boden: seine Glieder waren zu matt, um sich durch eine schnelle Bewegung aufzuhelfen, und Niemand der Vorübergehenden reichte ihm hülfreiche Hand; vielmehr standen einige muthwillige Buben da, die hämisch in die Faust lachten, daß der Alte niedergeplatzt war und sich nicht wieder auf die Beine helfen konnte. Von ferne sah ich dieses, und beschleunigte meine Schritte, um sein Helfer zu seyn.

Aber ich kam zu spät. Zwei Brüder, sie waren die wohlerzogenen Kinder eines Beamten und als gute Knaben bekannt, kamen auf dem Wege zur Schule zu dem Greise. Mit zuvorkommender Dienstfertigkeit nahm ihn jeder bei einem Arme, und half ihm auf. Der Alte dankte ihnen mit einem herzlichen: „Gott vergelt' es Ihnen!" — Die Knaben sahen ein, daß

dem Greise so ein Unfall auf dem Eise nochmals begegnen könnte, und boten sich an, ihn so weit zu begleiten, bis er in ein Haus oder auf einen sichern Weg käme. „Gute Kinder!“ rief da der Alte aus, „Gott wird es Ihnen lohnen, was Sie an mir armen, alten, schwachen Manne thun; ich kann es Ihnen nicht vergelten.“ Die Knaben aber freuten sich, daß auf diese Weise dem guten Alten geholfen ward. Sie verließen denselben erst, als er bei dem Hause seines nächsten Wohlthäters war, drückten ihm beim Abschiede zwei Groschen, ihre ganze Baarschaft, wohlwollend in die Hand, und eilten dann zur Schule. Ich aber folgte ihnen auf dem Fuße nach, faßte sie bei der Hand, und sagte: „Gute Kinder! ich habe euch schön handeln sehen, und wenn euch auch Niemand bemerkt hätte, so hat es doch der liebe Gott gesehen, der jeden Dienst, den man einem Andern erweiset, so ansieht, als wenn man Ihm denselben gethan hätte. Fahret so fort! Gottes Segen und die Liebe und Achtung aller guten Menschen wird euch auf jedem Schritte begleiten.“

Die guten Knaben waren in der Folge dem ehrwürdigen Greise noch öfters begegnet. Ein herzlicher Gruß, bei welchem der Alte dankend sein graues Haupt entblößte, ein liebevolles Kopfnicken lohnte ihnen noch jedesmal den Dienst, den sie ihm erwiesen hatten; sie waren zu gleicher Gefälligkeit immer bereit, und hatten sie einen Kreuzer in der Tasche, so erhielt ihn der Alte gewiß.

An einem Ferientage wollten die beiden Brüder mit einem wunderschönen Pudel, den der Vater ihnen zur Unterhaltung in den Freistunden gekauft hatte, nach der Donau gehen, um den Hund allda zu baden. Wie sie so sorglos fortschlenderten, stürzte der Greis mit sichtbarer Anstrengung aus einem Hause bei halb verschlossener Thür heraus. „Liebe Kinder!“ rief er mit zitternder Stimme, „kommen Sie geschwind herein! erst kurz ist ein wüthender Fleischerhund hier

vorübergelaufen. Man verfolgt ihn, aber dessen ungeachtet kann er noch Schaden anrichten.“ Die Knaben waren mit einem Sprunge im Hause, und der Pudel hinter ihnen. Die Thür wurde verschlossen. Kaum hatten sie einige Minuten da gewartet, als sie ein Heulen und Jammern auf der Gasse hörten. Ganz in der Nähe waren mehrere Kinder und auch einige Erwachsene von dem wüthenden Hunde gebissen worden, und wurden vorbeigeführt, um schnelle Mittel gegen die Wuth bei denselben anzuwenden.

Da erkannten die beiden Knaben den großen Dienst, den ihnen der arme Greis erwiesen hatte, und dankten ihm herzlich dafür. Bald kam die Nachricht, daß der wüthende Hund getödtet sey, und man verfolgte nunmehr die Hunde, die gebissen worden waren, um sie zu erschlagen und so weiteres Unglück zu verhüten.

Die Knaben verweilten noch einige Zeit, bis der Lärm auf der Gasse vollends vorüber war, in dem Hause, dankten dem Alten nochmals herzlich, banden ihren Pudel an das Schnupftuch, um ihn vor allen Nachstellungen zu sichern, und eilten in ihre Wohnung. Hier erzählten sie dem Vater die Gefahr, in der sie mit dem Hunde gewesen waren, und wie sie der Alte vor derselben gewarnt hatte. Der Vater wünschte dem Greise den Dienst zu lohnen, und befahl den Söhnen, wenn sie ihn irgendwo träfen, denselben zu ihm zu führen. Nach etlichen Tagen brachten sie ihn. Der Vater dankte ihm mit liebevoller Freundlichkeit für die Aufmerksamkeit, die er seinen Söhnen erwiesen hatte, machte ihm ein ansehnliches Geschenk, und erlaubte ihm, wöchentlich einmal das Mittagsessen bei ihm abzuholen, welches jedesmal mit einer Gabe begleitet werden sollte.

„Lieber, guter Herr!“ sagte da der Alte, „mein Dienst ist nicht eines solchen Lohnes werth; ich habe nur Gleiches mit Gleichem vergolten. Ihre zwei guten Söhne, — der

Himmel lasse sie zum Wohle ihrer Nebenmenschen groß wachsen! — sind mir bei einem schweren Falle auf dem Glatteise beigestanden, da Groß und Klein vorüberging und mich ohne Hülfe liegen ließ; sie haben mich oft mit einem Almosen unterstützt; — der Vater im Himmel vergelt' es ihnen! — sollte ich da nicht mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, ihnen auch wieder nützlich zu seyn?"

Der Alte erzählte nun, so sehr es auch die beiden Knaben verhindern wollten, die ganze Geschichte von dem Falle auf dem Glatteise; Thränen der Rührung standen ihm dabei im Auge. Der Vater selbst war innig bewegt; er umarmte die Knaben, drückte sie an sein väterliches Herz, und sagte: „Fahret fort, liebe Kinder, menschenfreundlich und wohlthätig zu handeln; ehret das Alter; thut es eurem Vater im Himmel und mir zu Liebe! Lernet aber auch von diesem ehrwürdigen Greise, erwiesene Dienste vergelten, und vergesset nicht, daß uns auch der Geringste in gewissen Umständen nützlich seyn kann."

47.

Armuth und Ehrlichkeit.

Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden.

Eben war das Geläute zum pfarrlichen Gottesdienste im nahen Dörflein verhallt, und rührend fingen die andächtigen Meßgesänge der versammelten Christengemeinde an, da stand der alte Müller mit nassen Augen am Fenster seines kleinen Hüttleins, und horchte sehnsüchtig auf die heiligen Melodien. Einsam lag seine ärmliche Hütte, gleichsam verloren von den Wohnungen der wohlhabendern Landleute, vor dem Dorfe, wie ein einzelner dürrer Halm vor dem fruchtbaren Acker am harten Wege.

Müller galt vor zehn Jahren noch für einen wohlhabenden Mann, und seine reinliche Wohnung war ein stiller Zufluchtsort für die verschämte Armuth, und ein Haus des Rathes und der Hülfe für manchen unverschuldet Unglücklichen.

Aber nun — allliebende Vorsehung, wer mag deine Fügungen, wer mag die Absichten deiner erziehenden Weisheit durchschauen? — nun, wie war Alles ganz anders geworden! In einem zerstörenden Kriege, der allenthalben durch erhöhte Abgaben den Wohlstand verminderte, ward seine Habe geplündert, und immerwährende Quartierlasten stürzten ihn tief in Schulden; eine Feuersbrunst, die nach der Wiederkehr des Friedens bei seinem Nachbar ausbrach und auch seine Wohnung in Asche legte, zehrte noch die letzten wenigen Ueberbleibsel seines ehemaligen Wohlstandes auf. Arm und hülflos sah er kummervoll dem eintretenden Alter entgegen. Doch wankte nie seine Zuversicht auf den Herrn, der denen hilft, die auf ihn vertrauen.

Ein reicher Mann hatte mit der Wiedererbauung seiner Brandstätte auch seine Schulden übernommen, und ein Freund ihm einen Stab gegeben, von welchem gestützt er vor sechs Jahren als ein neuer Ansiedler mit seinem Weibe die Hütte vor dem Dorfe bezog, in welcher man ihn, wie es leider so manchem Anbauer erging, mehr erwarten als finden ließ.

Die armen Alten brachten, außer den kleinen Beiträgen einiger wohlthätigen Menschen, nichts mit unter ihr Strohdach, als abgelebte, erschöpfte Glieder, die wenig erwerben konnten, und edle Gesinnungen, die es ihnen wehrten, in den umliegenden Ortschaften als Bettler zu sammeln. Die Unglücklichen wären verhungert, hätte ihnen der liebe himmlische Vater nicht von Zeit zu Zeit durch die Begüterten des Dorfes Lebensmittel gesendet.

Aber gerade heute schien es, als hätte sie der liebe Gott

das erste Mal vergessen und verlassen. Schon vorgestern war ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln ganz aufgezehrt worden; darum weinten sie auch heute herzlicher als jemals, und da sie vollends das Läuten zum Sonntags-Gottesdienste hörten, zerriß es ihnen das Herz, weil sie aus Mangel an Kleidern nicht zur Kirche gehen konnten, und doch — ach! so nothwendig himmlischen Trost, Stärkung und feste Zuversicht brauchten.

Da sendete der Ernährer der jungen Raben, der Bekleider der Lilien einen Strahl seines Lichtes in ihre gebrochenen Herzen, und sie sanken nieder, und weinten und beteten, und rangen mit dem Herrn im Gebete, und ruhig ward es in ihren Herzen.

„Nein, Mutter," sprach der Greis zu seinem Weibe, „nein, vergessen kann uns der Vater im Himmel nicht. Hättest du unsern lieben Wilhelm, den Gott schützen wolle! vergessen, verlassen können, da er als ein unmündiges Kind hülfsbedürftig in deinen Armen lag? — Nein, das kann keine Mutter, und könnte sie es, Gott kann's nicht; die ewige Liebe kann unser nicht vergessen, uns nicht verlassen; so, Mutter, steht's in unsrer biblischen Geschichte, und daran wollen wir uns halten mit kindlichem Vertrauen, und warten." „Lieber Mann," sprach das alte Mütterchen seufzend, „wenn aber die Noth so groß, ja am größten ist?" „Dann Mutter, ist die Hülfe von Oben auch am nächsten," entgegnete der Vater.

Und siehe! während die beiden Alten so miteinander redeten, erschien auf dem Hügel, an dessen Abhang ihre Hütte sich anlehnte, ein junger, wohlgekleideter Mann, und warf sich unter dem Schatten eines Apfelbaumes auf den Rasen nieder. Jetzt öffnete er seine Reisetasche, und zog mehrere Papiere heraus, die er durchsah, wieder sorgfältig zusammenlegte, und einschob. Nach kurzer Ruhe machte er sich wieder

auf den Weg, und bog auf die Landstraße ein, die in einer langen Krümmung sich um den Hügel wand.

Ein ahnendes Gefühl zog den alten Müller aus der Hütte zum Hügel. „Wo die heitere Jugend so kummerlos ruhte," dachte er, „kann wohl auch der abgelebte Greis Ruhe finden." Kaum hatte er einige Schritte aufwärts gemacht, so schimmerte ihm etwas Weißes entgegen. Es ist ein zusammengelegtes Papier; er hebt es auf, entwickelt es, und wie erstaunte er — mehrere Goldstücke blitzten ihm in die Augen. „Mutter! Mutter!" ruft er hastig, „komm' einmal heraus! — Mutter!" fuhr er fort, als sie nun vor ihm stand, „schau', was ein Wanderer jetzt eben hier verloren hat! Kennst du so etwas noch?"

Die Frau. Guter Himmel! Siehst du, Vater? Gott verläßt uns nicht. Mich hungert recht, Vater! ich wollte nur nichts sagen; und dich gewiß auch; und sieh nur deinen Rock! Das ist mehr als genug zu einem neuen, und für mich zu einer ehrbaren Kleidung; dann können wir wieder in die Kirche gehen. Gott hilft!

Müller. Er hilft, Mutter! ja, er hilft; aber nicht durch dieses Gold. Ich sage dir ja, es gehört einem Wanderer! Er muß noch dort hinter dem Busche seyn.

Frau. O, der braucht's vielleicht nicht!

Müller. Freilich wohl! (besinnt sich) Aber, Mutter, es gehört ihm.

Frau. Er achtet's gewiß nicht, sonst wäre er vorsichtiger gewesen; weiß nicht, wo er es verloren hat.

Müller. Mutter, aber Gott weiß es! Fasse dich, und laß dich durch das Gold nicht blenden.

Frau. Aber Vater, unsre Noth, unsre große Noth!

Müller. Ja wohl! Meinst du? — Nein, nein! Sieh nur, wie schön das liebe Getreide steht; die Wohlthätigkeit wird unser gewiß nicht vergessen. Und sieh nur,

hier wehet der Wind schon über die Stoppeln; der Herbst ist nahe, und dieser Herbst könnte uns wohl hinübernehmen in jene Welt der Vergeltung. Gewiß, bald geht der Wind über unser Grab, und so dicht am Grabe sollten wir etwas veruntreuen? — Mir wird bange, Mutter, mir wird sehr bange. Weg, weg mit dem Golde! Ist mir's doch, als wäre ich in diesem Augenblicke schon todt, als stände ich vor dem Weltrichter, und er sagte mir: „Du warst getreu bis nahe an's Ende, und ein paar Goldstücke haben dich am Rande des Grabes noch mir untreu gemacht!"

Frau. Herr, verzeihe mir diese Sünde! Ja, Vater, du hast recht: wir wollen lieber hungern, und Gott getreu bleiben. Lauf' doch, lieber Mann, was deine alten Füße laufen können, damit du des Goldes los wirst; ich will dir deinen Stock bringen.

Hin eilte das Mütterchen mit zitternd hastigen Schritten; der Alte strebte unruhig vorwärts; den Stab ergreifend, eilte er, so viel es seine schwachen Kräfte erlaubten, über den Hügel den kürzesten Weg der Landstraße zu. Wenn er ihn nur trifft! dachte die Frau, und eine neue Angst wandelte sie bei diesem Gedanken an; ihr däuchte, er gehe zu langsam, und sie folgte ihm mit beklommenem Herzen nach, holte ihn ein, faßte seinen Arm, und erleichterte ihm das Gehen. Bald hatten sie das Ende des Fußsteiges erreicht, und welche Freude! vor ihnen auf der Landstraße ging der Jüngling, den sie suchten.

„Mein Herr!" sagte der Greis keuchend, „hier sind Ihre Goldstücke, die Sie dort auf dem Rasen vor der letzten Hütte des Dorfes aus Ihrer Reisetasche zogen."

Verwundert sah der Jüngling die Alten an, und innig und achtungsvoll ruhten seine Blicke auf ihren Mitleid erweckenden Kleidern. „Ihr scheint arm zu seyn?" sprach er mit dem Tone des Mitleidens.

Müller. Sehr arm, mein Herr.

Frau. Aber wir möchten gerne ehrlich bleiben; da haben Sie Ihr Gold!

Jüngling. O ihr guten Menschen! Ich nehme es wieder, weil ich's da, wohin ich reise, gebrauchen könnte. Nur wenig kann euch heute mein gutes Herz geben; aber ich sehe euch wieder, und will vergüten, was sich freilich nicht bezahlen läßt — redliche Dürftigkeit. Ich eile jetzt in die Arme meiner Eltern, die, wie ich zu Gott hoffe, noch leben werden. Ach! ohne sie, was wäre mein Vermögen! Zwölf Jahre sind es nun, seitdem ich sie als ein junger Handwerker verließ, und nur ein Jahr weniger ist's, daß ich nichts mehr von ihnen gehört habe, obwohl ich öfters an sie geschrieben.

Müller. Mutter, hörst du?

Jüngling. Gott ließ mich in Hamburg einen frommen Herrn finden, der mich in seine Dienste aufnahm, und in aller Tugend und Gottesfurcht unterrichtete. Mit ihm machte ich zwei Seereisen; das Ungemach der letzten zog ihm eine tödtliche Krankheit zu, an welcher er auch starb. Kurz vor seinem Tode setzte er mich zum Erben eines großen Theiles seines ansehnlichen Vermögens ein. — Nichts fehlt mir nun zu meinem Glücke, als daß ich weiß, ob meine lieben Eltern noch leben, und wie es ihnen geht, damit ich ihnen ihre alten Tage noch versüßen kann.

In tiefes Staunen versunken, die Hand der Mutter drückend, wendet sich der alte Müller mit der Frage an den Jüngling: „Und wenn man fragen darf, mein Herr: wie weit ist es noch in Ihre Heimath?“

Jüngling. Vier Meilen, hat man mir dort im Dorfe gesagt, soll es noch bis Ruhmannsau seyn.

Die Alten riefen innigst bewegt, mit ausgebreiteten Armen: „O — Ruhmannsau!“

Jüngling. Gott! was ist euch? Solltet ihr da bekannt seyn? Mein Vater heißt Müller...

Beide (an seine Brust sinkend). Ach Wilhelm, mein Sohn! Mein wiedergefundener Sohn!

Mehr vermochten sie nicht zu sagen. Stummes Entzücken hielt die Wiedergefundenen lange gefesselt; und da sie sich wechselseitig erklärten, läutete es in der Pfarrkirche zum heiligen Segen, und niedersank das ehrwürdige Elternpaar auf die Knie, mit ihm der gute Sohn, und sie stammelten Dank dem Vater des Segens. „Ich will den Herrn allezeit loben!" rief Müller, wie verjüngt, „Sein Lob soll immerdar in meinem Munde seyn!" „Ja," entgegnete die Mutter, „lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebet." „Und auf Ihn hoffen und vertrauen," fuhr der Jüngling fort; „denn Er hat es ja selbst gesagt: Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, und dessen Zuversicht der Herr ist."

Und nun wandelten sie Arm in Arm der Hütte zu. Noch vor dem Anfange der strengen Winterkälte ward eine hübsche ländliche Wohnung erbaut, und Gottesfurcht, Friede und Freude hielten mit den drei guten Menschen den Einzug.

43.

Edelmuth und Dankbarkeit.

Ein österreichischer Unterjäger nahm im Mai 1809 nach der Schlacht bei Ebersberg einen französischen Offizier, der am Arme verwundet war, gefangen. Nach Kriegsgebrauch gehört Alles, was der Kriegsgefangene besitzt, dem Soldaten, der ihn gefangen nimmt. Habgierige Krieger ziehen oft den armen Gefangenen bis auf's Hemd aus, wenn er anders

eine Kleidung von einigem Werthe hat; andere, die menschlicher sind, begnügen sich, dem Gefangenen Geld, Uhren, Ringe und derlei Sachen von Werth wegzunehmen.

Um sich vor Mißhandlung zu schützen, zog der Offizier, als er sich in der Gewalt des Unterjägers sah, gutwillig Uhr und Börse, in welcher sich zwanzig Napoleond'or befanden, aus der Tasche, und übergab sie dem Jäger mit den Worten: „Kamerad, hier hast du Alles, was ich von Werth besitze; laß mir nur meine Kleidung; du wirst in Uhr und Börse reichen Ersatz finden."

Der Unterjäger, wüthend wie ein Löwe im Kampfe, aber sanft wie ein Lamm gegen den wehrlosen Feind, entgegnete: „Herr Offizier! ein braver Jäger nimmt nur durch die äußerste Noth gezwungen seinem Gefangenen Beute ab; wir sind keine Räuber, die in den Krieg der Beute wegen ziehen; wir streiten für's Vaterland, und deßwegen dringen wir tapfer in den Feind ein, nicht um ihn auszuplündern, wenn er getödtet oder wehrlos ist. Sie sind verwundet; Sie brauchen zu Ihrer Verpflegung das Geld nöthiger, als ich; mich nährt mein Monarch. Behalten Sie Ihr Geld und Ihre Uhr, und erinnern Sie sich, wenn Sie einst der Unsrigen einige gefangen nehmen, wie Sie als Gefangener behandelt wurden, damit Sie deßgleichen thun.

Der Offizier war durch diese edle Handlungsweise gerührt. Er drang in den Jäger, wenigstens die Hälfte des Geldes anzunehmen, aber dieser verweigerte es standhaft. Endlich sagte der Offizier: „Braver Mann! nie werde ich vergessen, wie Sie an Ihrem Kriegsgefangenen gehandelt haben; könnte ich es nur der ganzen französischen Armee sagen, damit alle Oesterreicher eine gleiche Behandlung erführen! Auch Sie kann das Loos treffen, dem Feinde in die Hände zu fallen; ich will Ihnen einen Schutzbrief gegen Mißhandlungen geben. Reichen Sie mir Ihre Schreibtafel!"

Der Offizier schrieb in selbe den Tag und Ort, wo er von dem Jäger gefangen genommen worden war; er merkte dabei die schöne Behandlungsart, die er erfahren hatte, an, und setzte die Bitte bei, alle Offiziere und französischen Soldaten, die den Jäger gefangen nehmen könnten, möchten dieses Zeugniß ehren, und ihn eben so brüderlich behandeln. Er unterfertigte es mit seinem Namen und Charakter, dann Regiments- und Bataillons-Nummer.

Der Jäger dankte dem Offizier, und führte ihn seinem Hauptmann vor, bei welchem derselbe ein eben so rührendes Zeugniß für den Jäger ablegte. Beide trennten sich nach einer brüderlichen Umarmung. Der Jäger ging auf seinen Posten, der Offizier wurde in's Spital zur Heilung seiner Wunde abgeführt. Nach Verlauf eines Monats wurde der Jäger krank, und der Zufall wollte es, daß er in ebendasselbe Spital gebracht wurde, wo der Offizier sich befand.

Man denke sich die freudige Ueberraschung des Letztern, als er den Jäger traf! Nur wurde seine frohe Empfindung getrübt, als er von dem Arzte erfuhr, daß der Jäger alle Vorzeichen eines gefährlichen Nervenfiebers an sich habe; und bald lag derselbe sehr schwer krank darnieder, daß er den Offizier nur noch in manchen ruhigen Augenblicken kannte, gewöhnlich aber in einem Zustande der größten Betäubung war, und irre redete. Der Offizier, so weit es seine Wunde zuließ, die nur langsam heilte, ging nicht von dem Bette des Kranken, und pflegte ihn wie einen Bruder. Dieser seiner unermüdeten Sorgfalt konnte man es größtentheils verdanken, daß der Kranke sich besserte, und am dreizehnten Tage außer aller Gefahr war.

Nun war der Offizier bemüht, durch nährende Speisen und stärkende Getränke, die er aus eigenen Mitteln anschaffte, ihm seine Genesung zu erleichtern. Der Kranke besserte sich auch mit jedem Tage mehr, und konnte bald ganz das Bett

verlassen. Nach drei Wochen trat er wieder zu seinem Korps, nachdem er von seinem Wohlthäter, der ihm mit jedem Tage neue Beweise seiner Freundschaft gegeben, rührenden Abschied genommen hatte. Seit dieser Zeit haben sich Beide nicht mehr gesehen.

In den Kriegsjahren 1813 und 1814, als die österreichische Armee auch in Italien siegreich vorrückte, kam dieser Jäger zu Florenz bei einem Kaufmanne in's Quartier. Gute Menschen finden überall Zutrauen und Freundschaft; so auch unser braver Jäger. Er hatte kaum ein paar Tage in diesem Hause gelegen, so sah man ihn nicht mehr als einen Fremden, vielweniger als einen Feind an; er war so, zu sagen, wie das Kind im Hause, und ohne Mißtrauen plauderte man über Freund und Feind.

Da fragte ihn nun einmal die Frau vom Hause im vertraulichen Gespräche bei Tische, wie denn die Oesterreicher die Kriegsgefangenen zu behandeln pflegten? „Je nun," sagte der Jäger mit zweideutigem Achselzucken, „sie behandeln sie so, wie es Kriegssitte ist, doch gewöhnlich besser, als es andere Nationen thun; und da ist wieder ein Unterschied, je nachdem der Kriegsgefangene dieser oder jener Truppe in die Hände fällt. Manche Korps setzen einen besondern Vorzug darein, daß sie den Feind, wie an Tapferkeit, so auch an Edelmuth zu übertreffen suchen. Ich habe Offiziere und Soldaten gesehen, die ihr Brod und ihre Baarschaft mit den Kriegsgefangenen theilten; ein Küraßier hat sein entbehrliches Paar Schuhe einem französischen Kriegsgefangenen gegeben, als er ihn barfuß bei schlechter und kalter Witterung gehen sah. Doch Andere dachten nicht so edel: sie plünderten den armen Kriegsgefangenen rein aus, so daß er kaum Rock und Mantel behielt. — Was mich anbelangt, so habe ich immer gedacht: mit dem Maße du ausmissest, mit ebendemselben wird dir wieder eingemessen

werden; denn wir Soldaten sind keinen Augenblick vor Gefangenschaft sicher. Ich habe mich nie durch Beute von einem Kriegsgefangenen zu bereichern gesucht, und es hat mich nie gereut; vielmehr habe ich dieser meiner Gewohnheit wenigstens zur Hälfte zu danken, daß ich noch lebe."

Er erzählte hierauf die Geschichte mit dem Offizier, und wie dankbar derselbe im Spitale sich gegen ihn bezeigt habe. Alle wollten nun die Schrift des braven Offiziers in der Schreibtafel lesen. Der Jäger zog sie hervor; denn sorgfältig hatte er das Blatt zum immerwährenden Andenken erhalten. Er zeigte es. — Alle verstummten. Thränen der Rührung glänzten in jedem Auge. Der Offizier war — der älteste Sohn des Kaufmanns. — Die Mutter fiel dem Jäger um den Hals, und dankte ihm für die liebevolle Behandlung ihres Sohnes, der Vater reichte ihm treuherzig die Hand, und Alle überließen sich der reinsten Freude. Sie erzählten nun, daß ihr Sohn von seiner Wunde am Arme gänzlich geheilt worden sey, und nun als Bataillons-Chef (Major) in der französischen Armee noch diene.

War der Jäger vorher im Hause gern gesehen, so wurde er jetzt wie ein Mitglied der Familie geliebt und geachtet. Die wenigen Wochen, die er noch bei diesen guten Leuten blieb, vergingen wie Augenblicke, und als er mit seinem Korps weiter ziehen mußte, weinten Alle beim Abschiede, als wenn sich der Sohn vom Hause trennte.

Nach geschlossenem Frieden zog das Jägerkorps nach Botzen, und blieb dort längere Zeit.

Eines Tags wurde dieser brave Jäger zu seinem Hauptmann gerufen. Dort befand sich ein Wechsler, der den Auftrag von dem Kaufmanne in Florenz erhalten hatte, ihm 200 Gulden zum Beweise der Erkenntlichkeit für die seinem Sohne bewiesene Freundschaft auszuzahlen. Nebstbei übergab er dem Jäger einen goldenen Siegelring mit den

Anfangsbuchstaben des Namens vom Sohne, welchen dieser, als er durch seine Eltern von ihm Nachricht erhalten hatte, eigens für den Jäger zum Andenken hatte verfertigen lassen.

Mit Vergnügen empfing der Jäger den Ring, aber nur auf vieles Zureden des Wechslers und des Hauptmanns konnte er sich zur Annahme des Geldes entschließen.

Wer freuet sich nicht, in dieser wahren Geschichte so edelmüthige und dankbare Menschen handeln zu sehen, zu einer Zeit, wo blutige Kriege die edlen Gefühle der Menschlichkeit in vielen Herzen abgestumpft hatten!

49.

Wohlthun trägt Zinsen.

Verschiedene Völker, wenn sie miteinander Krieg führen, verkaufen diejenigen Soldaten, die sie zu Gefangenen machen, als Sklaven. Das thaten auch die Venetianer, als einst Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Türken ausbrachen. Sie verkauften die gefangenen Türken auf dem Markusplatze in Venedig, wie eine Waare, die man bei uns auf dem Markte feilbietet.

Ein solcher Türke kam als Sklave in die Nachbarschaft eines reichen Venetianers, der Kaufmann war, und einen Sohn von etwa zwölf Jahren hatte. Der Knabe stellte sich oft an das Fenster des Zimmers, das er bewohnte, und betrachtete den Unglücklichen, der, mit Ketten beladen, so hart arbeiten mußte. Das Gefühl des Mitleids regte sich in seinem Herzen. Wenn er vor dem Hause des Herrn, der den Türken gekauft hatte, vorbeiging, stand er sehr oft still, grüßte letzteren freundlich, und gab ihm mit bewegter Stimme zu verstehen, was in seinem Innern vorgehe.

Hamet, so hieß der Sklave, dankte ihm allemal herzlich, aber mit einer Miene voll Wehmuth. Diese immerwährende traurige Gemüthsstimmung machte den Knaben aufmerksam. Er suchte Gelegenheit, öfter und länger mit dem Sklaven zu sprechen.

So erheiternd das Gespräch dieses gutherzigen Jungen für Hamet war, so verfiel er doch immer schnell wieder in die alte Niedergeschlagenheit; und wenn ihn der Knabe überraschte, so bemerkte er, daß er weinte. Dieser Anblick wirkte zu tief auf das Herz des Knaben, als daß er ihn noch länger hätte ertragen können. Er sprach mit seinem Vater, und bat ihn um Hülfe für den trostlosen Türken. Der Vater liebte seinen guten Sohn über Alles, um so weniger konnte er ihm eine so menschenfreundliche Bitte abschlagen. — Schnell waren seine Anstalten getroffen. Er belauschte Hamet. Sein Gesicht verrieth Unschuld und Redlichkeit. Nun besuchte er ihn mit Erlaubniß seines Nachbars, mit dem er schon zuvor im Reinen war.

Der Türke, eben in voller Arbeit begriffen, erschrak über die Gegenwart des unbekannten Herrn. „Bist du Hamet,“ fragte ihn dieser jetzt, „von dem mein Sohn mit mir gesprochen hat?“

„Wie, Sie der Vater des braven, weichherzigen Knaben,“ fragte der Türke entgegen, „dem ich so unendlich viel Trost verdanke? O tausendmal willkommen! — Ja, ich heiße Hamet, bin schon drei Jahre als Sklave hier, und seit dieser Zeit war Ihr Sohn der einzige Mensch in Venedig, der an meinem Schicksale Theil nahm. Er ist aber auch der Einzige, für den ich das höchste Wesen bitte, daß ihm Zeit seines Lebens recht viel Gutes widerfahren möge.“

„Aber,“ antwortete der Vater, „die Türken behandeln doch die Christen auch nicht besser, wenn sie in ihre Gefangenschaft gerathen.“

„Ich bin," sagte Hamet, „an der Unmenschlichkeit meiner Landsleute so wenig Schuld, als Sie an der Härte Ihrer Landsleute. Ich habe nie einen Menschen zum Sklaven gemacht." Unter diesen Worten flossen Thränen über sein Angesicht. Er legte seine Hände kreuzweise über die Brust, neigte sich tief, und schluchzte: „Allmächtiges Wesen, Du der Christen und der Türken Gott! stärke mich, daß ich nie gegen Deinen allweisen Rathschluß murre, und lenke die Herzen der Christen, daß sie mir meine Freiheit schenken!"

„Hamet!" sprach der Kaufmann, dessen Name Franzesko war, „würdest du mir einen Gefallen erweisen, wenn ich dein Elend lindern wollte?"

„Befehlen Sie!" versetzte der Türke. „Ich werde Alles thun, wenn Sie mir die Freiheit zusichern."

„Hier," erwiederte Franzesko, „hier nimm diesen Dolch; lauere zur Nachtzeit auf eine günstige Gelegenheit, und stoße ihn deinem Herrn durch's Herz. Ich werde mit meinem Gelde allen übeln Folgen vorbeugen. Auf, fürchte nichts, und du sollst frei seyn!"

Dieser Antrag brachte Hamets Seele in die heftigste Bewegung. „Wie?" sprach er mit funkelnden Augen, „ist das die Lehre eures Propheten, den ihr Christus nennt? — Alle Reichthümer Venedigs werden es nicht vermögen, daß ich eine That ausübe, gegen die sich mein ganzes Inneres empört. Herr! Sie sollen wissen, daß ich keine Sklavenseele habe, wenn ich schon Sklave bin. Eher werde ich in meinen Ketten verschmachten, als daß ich zum Meuchelmorde mich hergebe."

„Nein," sagte Franzesko in sanftem Tone, „nein, Hamet! du sollst in deinen Ketten nicht verschmachten. Ich verabscheue Mord und Verrätherei so sehr, als du. Nur prüfen wollte ich dich, ob du der Freiheit würdig wärest; und nun — vergib mir: denn ich bin es jetzt überzeugt,

daß deine Tugend keiner Prüfung bedurfte. Noch ehe ich zu dir kam, war der Handel mit deinem Herrn geschlossen, und das Lösegeld für dich bezahlt. Hamet, du bist frei! Ich wünsche nichts weiter, als daß du dich deines Sklavenstandes erinnern möchtest, wenn du einmal Christen in türkischen Fesseln seufzen hörst. O Hamet, rette sie, wenn Rettung in deiner Macht steht! Ein süßes Bewußtseyn wird dich lohnen dafür."

Hamet war über den unerwarteten Ausgang dieser Unterredung so betroffen, daß er wie sprachlos dastand. Doch bald faßte er sich wieder, und voll Entzücken umarmte er seinen Wohlthäter, weinte laut, und dankte so oft und so lange, bis sich Franzesko aus seinen Armen wand. Als ihm die Fesseln abgenommen waren, steckte Franzesko ihm einen gefüllten Geldbeutel in die Tasche, wünschte ihm Gottes Segen auf die Reise, und trennte sich unter Thränen von ihm.

Ein halbes Jahr war seitdem verflossen, als man früh Morgens gewaltig an die Hausthür des Kaufmanns pochte, und vor seinen Fenstern: „Feuer! Feuer!" rief. Durch das Gepolter aus dem Schlafe geweckt, hörten Franzesko und seine Leute den Schall der Feuerglocke, das Rasseln der Trommeln, das dumpfe Rollen herbeieilender Wägen. Schnell warfen sie das nächste beste Kleid um, eilten zu den Fenstern, und vernahmen, daß Franzesko's Haus in Flammen stehe. Alles sprang voll Angst und Schrecken der Treppe zu, um sich auf die Straße zu retten. Die Hausthür war von außen schon mit Aexten eingehauen.

Jetzt erst erwachte Franzesko's Sohn, der im obersten Stockwerk schlief. Rauch und Hitze hatten ihn aufgeweckt. Er griff nach der Zimmerthür; da schlugen die Flammen ihm prasselnd entgegen. Nun lief er zum Fenster, streckte seine Arme aus, und schrie um Hülfe. „Um Gotteswillen!" rief der Vater, der das klägliche Geschrei seines Kindes hörte,

„in der Bestürzung habe ich meinen Sohn zu wecken vergessen. O Menschenfreunde! Laßt mein Haus, laßt mein Hausgeräth, laßt alle meine Waaren brennen! Mein Kind, ich bitte euch um Alles, was heilig ist, nur mein Kind rettet! Der Retter meines Sohnes soll die Hälfte meines Vermögens haben!"

Die Treppen waren oben schon vom Feuer ergriffen. Es wurden Leitern an die Mauer gelegt. Tausende standen um das brennende Haus her; doch nur Wenige hatten den Muth, um den ausgesetzten hohen Preis zu ringen. Sie versuchten auf den Leitern emporzuklimmen; aber Rauch und Feuer schlugen ihnen entgegen, und zwangen sie, wieder umzukehren. Bei diesem Anblick verlor der Vater die Besinnung, und fiel ohnmächtig zu Boden.

Schon stürzten Trümmer vom Dache zur Erde, und immer lauter erscholl das Jammergeschrei am Fenster. Da drängte sich ein junger Mann, das Angesicht voll Schweiß, durch das Gewühl, kletterte mit der Unerschrockenheit eines Helden, der zu siegen oder zu sterben entschlossen ist, eine Leiter hinauf, erreichte mitten durch die Flammen das Fenster des heulenden Knaben, faßte ihn bei der Hand, riß ihn hastig zu sich, umschloß ihn mit dem rechten Arme, kehrte den Rücken gegen das Feuer, schlang den linken Arm um die Leiter, und ließ sich, ohne eine Sprosse der letztern zu berühren, blitzschnell mit dem Knaben auf die Erde herab.

Allgemeines Frohlocken verbreitete sich unter dem Volke. „Das war kühn," rief man, „das war edel!" Von dem lauten Freudengeschrei wurde Franzesko aus seiner Betäubung geweckt; er öffnete die Augen, und sah wohlbehalten den geliebten Sohn vor sich. Himmlische Wonne durchdrang bei diesem Anblick das verwundete Vaterherz. „Wo ist dein Retter?" fragte er im Tone der Zärtlichkeit. Man suchte den jungen Mann auf, der sich im Kreise seiner Bewunderer

beinahe verloren hatte. Er wurde, geschwärzt von Rauch und nicht unerheblich vom Feuer verletzt, vorgeführt. „Freund," sagte Franzesko, „hier dieser Beutel mit Gold ist dein; für deine Wunden werde ich dich morgen schadlos halten."

„Herr," antwortete der Fremde, „mein Leben ist mir nicht um Gold feil, und ich that nur meine Pflicht."

„Himmel!" rief der Kaufmann, „diese Stimme" — „Gott," schrie der Knabe, „ja, er ist's, mein Hamet ist's!" Franzesko schlug seine Hände zusammen, sah ihn einige Augenblicke stillschweigend an, und sagte endlich: „Wie, Hamet, du wieder hier, und als Sklave?"

„Ich danke Gott, daß ich es bin," versetzte Hamet, „sonst wäre es mir nicht möglich gewesen, das Leben Ihres lieben Sohnes zu retten, das mir theurer als das meinige ist. Doch hören Sie! Durch Ihre Großmuth aus der Gefangenschaft befreit, kam ich glücklich zurück zur Heimath. Aber ach! statt der gehofften Freude warteten meiner nur neue Schmerzen. Auf einer Seereise, die unterdeß mein Vater unternommen hatte, war er gleichfalls in die Hände der Venetianer gefallen und zum Sklaven gemacht worden. Um so schmerzlicher fiel mir dieß traurige Ereigniß, als ich bei meinen, durch lange Abwesenheit zerrütteten Vermögensverhältnissen keine Aussicht hatte, ihn je loskaufen zu können. Doch bald war mein Entschluß gefaßt — dem theuern Vater sollte und mußte mein Liebstes, die kaum erlangte Freiheit wieder geopfert werden. Mit einem so eben segelfertigen Schiffe kehrte ich hieher zurück, forschte nach dem Christen, der meinen Vater gekauft hatte, und bot mich für ihn zum Sklaven an. Der Christ willigte ein, und seit dieser Zeit bin ich wieder Sklave, doch bei einem gütigen Herrn."

Staunend hörten Franzesko, sein Sohn und die Umstehenden Hamets Erzählung an. Indessen traf die Nachricht ein, daß der Brand gelöscht, und nur das Dach mit

dem obersten Stockwerke des Hauses zu Schaden gekommen sey. Der Kaufmann war nun ganz beruhigt, und fuhr in seinem Gespräche fort: „Und seit dieser Zeit, Hamet, seit einem halben Jahre hast du mir dein Schicksal verschwiegen?" Hamet schlug die Augen nieder. „Gut," sagte Franzesko, „du hast eine Schuld der Natur gegen deinen Vater abgetragen, und gegen meinen Sohn bist du mit der äußersten Gefahr deines Lebens dankbar gewesen; solche Tugend verdient mehr, als ich dem Retter meines Sohnes versprochen habe. Ich werde nicht nur mein Vermögen zur Hälfte mit dir theilen: du sollst auch in meinem Hause wohnen, und als Theilhaber in meine Handlung treten."

Aber alle Bitten und Zusicherungen vermochten nicht, Hamet zu bewegen, daß er einstimmte; ihn zog es zur Heimath. Am Ende blieb dem Kaufmanne kein anderes Mittel übrig, als ihn zum zweiten Mal loszukaufen. Er ließ dann noch ein eigenes Schiff für ihn ausrüsten, dessen reiche Ladung er ihm zum Geschenke machte.

Als die Stunde der Abreise da war, begleitete er ihn mit seinem Sohne unter wiederholten Aeußerungen inniger Dankbarkeit und Freundschaft zum Schiffe. Hier umarmten sie sich wechselsweise auf's zärtlichste, und sagten sich dann auf ewig Lebewohl.

50.

Belohnte Gastfreundschaft.

Der Czaar Iwan, welcher ungefähr um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Rußland regierte, pflegte oft verkleidet auszugehen, um die wahre Meinung des Volkes über seine Regierung und die allenfallsigen Beschwerden zu erfahren.

Eines Tages kam er auf einem einsamen Spaziergange bei Moskau in ein kleines Dorf, und sprach einige Einwohner, unter dem Vorwande erlittener Beschwerden, um Beistand an. Allein trotz seines ärmlichen und Mitleid erweckenden Aussehens wurde er von den Wohnungen der Bauern kalt und gefühllos abgewiesen.

Entrüstet über eine so lieblose Härte, wollte er eben das Dorf verlassen, als er an eine dürftige Hütte kam, wo er noch nicht angeklopft und um Aufnahme gebeten hatte. „Was dir bei der rohen Wohlhabenheit nicht gelang," dachte sich der Kaiser, „kann dir bei der mildern Armuth vielleicht gelingen." Er klopft an die Thür; ein Bauer öffnet ihm mit der freundlichen Frage um sein Begehr. „Ach!" entgegnete der Kaiser, „ich muß vor Hunger und Ermattung beinahe sterben: nur ein wenig Nahrung, lieber Mann, und ein kleines Plätzchen in Eurem Stüblein für diese Nacht!"

„I du mein Gott!" antwortete der Bauer, indem er ihm die Hand herzlich drückte, „Ihr werdet aber schmal beißen müssen. Ihr kommt eben zur unrechten Zeit; mein liebes Weib kann nicht vom Bette, und der neugeborne Gast, den mir Gott zu den übrigen noch bescheeret hat, wird Euch wohl wenig schlafen lassen. Doch heiße ich Euch aufrichtig willkommen. Tretet nur immer herein! Was ich nicht geben kann, muß der gute Wille ersetzen."

Der Bauer ließ den Czaar in eine kleine, ärmliche, aber reinliche Stube treten, wo seine Kinder waren. Das kleinste schlief in einer Wiege, ein Mädchen von drei Jahren lag daneben auf einer Decke, und zwei Schwestern, die eine von fünf, die andere von sieben Jahren, lagen auf den Knien vor dem kleinen Hausaltar, und verrichteten ihr Abendgebet.

„Ruht hier indessen aus," sagte der Bauer zum Fremden, „bis ich Euch etwas zum Abendbrod, so gut es gehen mag, zurecht gemacht habe." Er kam bald mit einem schwarzen

Brod, Eierkuchen und Honig zurück. „Hier ist Alles, was ich Euch geben kann," sagte er; „theilet es mit meinen Kindern. Ich will jetzt meinem guten Weibe etwas Suppe bringen."

„Eure Milde und Gastfreiheit," sprach der Czaar dankend, „muß Segen in Euer Haus bringen; ich bin gewiß, Gott wird Eure Güte belohnen."

„O ja, das thut er ja täglich, der liebe Vater. Ich bin stark und kräftig, Vater und Mutter sind noch gesund und munter; was ich mit meiner Arbeit verdiene, reicht hin, die Meinigen ehrlich zu ernähren. Und meine fünf Kinderlein, o die wachsen und gedeihen unter Gottes väterlicher Obhut, daß es eine Freude ist, und sind fromm und folgsam. Und dort oben, wie wohl wird mir's thun am heißen Tage des Gerichts, wenn der Herr sagt: „Ich war hungrig, du hast mich gespeiset, fremd, und hast mich beherberget.""

Kaiser. Wohnen Eure Eltern bei Euch?

Bauer. Ja, sie sind nebenan in der Stube bei meinem Weibe.

Kaiser. Aber Eure Hütte ist ja so klein?

Bauer. O sie ist groß genug, eine einträchtige und friedliche Familie zu beherbergen. Und der neue Ankömmling wird auch Platz finden. Seht (ihm das kleinste der Kinder weisend), seht, was das für ein herzallerliebster Junge ist. Ja, liebes Kind, bist uns herzlich willkommen, und morgen sollst du dem lieben Gott geweiht werden in der heiligen Taufe!

Kaiser. Das ist ja herrlich! Ich kenne in Moskau einen guten Freund, dem ich Eure gütige Aufnahme erzählen und ihn bitten will, Euer Kind aus der heiligen Taufe zu heben. Versprecht mir also, daß Ihr nach meiner morgigen Abreise wenigstens vier Stunden mit dem Kirchgange zur heiligen Taufe warten wollt.

Der Bauer drückte ihm traulich die Hand, gab sein

Wort darauf, und Beide legten sich nun auf ein Strohbette. „O Vater," betete der Kaiser in der Stille, „laß mich doch immer recht thun, und auf Deinen Wegen wandeln, damit mich nie fliehe der süße Schlaf der Unschuld, den diese guten Menschen genießen!"

Bis an den lichten Morgen hatte er sanft, sanfter als oft auf seinen weichen Polstern, geschlafen. Nachdem er dem Bauer herzlich für seine Menschenfreundlichkeit gedankt, und ihn nochmals an sein Versprechen erinnert hatte, verließ er die Hütte, und eilte nach Moskau.

Die vier Stunden waren beinahe verflossen, und kein Mensch erschien. Der Bauer war eben im Begriff, in Begleitung seiner Familie das Kind zur Kirche zu tragen, als er auf einmal das Stampfen von Pferden und das Rasseln vieler Kutschen hörte. Er sah zur Hütte hinaus, und wurde eine Menge Pferde und prächtige Kutschen gewahr. Er erkannte die kaiserliche Wache, und rief seine Familie herbei, den Kaiser vorbeifahren zu sehen; eiligst liefen sie heraus, und standen alle vor der Thür. Auf einmal schlossen die Reiter und Kutschen einen Kreis, und endlich hielt die Staatskutsche des Kaisers gerade an der Thür des guten Bauers still. Der Kutschenschlag öffnete sich, der Czaar trat heraus, ging seinem Wirth entgegen, und sagte: „Ich versprach dir einen Gevatter; nun komme ich selbst, mein Versprechen zu erfüllen. Gib mir dein Kind, und folge mir zur Kirche!"

Wie eine Bildsäule stand der arme Bauer da. Ganz geblendet von der kaiserlichen Pracht, irre gemacht durch den Antrag des Kaisers, wußte er sich gar nicht zu fassen. Vergebens suchte er unter den Anwesenden den armen Wanderer, den er in der vergangenen Nacht beherbergt hatte. Der Kaiser riß ihn endlich mit den Worten aus der Verwirrung: „Gestern, guter Mann, übtest du die Pflichten der Menschenliebe an mir aus; heute komme ich, die süßeste Pflicht

eines Monarchen an dir zu erfüllen, indem ich deine Tugend belohne. Herausnehmen will ich dich nicht aus deinem Stande, dem du so viel Ehre machst, und dessen Unschuld und Ruhe ich beneide; aber versehen will ich dich mit solchen Dingen, die dir nützlich seyn werden. Du sollst zahlreiche Herden, fette Weiden und ein Haus haben, worin du die Pflichten der Gastfreundschaft mit Vergnügen ausüben kannst. Dein neugebornes Kind aber soll mein Mündel seyn."

Der gute Bauer konnte vor Freude nicht reden; aber mit Thränen des Dankes legte er sein theures Kind in die Arme des Kaisers, der es sofort in die Kirche zur heiligen Taufe trug. Nach der Taufe gab er dem Bauer das Kind nebst einem reichen Geschenke mit dem Auftrage zurück, ja recht für dessen Gesundheit zu sorgen, und es ihm nach einem Jahre in den kaiserlichen Palast zur Erziehung zu bringen. — Das geschah auch, und der Kaiser hörte nie auf, den gastfreien Bauer und seine Familie mit Wohlthaten zu überhäufen.

51.

Ferdinand Maria, Churfürst von Bayern.

Bayern lag vom Lech bis an den Inn öde. Unzählige Flecken und Dörfer waren Schutthaufen, die Aecker, dem Unkraut preis gegeben, der Sammelplatz der Wölfe und anderer Raubthiere. Man suchte dort und da Meier für die verlassenen Höfe, und hatte Mühe, einige ausfindig zu machen, die sie als Geschenk annahmen. Unter solch' traurigen Verhältnissen trat Ferdinand die Regierung an. Er richtete nun sein erstes Augenmerk dahin, dem Lande einen dauerhaften Frieden und neue Kräfte zu verschaffen. Ferdinand wollte Bayerns Wiederhersteller werden; denn er liebte

es mit Innigkeit und war fromm und gottesfürchtig, und aus diesen reinen Quellen sollte Bayerns Glück und Wohlstand hervorströmen.

Als im Jahre 1657 der römische Kaiser mit Tod abging, wurde Ferdinand Maria von Bayern einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt. Allein der Fürst, dem es um Höheres als um bloße Verherrlichung seines Hauses zu thun war, schlug die Kaiserkrone auf's entschiedenste aus. Die Wahrscheinlichkeit, statt neuer Vortheile nur neue Unruhen herbeizuführen, die Furcht der Erregung einer nachtheiligen Eifersucht, und der feste Entschluß, seinem geliebten Lande die Ruhe zu sichern, es koste was es wolle, waren die ihn bewegenden wichtigen Gründe. Ehre dem hochherzigen Vater seines Volkes!

Bald ergab sich eine andere Gelegenheit, das Blut seiner Unterthanen gegen ergiebige Geldsummen zu verpachten. Im Jahre 1672 entstand zwischen den Holländern und Franzosen ein bis 1679 fortdauernder Krieg, an welchem nach und nach die meisten deutschen Fürsten Antheil nahmen. Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, und selbst Kaiser Leopold schickten den Holländern Hülfstruppen; bald thaten es auch die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg, dann der Landgraf von Hessen-Kassel. Ferdinand war jedoch nie dahin zu bringen, dem Bündnisse eines oder des andern Theiles beizutreten. Er fühlte sich eben so wenig berufen zu dem Ruhm der Waffen, den man zum Unglück des Menschengeschlechtes für den ersten hält, als er durch ein solches Mittel seinem Lande aufhelfen wollte. Dennoch war er Kriegsmann, schätzte den Soldaten, und brachte es bald so weit, daß er ein Heer von 20,000 Mann auf den Beinen hatte, um, wie Phocion, von seinem Vaterlande jeden Antheil an dem Kriege abzuwenden, und sich gegen Jedermann, der ihn zum Kriege würde nöthigen wollen, zu vertheidigen. Und die Mächte respektirten ihn.

Sein und der Unterthanen Eigenthum war nun nach außen geschützt. Um den innern Wohlstand des Landes emporzubringen, bediente er sich der einfachsten, aber zweckgemäßesten Mittel. Er hielt diejenigen Hülfsquellen für die besten, wo Boden und Klima sogleich mitarbeiteten; diejenigen Einrichtungen für die sichersten, welche schon mehr denn einmal die Probe ausgehalten. Deßhalb verwandte er seine erste Sorge auf die Herstellung der herabgekommenen Landwirthschaft; er ermunterte Ackerbau und Viehzucht, und brachte eine allgemeinere Bearbeitung der Landeserzeugnisse zu Stande. Er selbst gab die ersten Beispiele einer guten Hauswirthschaft. Die heilsamen Folgen von all' diesem zeigten sich bald. Bayern wurde wie neu bevölkert; auf seinen verwüsteten Ebenen stiegen zahlreiche Wohnungen empor; Handel und Verkehr sowie jede Art von Gewerbthätigkeit nahmen von Tag zu Tag einen rascheren und gesegneteren Aufschwung, und selbst die Künste des Friedens blühten empor, wovon verschiedene Werke der Maler- und Bildhauerkunst die sprechendsten Beweise sind.

Ferdinand führte auch mehrere herrliche, jetzt noch vorhandene Gebäude auf, von denen er aber, wie Friedrich von Dänemark, als er den Palast von Kronenburg baute, sagen konnte: „Ich würde keinen Stein in selbem dulden, wenn ich wüßte, daß der Schweiß eines meiner Unterthanen daran klebte."

So gediehen, und zwar in kurzer Zeit, die Werke des besten Fürsten. Wie konnte es anders seyn? Seine Bildung, sein fühlendes Herz, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, sein leutseliges Wesen, Alles wirkte zusammen, um das Wohl seiner Unterthanen zu vollenden.

Sein erster Lehrmeister war sein eigener Vater, der weise Maximilian I. Voll hohen Verstandes sind die väterlichen Ermahnungen, welche dieser erlauchte Regent und

besorgte Vater seinem Erstgebornen zum Erbe hinterließ. Ferdinand behielt nicht nur diese stets in seinem Herzen, sondern er sah auch täglich die Denksprüche der Weisen vor Augen, mit denen Maximilian seinen Palast zu München hat auszieren lassen.

Nicht minder glücklich war Ferdinand, in der Person des Herrn von Kurz einen erfahrenen, treuen und umsichtigen Minister zur Seite zu haben, der seine edlen Bestrebungen aus allen Kräften unterstützte. Beide freuten sich über den wachsenden Wohlstand der Nation, und die tiefe, allgemeine Trauer an ihrem Grabe sprach es aus, daß dem Vaterlande kein größeres Unglück widerfahren könne, als wenn solche Männer sterben. Leider starb Ferdinand, viel zu früh für seine Bayern, schon im Jahre 1679, im dreiundvierzigsten Jahre seines Alters. Er hinterließ seinem Sohne Max Emanuel ein Land voll jugendlicher Kraft, und eine wohlgefüllte Schatzkammer.

Wenn Gott ein Volk segnen will, schenkt er ihm einen Fürsten, der Christ und — Vater ist!

52.

Der gute Soldat.

Bei einer kleinen Stadt Thüringens liegt nahe an der Straße ein Gottesacker. Es war spät an einem Herbstabende, als eine Schaar feindlicher Soldaten beim Mondscheine daher wanderte, um im Städtchen Quartier zu suchen. Sie zogen am Gottesacker vorüber. Einige, die sehr müde waren, folgten nach. Von diesen Müden blieb einer stehen, und übersah die Grabhügel, die der Mond so freundlich beleuchtete, trat näher, und betrachtete Leichensteine und Aufschriften.

Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich, wandte sich um, und erblickte einen Knaben, der davonlaufen wollte. „Halt!" rief er, „wer bist du, und was machst du hier?" „Ich bitte," antwortete der Erschrockene, „thue mir der Herr nichts Leides; ich will Ihm gerne sagen, wer ich bin, und was ich hier mache. Seh' Er, da ist das Grab meiner Schwester. Sie ist vor fünf Tagen gestorben. O sie war so gut, so herzensgut!" Er weinte. „Fürchte dich nicht vor mir," sagte der Krieger mit mitleidiger Stimme, „und erzähle weiter!"

„Mein Vater war ein Nadler in der Stadt. Er lag krank, und konnte nicht mehr arbeiten. Mutter und Schwester ernährten ihn und mich mit ihrer Handarbeit; denn ich war damals noch ein Kind. Jetzt sind es sechs Jahre, daß er gestorben ist. Ach, wie Mutter, Schwester und ich weinten; es war ein gar lieber, guter Vater! — Meine Schwester lehrte mich spinnen. Freilich ging Alles nur langsam bei mir: denn meine rechte Hand ist ohne Finger; ich kam mit dieser Hand auf die Welt. Doch verdiente ich manchen Groschen mit dem Spinnen; und weil wir mit jedem Bissen Brod zufrieden waren, so brachten wir uns leicht durch. Da brach vor acht Wochen in unserer Nachbarschaft Feuer aus. Es war Mitternacht. Der Feuerlärm weckte uns aus dem Schlafe; und als wir wach wurden, sahen wir die hellen Flammen vor uns. Gott, wie wir erschraken! Das Feuer wurde bald gelöscht; aber meine Mutter, fromm und fleißig, und an Herzensgüte dem Vater gleich, wurde vor Schrecken krank, so krank, daß sie vor vierzehn Tagen starb. Ach, das war ein Jammer! Die liebe Schwester tröstete mich, und versprach mit Mund und Hand, daß sie mir Mutter und Schwester zugleich seyn werde; und nun — da seh' Er das frische Grab! Hier liegt sie, und ich stehe einsam und verlassen da. Alles, Herr, Alles habe ich mit ihr verloren. — Ich rief den Doktor, pflegte sie mit aller Liebe, bat alle

Leute im Hause um Hülfe, betete und weinte — umsonst! sie starb am Scharlachfieber."

Thränen und Seufzer unterbrachen eine Weile die Erzählung des Knaben; dann schloß er mit den Worten: „Ich wurde vor Kummer krank, und konnte ihre Leiche nicht zur Grabstätte begleiten. Heute Abend sammelte ich alle meine Kräfte, wankte zum Gottesacker, und legte diesen Blumenkranz auf ihr Grab. Lieber Gott! was soll jetzt aus mir werden?"

Das Auge des Soldaten war feucht geworden. „Komm'," sprach er tief gerührt, „komm' mit mir in die Stadt. Ich will sehen, daß mir mein Quartier bei deinem Hausherrn angewiesen werde. Wir wollen dann diese Nacht beisammenbleiben, und uns trösten; denn auch ich habe einen armen, kranken Vater, den ich verlassen mußte. O, er drückte mich beim Abschiede so wehmüthig an sein Herz, daß ich mich dieses traurigen Augenblickes nie ohne Thränen erinnern kann!"

Sie gingen zur Stadt. Der Soldat erhielt nach Wunsch Quartier im Hause des Bürgers, bei dem der verlassene Junge seine Wohnung hatte. Gleich beim Eintritte gewann er Aller Liebe durch sein herzliches Wesen und seine Freundlichkeit.

Man trug ihm Bier und Brod an, und ersuchte ihn, nur ein wenig Geduld zu haben, bald würde ein Nachtmahl zubereitet seyn. „Sorget nicht zu viel," bat er die Wirthsleute, und fuhr dann fort: „Wenn Hunger und Durst gestillt sind, will ich mich in dem Stübchen, das der Junge mit einer Hand ohne Finger bewohnt, auf das Stroh legen, denn ich bin müde."

Man brachte nun Suppe und Fleisch. „Erlaubt mir," sprach der Soldat, „daß ich diese Labung in das Stübchen des Jungen tragen dürfe." Man gewährte seine Bitte mit

Freuden. Der Soldat und der Junge aßen mit einander, erheiterten sich, vergaßen eine Zeitlang jeglichen Leides, und begaben sich endlich nach fromm verrichtetem Nachtgebet zur Ruhe.

Kaum graute der Tag, so wurde die Trommel gerührt. Der Krieger gab dem Jungen einen herzlichen Morgengruß, kleidete sich an, und sagte: „Der Soldat hat wenig Geld, aber ich gebe, was ich geben kann. Hier, die eine Hälfte soll dein seyn, die andere gibst du meinem Vater. Da hast du seine Adresse und den Namen seines Dorfes. „Sey überall fromm und gut," spreche ich zu dir mit den Abschiedsworten meines Pfarrers, und jetzt lebe wohl!"

Gott sey mit dir, gutmüthiger Soldat! Dir wird es nie am innern Frieden fehlen, so lange du der Lehre deines Pfarrers getreu bleibst. Und du, armer Junge, du sollst durch Leiden geprüft und im Guten gestärket werden. Leser! schenket ihm eure Theilnahme; er verdient sie.

Schnell wurde diese Begebenheit im Städtchen bekannt. Die Obrigkeit untersuchte die Lage des unglücklichen Knaben. Sie verschaffte ihm Flachs zum Spinnen, und ließ ihm jede Woche einen Beitrag aus der Armenkasse zutheilen; und weil er auch mit der linken Hand schreiben gelernt hatte, und noch dazu schön schrieb, so gewann er sich mit der Feder manchen Kreuzer, der seinen drückenden Zustand verbesserte.

Einem Menschen helfen, der um Hülfe bittet, ist menschlich, aber ihm unaufgefordert helfen — göttlich.

53.

Der edle Jüngling.

Adolph, der Sohn sehr armer Eltern, hatte sich dem gelehrten Stande gewidmet. So gering die Unterstützung seiner Eltern war, so erleichterte ihm ihre Beihülfe doch man-

nigfach sein überaus kümmerliches Leben. Aber sie starben sehr frühzeitig dahin, und der arme junge Mensch sah sich nun ganz verlassen. Ein alter Vetter machte ihm täglich Vorwürfe, und meinte, daß es besser für ihn gewesen seyn würde, hätte er ein Handwerk gelernt. „Aber," setzte er dann gewöhnlich hinzu, „da hat der Stolz deinen Kopf verrückt, und du wolltest ein vornehmerer Mann werden, als dein Vater war. Wer fliegen will, muß volle Flügel haben, sonst kriecht er immer und ewig auf der Erde herum."

Adolph ertrug diese Vorwürfe gelassen, denn ihm sagte sein Gewissen, daß er nicht aus Stolz, sondern aus wahrer Neigung und in dem Bewußtseyn, darin einst zum Besten der Menschheit wirken zu können, seinen Stand ergriffen hatte. Daher verlor er den Muth nie, so oft ihn auch der schwerste Mangel drückte, so oft er auch mit dem Ungemach seiner traurigen Lage zu kämpfen hatte. Mit kindlichem Herzen dem Vater im Himmel vertrauend, wurde er nicht nur täglich gelehrter, sondern auch weiser und besser, und es fiel ihm nicht schwer, das zu entbehren, was Andere für unentbehrlich hielten. Doch schien ihn das Schicksal auf's härteste prüfen zu wollen; denn Niemand nahm sich seiner an. Zeigte sich ihm einmal eine frohe Aussicht, so blieb sie entweder in weiter Ferne, oder sie verschwand wieder, wenn er sich ihr am nächsten glaubte. — Hundert Andere, und gewiß nicht die schlechtesten Jünglinge, würden muthlos geworden seyn; aber er blieb fest und unerschütterlich in seinem Vertrauen auf Gottes allweise Lenkung, wich vom Ziele der Tugend nicht ab, und sein heißer Eifer für die Wissenschaft erkaltete nicht. Mehrmals zeigten sich ihm freilich vortheilhafte Gelegenheiten, seine kläglichen Umstände in glücklichere umzuschaffen; er hätte aber seinen edlen Grundsätzen entsagen müssen, und lieber verzichtete er auf jene anscheinenden Vortheile und blieb seinem Wahlspruche treu: „Nur Tugend beglückt."

Eines Tages war seine Noth besonders hoch gestiegen; sein ganzes Vermögen bestand in einigen Kreuzern. Näher als je drängte sich die Sorge für die Zukunft an sein Herz; aber die Stunde schlug, die ihn in die Vorlesung rief, und er vergaß alles Ungemach, und eilte, ohne nur im geringsten zu ahnen, daß so eben die Stunde seines Glückes geschlagen, zu seinem Professor.

Sein Weg führte ihn über den Graben. Ebendesselben Weges ging auch der Fürst K. Nicht weit von dem sogenannten Krautgäßchen zog letzterer sein Tuch aus der Tasche, und warf damit, ohne es gewahr zu werden, ein Bund Banknoten heraus. Adolph, der dicht hinter ihm ging, hob das Verlorne auf, um es sogleich wieder einzuhändigen. Er suchte sich durch das Gewühl der Menschen hindurch zu drängen; aber es war ihm nicht möglich, dem Fürsten, den er nicht kannte, nachzukommen. Fest hielt er seinen Fund in der Hand, als ein ihm nur anvertrautes Gut, und scharf richtete er sein Auge auf den Unbekannten, daß er ihm nicht auskomme. Endlich sah er ihn auf dem neuen Markte in einen prächtigen Palast treten.

„Kennen Sie den Herrn, der diesen Augenblick hereinging?" fragte Adolph den Thürsteher. „Es war Seine Durchlaucht der Fürst K." „Gehört dieser Palast Seiner Durchlaucht?" „Ja. Wozu diese Frage?" „Ich wünschte Seine Durchlaucht zu sprechen." „Das wird heute nicht seyn können; denn es soll Niemand vor ihn gelassen werden, laut ausdrücklichem Befehl." „Und doch ist es so dringend, daß ich Seine Durchlaucht spreche!" „Melden Sie sich bei dem Hausoffizier; doch zweifle ich, daß man Sie melden werde." Adolph ging zum Hausoffizier, und nach langem Weigern entschloß sich dieser endlich, ihn bei dem Fürsten zu melden. — Er wurde augenblicklich vorgelassen.

„Ew. Durchlaucht haben dieß verloren; ich gebe es

hiemit zurück," sagte Adolph, und überreichte dem Fürsten das Bund Banknoten.

Der Fürst erschrak, als er seine Banknoten erkannte, die, wie man nachher erfuhr, an Werth 200,000 Gulden betrugen. Er faßte den Ueberbringer scharf in's Auge. „Und wo fanden Sie dieses?" fragte er dann. Adolph erzählte nun ausführlich, was wir bereits wissen.

Der Fürst (freundlich). Ich danke Ihnen; Sie haben mir einen sehr bedeutenden Dienst erwiesen. Verziehen Sie ein wenig!

Bald kam er aus seinem Kabinet zurück, und übergab dem ehrlichen Finder eine Anweisung von 2000 Dukaten, die er sich bei seinem Kassier auszahlen lassen sollte. Adolph wußte nicht wie ihm geschah. Bald erholte er sich jedoch wieder von seinem Staunen, und gab dem Fürsten das Papier mit den Worten zurück: „Verzeihen Ew. Durchlaucht gnädigst, wenn ich diese großmüthige Belohnung nicht annehmen kann."

„Wie so?" erwiederte der Fürst befremdet.

Adolph. Möchten Sie mir es, gnädigster Herr, erlauben, Ihnen meine Gründe vorstellen zu dürfen?

Der Fürst (herablassend). Reden Sie!

Adolph. Ich bin arm, blutarm, und doch wünschte ich, mein Glück einst nur auf mein weniges Talent, meine Kenntnisse, meinen Fleiß und meine Redlichkeit gründen zu können. Sähe ich mich im Besitze eines so ansehnlichen Vermögens, wie Ihre Großmuth, gnädigster Herr, mir es schenken will, ach! wer weiß, ob ich dann auch noch meinen zeitherigen Grundsätzen, bei denen ich mich so wohl und glücklich fühle, in Zukunft treu bleiben würde. Wie leicht könnte mich eine so große Summe Geldes blenden, und auf verderbliche Abwege leiten. Erlauben daher Ew. Durchlaucht, daß ich Sie um eine andere Gnade anflehen darf!

Der Fürst. Herzlich gerne!

Adolph. Ich bitte, so lange ich studire, um freie Kost und freie Wohnung, damit ich mich ruhig zu meiner künftigen Bestimmung vorbereiten, und einst meinem Vaterlande so dienen kann, wie es mein Herz sehnlich verlangt.

Der Fürst, durch solch' edle Denkungsart gerührt, erwiederte: „Braver junger Mann! Sie sollen nicht nur von nun an, und so lange Sie studiren, freie Kost, freie Wohnung und Alles, was Sie zu Ihrem Unterhalt nöthig haben, in meinem Hause genießen, sondern auch nach beendigten Studien bei mir eine Anstellung mit einem jährlichen Gehalte von 800 Gulden finden, bis ich Sie vortheilhafter empfehlen und nach Ihren Wünschen und Verdiensten versorgen kann."

Adolph ging einer schönen Zukunft entgegen. Er stieg von einer Ehrenstelle zur andern. Reichthum und Glück gossen ihr ganzes Füllhorn über ihn aus. Doch wandte er Jegliches nur zum Guten an, und jeden Abend konnte er sich ruhig schlafen legen. Denn stets blieb sein Wahlspruch: „Nur Tugend beglückt."

54.

Peter Herz.

In einer der ansehnlichsten Fabrikstädte Schlesiens, unweit der böhmischen Grenze, befand sich der nachher durch ein eigenes ausgebreitetes Geschäft berühmte Bankier Arnoldi in seinen jüngern Jahren als Reisediener in einer der dasigen Fabriken. Seine Redlichkeit und geschickte Ausführung der ihm aufgetragenen Geschäfte hatten ihm das Zutrauen seines Herrn erworben, so daß dieser ihm einst eine Reise durch Böhmen zur Einkassirung beträchtlicher Summen auftrug.

Es war schon ziemlich spät im Jahre, als sich Arnoldi dieser Reise unterzog. Nach einem Monat etwa hatte er die meisten Aufträge glücklich besorgt, und ansehnliche Geldsummen durch die Post an sein Haus überliefert, um desto leichter und sicherer die Rückreise zu Pferde machen zu können. Schon näherte er sich wieder der schlesischen Grenze, als die Witterung, die ihm bisher ziemlich günstig gewesen war, sehr kalt und unfreundlich wurde, und ihn nöthigte, länger, als er wünschte, unterwegs zu verweilen.

Eines Tages trieb ihn heftiges Schneegestöber in einen sehr armseligen Ort. Es war Nachmittag; das Wirthshaus, vor dem er abstieg, verrieth schon von außen, daß er hier wenig Bequemlichkeit finden würde, und die innere Einrichtung bestätigte diese Besorgniß nur zu sehr. Das Zimmer, in welches er eintrat, glich mehr einem Rauchfange als einer Wirthsstube; kaum konnte er durch den dicken Rauch, der aus dem übel verwahrten Ofen drang und durch den Dampf aus mehrern Tabakspfeifen vermehrt wurde, die Anwesenden erkennen; und Alles, was ihm der übrigens gutmüthige Wirth reichen konnte, war ein Glas Branntwein. Es waren nur noch wenige Stunden am Tage; der Gedanke, hier übernachten zu müssen, wo es an aller Bequemlichkeit fehlte, beunruhigte ihn. Auf seine Erkundigung, wie weit er noch zum nächsten Orte habe, erhielt er zur Antwort, daß, wenn er auch noch so scharf reite, er ihn vor Mitternacht nicht erreichen werde; es gäbe zwar einen nähern Weg durch den Wald, diesen wollten sie ihm indeß nicht rathen, denn er sey schwer zu finden; auch sey das Wetter ohnehin so rauh, und der Wald nicht ganz sicher.

Arnoldi, der sich nicht leicht durch Schwierigkeiten auf seiner Reise aufhalten ließ, und seinem raschen Gaule vertraute, blieb bei seinem Vorsatze, diesen Ort je eher je lieber zu verlassen, befahl dem Wirthe, seinem Pferde ein gutes

Futter zu geben, und nach Verlauf einer unangenehmen Stunde saß er wieder auf, konnte aber kaum durch ein ansehnliches Trinkgeld einen der anwesenden Bauern bewegen, ihn bis zum Walde zu begleiten, und ihm den Weg zu zeigen, den er durch diesen nehmen sollte. Der Sturm hatte sich zwar gelegt und der Himmel wurde rein, aber die Wege waren mit Schnee bedeckt, zum Theil ganz verweht, und ein schneidender Wind vermehrte die Kälte. Als der Bote mit ihm den Wald erreicht, und den Weg durch denselben nach den gewöhnlichen Merkmalen bezeichnet hatte, bat ihn dieser noch einmal, wieder mit ihm umzukehren und sich nicht der Gefahr auszusetzen. Aber vergebens. Arnoldi, noch erhitzt von dem geistigen Getränk, das er zuvor zu sich genommen hatte, ritt unbesorgt in den Wald hinein.

So lange noch die Dämmerung währte, verfolgte er glücklich den bezeichneten Pfad, so beschwerlich er auch zu reiten war; aber nun brach die Nacht ein, die Wipfel der Bäume waren in schwarze Finsterniß gehüllt; nur der mit Schnee bedeckte Weg leuchtete zwischen den düstern Baumstämmen durch, und der heulende, kalte Wind pfiff durch die nackten Aeste. Schon nach einigen Stunden sah sich der einsame Reisende genöthigt, vom Pferde abzusteigen, um nicht vor Frost zu erstarren, und den rechten Weg, von dem er aber leider schon, ohne es zu wissen, abgekommen war, zu verlieren. Er zog sein Pferd nach, bemerkte jedoch bald aus dem rauhen, von Wurzeln durchflochtenen, ungebahnten Pfade, daß er verirrt sey, spähte besorgt umher nach einem ebenern Wege, und entfernte sich immer weiter von dem richtigen. Seine Besorgniß stieg höher und höher, doch ohne in Aengstlichkeit überzugehen. Einigemal versuchte er es, durch lautes Rufen etwa ein menschliches Ohr aufzuwecken, und einen Laut von Hülfe aufzuregen; aber der Wald gab ihm mit fürchterlichem Nachklang nur die eigenen Worte

zurück. Jetzt erreichte er eine Stelle, wo sich mehrere Waldwege kreuzten; da setzte er sich wieder zu Pferde, und ganz unentschlossen, welchen Weg er einschlagen sollte, überließ er seinem Pferde die Wahl, das ihn auch zu einer Köhlerhütte trug, die aber jetzt unglücklicher Weise verlassen war.

Zitternd vor Frost hätte Arnoldi hier gern ein Feuer angezündet, wenn es ihm nicht ganz an den dazu nöthigen Materialien gefehlt hätte; denn der schwache Versuch mit brennendem Schwamm wollte ihm nicht gelingen, und die Kälte lähmte seine Nerven zu sehr, um noch einen Versuch zu wagen. In der Hoffnung, vielleicht nun bald einen Wohnort von Menschen zu erreichen, bestieg er sein Pferd, und trieb sich noch einige bange Stunden im Walde umher. Sein einziger Trost war, daß er noch keinen Laut von irgend einem hungrigen Wolfe oder sonst einem reißenden Thiere vernommen hatte, und seine Hoffnung, daß doch nun bald nach der so furchtbaren Nacht die Morgendämmerung anbrechen werde. In dieser Hoffnung hüllte er sich noch dichter in seinen Mantel ein, und legte den Zügel auf den Hals seines Pferdes, das langsam dahintrabte. Die Kälte stieg mit abnehmender Nacht; schon verlor Arnoldi das Gefühl seiner erstarrten Hände und Füße, und müde von der anhaltenden Strapatze, konnte er sich nur mit Mühe des Schlummers erwehren, den er jetzt so sehr wie den Tod fürchtete.

Endlich brach die Finsterniß; ein schwacher, heller Schein verkündigte die Wiederkehr des Lichtes, und was den halb erstarrten Reisenden wieder mit Lebenskraft beseelte, war ein Schall aus tiefer Entfernung, in welchem er das Bellen eines Hundes zu vernehmen glaubte. Er faßte den Zügel des Pferdes wieder, um es nach der Seite hin zu lenken, von welcher her der Schall kam; und obgleich die Gegend noch sehr in Dunkel gehüllt lag, so schloß er doch aus dem lichtern Walde und andern Anzeichen, daß er den Woh-

nungen der Menschen nahe sey. Aber eben da er sich diesen zu nähern gedachte, sah er sich auf einmal durch einen breiten, mit Schnee bedeckten Hohlweg von denselben abgeschnitten. Unbekannt mit dessen Tiefe, aber mit dem Entschluß, das Aeußerste zu wagen, stieß er seinem Pferde die Sporen in die Weichen, um rasch hindurch zu kommen. Kaum hatte dieses angesetzt, als es mit den Vorderfüßen in den tiefsten Schnee sank, und sein Reiter ihm über den Kopf stürzte, wo er mit halbem Leibe im Schnee stecken blieb. Brausend arbeitete das Pferd sich durch die dichte Schneemasse, erreichte auch glücklich den gegenseitigen Rand, aber sein unglücklicher Herr strengte umsonst seine Kräfte an, um sich aus der Tiefe herauszuarbeiten; nach langer, fruchtloser Anstrengung verließen ihn die Kräfte, seine Arme wurden schlaff, abgemattet fühlte er das Bedürfniß der Erholung; er schöpfte tief aus der Brust den Athem; das Feuer seiner erhitzten Augen erlosch allmählich; ermüdet sank er in die Arme des Schlafes, ohne zu ahnen, daß er damit Gefahr laufe, in die Arme des Todes zu sinken.

Wirklich lag von dieser Unglücksstätte ein kleines Dörfchen kaum eine halbe Stunde entfernt; und kaum war der Morgen angebrochen, als einer seiner Bewohner, Peter Herz, mit seinem Sohne Wolfgang aus seiner Hütte aufbrach, um in dem nahen Walde Holz zu fällen. Als er vor seines Nachbars, Kilian Herda, Hütte vorbeiging, bemerkte er zu seiner Verwunderung schon Licht in derselben. Er klopfte an's Fenster, rief ihn mit Namen, und fragte, ob er ihn auch in den Forst begleiten wolle? Aber plötzlich erlosch das Licht, und in der Hütte herrschte Todesstille; es erfolgte auf nochmaliges Rufen keine Antwort. „Bemerktest du nicht auch das Licht in der Stube?“ sprach Herz zu seinem Sohne im Fortgehen, und ging ohne weitern Argwohn seine Straße nach dem Walde zu.

Kaum aber näherten sie sich demselben, als ein Pferd mit Sattel und Zeug ohne Reiter ihnen aus dem Walde entgegenkam, und sich ohne große Schwierigkeit von ihnen fangen ließ. „Da ist gewiß einem armen Reisenden ein Unglück zugestoßen," sprach der Alte; „komm', Wolfgang, laß uns die Spur verfolgen; vielleicht kommen wir nicht zu spät zu seiner Rettung."

Da die Fußtritte des Pferdes im Schnee sichtbar genug waren, so gelangten sie bald zu der Stätte, wo sie mit Erstaunen einen jungen Mann am Rande des Hohlweges ausgestreckt und ganz erstarrt liegen fanden. Der Anblick des Erblaßten zog zu sehr ihre Augen an, daß sie es kaum bemerkten, daß der Platz, auf welchem er lag, ziemlich eingetreten war; aber was sie noch mehr in Verwirrung setzte, war, daß der junge Mann halb entblößt dalag; seine Weste und seine Unterkleider waren geöffnet, und doch bemerkten sie nicht die geringste Spur einer Verwundung, die ihnen diese Lage des Unglücklichen beim ersten Anblick vermuthen ließ; sie nahmen ihn daher ohne weitere Untersuchung für einen Erfrornen auf, der vielleicht selbst diese letzten Versuche, sich zu helfen, gemacht habe. „Laß uns nicht säumen, Wolfgang!" rief der Vater seinem Sohne zu; „vielleicht können wir noch das Leben dieses Unglücklichen retten; der Gaul ist ja da noch warm, wo er gesessen hat. Faß behutsam an; es gilt das Leben eines Menschen!" Jetzt richteten sie den Erstarrten von der Erde auf, und hoben ihn auf's Pferd; Peter saß hinter dem Sattel auf, schlang seine Arme um den starren Körper, drückte ihn sanft an sich, und befahl dem Sohne, der das Pferd am Zügel hielt, es ganz sachte und vorsichtig nach der Heimath zu leiten.

Als sie durch die hintere Gartenthüre über den Hof einzogen, begegnete ihnen die Hausmutter, und schrie laut vor Entsetzen: „Um Gotteswillen! wen bringt ihr da?"

„Nur ruhig!“ erwiederte der Alte; „einen Erfrornen, dem wir helfen müssen; öffne nur gleich die Haus- und Stubenthüre!“ „Ach du lieber Gott! und es ist noch nicht warm in der Stube; so eben wollte ich einheizen.“ „So ist's gerade recht; ein Erfrorner taugt nicht in eine warme Stube.“

Jetzt hoben sie sanft den Reisenden vom Pferde, trugen ihn in das Haus, und legten ihn in der Stube auf's Bett, bis eine Strohstreue auf der Erde besorgt, und mit armseligen Bettstücken belegt war, worauf sie den Körper entkleideten, leicht bedeckten, und nun anfingen, mit wollenen Tüchern zu reiben. Da kein Wundarzt im Dorfe war, mußte sich Wolfgang sogleich zu Pferde setzen, um ihn aus dem nächsten Dorfe herbeizuholen, und zugleich den Vorfall bei der dortigen Gerichtsstelle zu melden.

Während der Zeit wendete Peter mit seinem braven Weibe alle nur möglichen und bekannten Mittel an, um den Lebensfunken wieder in der Brust des Erstarrten zu wecken, und durch unablässiges Reiben mit warmen Tüchern gelang es ihnen wirklich. Mit einer Freude, die über allen Ausdruck war, bemerkte Peter zuerst, daß sich der Mund desselben öffnete, um Athem zu schöpfen; bald darauf zuckten die Augenwimpern, die Augenlider öffneten sich, zeigten einen starren Blick des Auges, und schlossen sich wieder. „Gottlob!“ rief Peter seinem Weibe zu, „nun haben wir gewonnen! Laß ihn uns jetzt in's warme Bett bringen, und du setze einen Topf zu Fliederthee auf's Feuer.“ Schon gab der Kranke immer mehr Zeichen des wiederkehrenden Lebens von sich; die Brust hob sich wieder, der Athem wurde freier; er schlug die Augen auf, sah sich im Zimmer um, befand sich aber dabei in gänzlicher Betäubung.

Indeß kam Wolfgang mit dem Wundarzte an, und bald nach ihnen der Justizbeamte mit seinem Schreiber. Der Wundarzt gab dem Verfahren des braven Peter den ver-

dienten Beifall, und wendete die nöthigen Mittel bei dem Kranken an, um der weitern Gefahr vorzubeugen, und die völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit zu befördern.

Nach wenigen Stunden kam Arnoldi wieder zu vollem Bewußtseyn, und konnte wieder etwas aufrecht im Bette sitzen. Der Justizbeamte that einige nöthige Fragen an ihn, ließ sie vom Schreiber zu Protokoll nehmen, und verließ ihn bald darauf, nachdem er zuvor dem Bauer von Amtswegen den Kranken zur sorgfältigsten Verpflegung empfohlen hatte. „Als ob ich nicht schon Gewissenswegen genug dazu verpflichtet wäre!" sagte Peter, als er von der Hausflur, wohin er die Gerichtspersonen zum Wagen begleitet hatte, zur Wohnung des Kranken zurückeilte. Er und sein braves Weib hätten nicht mehr thun können, und hätte es die Rettung ihres eigenen einzigen Sohnes betroffen. Sie wendeten die vom Arzte verordneten Mittel mit aller Sorgfalt an, wichen den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht nicht von dem Bette des Kranken, und suchten ihm alle nur mögliche Erleichterung zu verschaffen. Durch einen wohlthätigen Schlaf fühlte sich Arnoldi am folgenden Morgen so gestärkt, daß er mit der heitersten Miene seine Erretter begrüßen konnte; er reichte ihnen die Hand, drückte sie mit dankbarer Empfindung des Herzens, und diese weinten vor Freude über seine Genesung.

Schon nach einigen Tagen befand er sich im Stande, das Bett zu verlassen und sich anzukleiden. Man hatte seine Habseligkeiten nächst seinem Bette auf eine Lade niedergelegt; auch der Mantelsack lag daneben, aus welchem er sich mit frischer Wäsche versah. Ueberzeugt, daß er sich in guten Händen befinde, war er um die nähere Untersuchung seiner Sachen unbekümmert, besonders da er das, woran ihm am meisten gelegen war, seine Brieftasche mit einigen ansehnlichen Wechseln, noch unversehrt in seiner Rocktasche fand.

Da er aber den Geldmangel seines guten Wirths bemerkte, als dieser auf Anrathen des Wundarztes einige kräftige Speisen und stärkenden Wein für den Kranken besorgen sollte, so suchte er nach seinem Geldbeutel, und als er diesen nicht fand, nach der Geldkatze, die er um den Leib getragen hatte; Beides aber war, nebst einigen andern Stücken, als seiner Uhr, Schnupftabaksdose, Etui u. s. w., verschwunden.

Es kam ihn äußerst schwer an, Mißtrauen in die Ehrlichkeit seines edlen Wirthes zu setzen; daher suchte er, so gut es sich thun ließ, seine Verlegenheit zu verbergen, zumal da er bei der leisen Anfrage, ob man weiter nichts von seinen Sachen gefunden habe, als das Vorräthige, die Zeichen der Empfindlichkeit und der gekränkten Ehrliebe im Gesichte seines Erretters bemerkte, der auf der Stelle, und trotz der Gegenvorstellungen des beschämten Fremden, seinem Sohne befahl, nach jener Unglücksstätte zurückzukehren, und nachzusehen, ob vielleicht noch etwas unter dem Schnee verborgen liege.

So eben trat der Justizbeamte in's Zimmer, um sich nach dem Befinden des Fremden zu erkundigen, und ihn wegen des gehabten Unfalls umständlicher zu vernehmen. Nachdem Arnoldi sich demselben näher entdeckt, seinen Namen und Aufenthalt angezeigt, und sich durch die Briefe, welche er bei sich führte, hinlänglich ausgewiesen hatte, ersuchte er den Beamten, ihm auf einen Wechsel eine gewisse Geldsumme vorzuschießen, die er sogleich nach seiner Ankunft zu Hause mit dem größten Danke zurückerstatten werde. Dieser versprach ihm, noch heute die verlangte Summe zu schaffen, und ließ bei seiner Abreise dem braven Bauer das wenige Geld, das er eben bei sich führte, zur Verpflegung des Fremden zurück, nachdem ihm letzterer versprochen hatte, auf seiner baldigen Rückreise den Weg über Z., den Wohnort desselben, zu nehmen und bei ihm einzukehren.

Kaum fühlte sich Arnoldi gestärkt genug zur Fortsetzung seiner Reise, als er von dem erhaltenen Gelde den Wundarzt für seine Bemühungen belohnte, und den übrigen Theil seinem guten Wirthe, dem er die Erhaltung seines Lebens verdankte, als einen kleinen Ersatz des gehabten Aufwandes aufdrang, und bat, es nur für einen Anfang seiner Erkenntlichkeit anzunehmen, da er durch den Verlust seiner Börse jetzt nicht im Stande sey, sich dankbar gegen ihn zu beweisen. Lange weigerte sich der redliche Landmann, das angebotene Geld anzunehmen; er sah dem Abschiednehmenden scharf in's Auge, ob er eine Spur des Argwohns darin lesen möchte; ja er konnte die Frage an ihn unmöglich zurückhalten, ob er ihn wohl einer so niederträchtigen Beraubung fähig halten könnte? Und als ihm dieser versicherte, er kenne ihn blos als seinen Wohlthäter und Erretter, da reichten sie ihm der Reihe nach die Abschiedshand, und begleiteten ihn mit frommen Wünschen.

So kurz auch der Aufenthalt Arnoldi's bei seiner Durchreise durch Z. im Hause des Justizbeamten war, so traurige Folgen hatte er für den biedern Herz und seine Familie. Der Justizbeamte hatte nämlich Arnoldi das Geständniß ausgelockt, daß er bei dieser Gelegenheit einen Verlust von etwa 400 Reichsthalern an baarem Gelde gehabt habe, der ihm in keiner weitern Rücksicht empfindlich sey, als blos um deßwillen, weil er sich jetzt weniger zum Dank gegen den Erretter seines Lebens verbunden achte, da sich dieser für seinen geleisteten Dienst bezahlt gemacht habe. Diesen Umstand wußte der Justitiar gleich bei dem nächsten Berichte, den er dem Gerichtsherrn und Edelmann der beiden Dörfer von diesem ganzen Vorgange ablegte, in so ein gehässiges Licht zu setzen, daß dieser äußerst darüber aufgebracht wurde, und dem Justizbeamten die strengste Untersuchung der Sache anbefahl.

Wider alles Vermuthen erschien nach einigen Tagen der Gerichtsdiener mit der Wache vor dem Hause des guten Herz, um ihn mit Weib und Sohn in gefängliche Haft zu nehmen, und eine genaue Untersuchung in seinem Hause anzustellen. Bei der letztern fand sich nicht das mindeste Verdächtige, und bei der Verhaftnehmung der Personen selbst hätte jeder Unparteiische die Unschuld derselben aus jedem ihrer Gesichtszüge schon erkennen können. Bei dem dabei entstandenen Auflauf der Nachbarn bemerkte man in dem Gesichte der Meisten Mitleid mit dem unglücklichen Herz, der im ganzen Dorfe seiner Redlichkeit wegen hochgeschätzt war. Nur sein nächster Nachbar, Kilian, äußerte dabei die menschenfeindliche Meinung, er hätte sich nicht um den unglücklichen Fremden bekümmern, sondern das ganze Geschäft seiner Aufhebung den Gerichten überlassen sollen.

Mit dem Bewußtseyn der Unschuld, und mit dem edlen Stolze, den das Gefühl, recht gethan zu haben, einflößt, ließ sich Herz die Bande anlegen; nur da verzog sich sein Gesicht zum Unwillen, als er sein Weib und seinen Sohn eben so schimpflich behandeln sah; doch ermunterte er sie zur Standhaftigkeit und zum Vertrauen auf Gott, der ihre Unschuld an's Licht bringen werde.

Als sie in's Gefängniß gebracht wurden, erzitterten sie freilich vor den Löchern, in die sie, abgesondert von einander, kriechen mußten, und die so niedrig waren, daß sie nicht anders als eingebogen auf dem Klotze sitzen konnten, an welchen ihre Füße durch die Fesseln angeschlossen wurden; eine schmale Oeffnung in der Mauer ließ kaum so viel Tageslicht ein, um ihnen das Schaurige ihres dumpfen Aufenthalts bemerkbar zu machen.

Nachdem der Gerichtsdiener die Thüre des Gefängnisses verriegelt hatte, warf sich Herz auf das niedrige Strohlager, legte seinen Kopf mit untergelegten Armen auf den

Klotz, blickte zur Oeffnung in der Mauer hin, und rief im schmerzlichsten Gefühle des Unrechts, das ihm begegnete, aus: „Gott! Du wirst richten. Ich habe dieß nicht um ihn verdient, den Fremdling! Er vergilt mir Böses um Gutes.“

Was die Lage dieser Elenden am traurigsten machte, war der langsame Gang der Untersuchung über ihr vermeintliches Verbrechen, der so oft unterbrochen wurde, und über dessen Ausgang sie so lange in peinlicher Ungewißheit schwebten. Welche Wehmuth zerriß ihr Herz, wenn sie einander zuweilen im Verhöre wiedersahen, wo ihre geschehenen Aussagen mit einander verglichen wurden! Zwar in der Hauptsache stimmten sie völlig überein, blos in einigen unbedeutenden Nebenumständen lag ein anscheinender Widerspruch, der nur in den Augen der Justiz von Wichtigkeit schien, und worauf man ein vorzügliches Gewicht zu legen wußte; gleichsam, als sey es darauf angelegt, die Unschuld durch Fallstricke und Kreuz- und Querfragen zu verwirren, und der edelsten Handlung eine Absicht unterzulegen, die sie zum schändlichsten Bubenstück herabwürdigte.

Mehrere lange, traurige Monate waren über dieser gerichtlichen Verhandlung verstrichen, als endlich das Weib, die während ihrer Gefangenschaft an einem rheumatischen Uebel litt, freigegeben wurde; doch ward ihr verboten, zu ihrem Manne während seines Verhaftes zu gehen. Laut weinend verließ sie den Kerker, wankte unsichern Trittes dem Dorfe und ihrer verlassenen Wohnung zu; aber wie erstaunte sie, als sie, da sie nur noch wenige Schritte von der Hütte entfernt war, von ihrem Nachbar Herda angehalten, und ihr mit rauhem Tone von ihm bedeutet wurde, die Hütte gehe sie nichts mehr an; sie sey gerichtlich angeschlagen worden, und er habe sie gekauft! Da wankte sie noch einige Schritte fort, und sank an der Schwelle ihrer ehemaligen Hütte ohnmächtig nieder. Herda zog sich von ihr ab, und ließ sie

in diesem traurigen Zustande; aber es gab noch Menschenherzen im Dorfe. Ein Mädchen, zwar arm und einer armen Wittwe Tochter, die Verlobte Wolfgangs, eilte ihr zuerst zu Hülfe; bald sammelten sich Mehrere um die Bedauernswürdige; und Alle reichten ihr die helfende Hand, und schafften ihr die nöthige Verpflegung.

Während der Zeit, daß Herz mit seiner Familie den empfindlichsten Leiden unterlag, schien für seinen Nachbar Herda ein besonderer Glücksstern aufgegangen zu seyn. Einer seiner entfernten Anverwandten im Gebirge war ohne Erben gestorben; er, als der nächste Seitenverwandte, hatte sich mit den nöthigen Zeugnissen von seiner Gutsherrschaft versehen lassen, war hingereist, und jetzt mit einem beträchtlichen Vermögen, das durch den Ruf noch vergrößert wurde, zurückgekommen, als eben seines Nachbars Wohnung gerichtlich angeschlagen war, die er sogleich käuflich an sich brachte, und dadurch seine vorigen Besitzungen ansehnlich erweiterte; das ganze Dorf aber sah mit unzufriedenem Blick auf ihn, denn Keiner aus der Gemeinde hatte die Hütte des braven Herz zum Eigenthume verlangt, und Keiner war unwerther, dieses Erbe des Rechtschaffenen zu besitzen, als Herda.

Schon war wieder eine geraume Zeit verstrichen, als endlich die Untersuchungsakten in den Gerichten des Edelmanns geschlossen, und zum Rechtsspruche und Urtheil an das höhere Landgericht abgesendet wurden. Dieses Urtheil fiel dahin aus: „Daß, wenn der beraubte Handlungsdiener Arnoldi vor seiner Gerichtsbehörde seinen Verlust von 400 Thalern eidlich erhärten würde, Inquisit aber bei fernerem Leugnen beharre, man an ihm die Tortur im ersten und zweiten Grade anzuwenden habe, um ihn zum Geständniß der Wahrheit zu bringen."

Diesem Urtheil gemäß mußte also ein Auszug der Akten

mit der geschehenen Auflage an Arnoldi gesendet werden. Kaum erfuhr dieser das Schicksal seines Erretters, als er von edlem Eifer entbrannte, Alles anzuwenden, um ihn von seiner gefänglichen Haft zu befreien. Ach, er hatte seinen ehemaligen Verlust längst vergessen, und stand eben jetzt im Begriff, sich zu etabliren, und in eine sehr vortheilhafte Verbindung mit einem braven Mädchen zu treten, lebte im vollen Genuß der vorzüglichsten Lebensgüter; und Der, dem er die Erhaltung seines Lebens und alle seine Lebensfreuden zu verdanken hatte, sollte um seinetwillen im Kerker schmachten? Dieser Gedanke war ihm unerträglich; ja er würde sich gleich selbst auf die Reise nach Z. gemacht haben, wäre er nicht durch unverschiebbare und dringende Geschäfte zurückgehalten worden. Doch mußte einer seiner Freunde und Hausgenossen dieß Geschäft der schleunigsten Befreiung seines Wohlthäters übernehmen. Dieser reiste sogleich, mit der nöthigen Vollmacht und reichlich mit Geld versehen, dahin ab, um den Prozeß niederzuschlagen, alle Kosten zu ersetzen, und den braven Herz mit den Seinigen, so gut es sich nur immer thun ließ, für die erlittenen Drangsale zu entschädigen.

Dieses menschenfreundliche Geschäft wurde von dem Bevollmächtigten vortrefflich ausgeführt, und nach kurzer Zeit wurde der gute Herz mit seinem Sohne in Freiheit gesetzt. Der junge Mann aus Schlesien machte sich selbst das Vergnügen, den Kerker des Gefangenen zu öffnen; aber es traten ihm Thränen in die Augen, als der gebeugte, schon ziemlich bejahrte Mann mit verbleichtem Gesicht und großem, häßlichen Barte aus dem finstern Loche kroch, auf seine Knie sank, und ausrief: „Gott! so hast Du doch meine Unschuld an's Licht gebracht; ja, Du bist doch noch Richter auf Erden!" — Freundlich hob ihn der junge Mann von der Erde auf, und bat ihn im Namen seines Freundes um Verzeihung, daß er ganz wider seinen Willen die Veranlassung zu diesen

seinen Leiden gegeben habe. Als der Alte erfuhr, daß dieser ein Abgesandter des geretteten Fremden sey, ergriff er seine beiden Hände, und erklärte, nun erst, nach diesen ausgestandenen Leiden, lege er selbst einen Werth auf jene Lebensrettung: denn nun wisse er, was es heiße, um des Guten willen leiden zu müssen.

Jetzt wurde ihm auch der Sohn zugeführt. „Sey mir willkommen und gesegnet," rief ihm der Vater mit offenen Armen entgegen, „du Gefährte meiner Trübsale! Komm', mein Sohn, laß uns mit Dank gegen Gott diesen Ort verlassen, wo unsere Rechtschaffenheit eine so harte Probe aushalten mußte. Laß uns das erlittene Unrecht vergessen, und immer gut und menschenfreundlich handeln." Weinend warf sich der Sohn in die Arme des Vaters. Selbst der hartherzige Justizbeamte wurde durch diese Scene zu Thränen gerührt. Jetzt führte der junge Schlesier Beide zu dem Wagen, der an dem Gefängnisse bereit stand, um sie, in Begleitung des Justitiars, wieder nach ihrer Heimath zu bringen.

Die Nachricht von der Befreiung des braven Herz und seines Sohnes hatte sich schon im naheliegenden Dorfe verbreitet, und Alt und Jung hatte sich aufgemacht, um den allgemein geschätzten Nachbar zu empfangen; nur Kilian Herda befand sich nicht unter ihnen. Die gute Mutter wurde, begleitet von den Frauen des Dorfes, wie im Triumph ihrem Manne entgegen geführt, und kaum erblickte sie den Wagen, auf dessen Vorsitze sich ein Postillon wacker mit seinem Posthorne hören ließ, als sie, außer sich vor Freuden, ihren Begleiterinnen in die Arme sank, und, nur mit Mühe wieder zur Besinnung gebracht, mit in den Wagen gehoben, und im Zuge zum Gasthofe begleitet wurde.

Als hier die ersten Aufwallungen der Freude sich gelegt hatten, vollzog der Fremde seinen Auftrag, den armen Herz

wegen seines Verlustes zu entschädigen; auf des Justizamtmanns Befehl mußte Kilian Herda erscheinen, ihm seine Wohnung wieder abtreten, und den Kaufschilling zurücknehmen. Herz wurde wieder mit seiner Familie in seine verlassene Wohnung eingeführt; der Fremde legte für ihn eine ansehnliche Geldsumme in die Hände des Justitiars, über welche der brave Bauer Herz frei verfügen könne; zugleich ließ er diesem die Adresse seines Hauses, um sich in jedem vorkommenden Falle, wo er der Unterstützung seines Freundes bedürfe, geradezu an ihn zu wenden, und bat beim Abschiede nochmals im Namen seines Freundes, das erlittene Unrecht zu vergessen.

So lebte nun Herz wieder mit den Seinigen froh und glücklich. Die zurückgelassene Geldsumme ersetzte ihm nicht nur reichlich den erlittenen Verlust, und half ihm in seinem Hauswesen auf, sondern reichte auch hin, die verpfändete Hütte der armen Wittwe im Dorfe einzulösen, sie bequemer einzurichten und mit dem nöthigen Haus- und Feldgeräthe zu versehen. Es war ein allgemeiner Festtag für das Dorf, als der alte Herz seinen Sohn zur Kirche begleitete, um hier mit seinem guten Weibe Zeuge der Trauung desselben mit der Tochter der Wittwe zu seyn. Nur der Gedanke kümmerte ihn oft und viel, daß, ob er gleich im Gerichte und noch mehr von seinem Gewissen von der angeschuldigten Beraubung des Fremden freigesprochen worden war, doch noch ein geheimer Verdacht auf ihm ruhen könnte, da die Sache doch nicht gehörig aufgeklärt worden sey. Aber die Zeit brachte auch dieses an's Licht.

Kilian Herda war seiner angeblichen reichen Erbschaft nicht froh geworden. Da er ohnehin einen starken Hang zu einem müßigen und üppigen Leben hatte, so wurde derselbe durch den ihm zugefallenen Reichthum noch vermehrt. Er vernachlässigte nun ganz seine Geschäfte, ergab sich dem

Trunk, und brachte seine Zeit in der Schenke zu. Sein Hauswesen gerieth in Unordnung; sein Weib, das ihm vergeblich Vorwürfe darüber machte, zog es sich zu Gemüthe, legte sich auf's Krankenbett, und starb. Nach einigen Jahren sah sich Kilian in die Nothwendigkeit gesetzt, Schulden zu machen. Haus und Acker waren schwer verpfändet; er war nicht mehr im Stande, die Zinsen aufzubringen; es wurde ein Grundstück nach dem andern verkauft, und zuletzt kam es auch an seine Wohnung. Niemand hatte Mitleiden mit ihm; der Einzige, der ihn bedauerte und ihm mehrmals Hülfe anbot, war sein nun glücklich gewordener Nachbar Herz; aber auf diesen schien er einen unversöhnlichen Haß geworfen zu haben; er vermied jede Gelegenheit, ihn zu sprechen, scheute sich, ihm in's Gesicht zu sehen, und stieß oft vor Andern die kränkendsten Schimpfreden gegen ihn aus.

Herz ertrug es mit Großmuth, und als bei des Nachbars gänzlichem Verfall sich Jedermann von ihm zurückzog, war er es, der sich seiner annahm, und ihn vor gänzlichem Mangel schützte. Jetzt schien er in sich zu gehen; sein voriger Leichtsinn verwandelte sich in ernstes Nachdenken; er zog sich von dem Umgange mit Menschen zurück, und schlich, in sich selbst gekehrt, an einsamen Orten umher; man bemerkte deutlich an ihm die Spuren einer tiefen Schwermuth; man sah ihn öfters die Hände ringen, seine Augen unwillkürlich, wie bei einem heftigen Schrecken, unter den dunkeln Augenbrauen furchtbar herum rollen, und hörte Seufzer sich aus seiner gepreßten Brust hervordrängen; aber sein Mund blieb gegen jeden Fragenden verschlossen.

An einem Winterabende, wo der Nordwind fürchterlich rauschte, und Herz mit seiner Familie, da sich eben die Zeit der Begebenheit mit dem Erfrornen wieder jährte, die wunderbaren Wege der Vorsehung pries, die ihn dadurch zum Glück geleitet habe, klopfte Jemand heftig an die Thüre.

Bei Eröffnung derselben trat Kilian mit zerstörtem Blicke und wild umherhängenden Haaren ein, verlangte zu seinem Nachbar, stürzte in's Zimmer, ergriff hastig die Hand des Alten, und rief mit schrecklicher Stimme: „Nachbar, ich habe dich beleidigt! Du hast um meinetwillen viel gelitten. Vergib mir nur um der Barmherzigkeit Gottes willen! Ich kann sonst keine Ruhe finden. Ach, die Angst, die Angst! ich bin verloren!"

Der gute Alte war durch diesen unerwarteten Auftritt ganz außer Fassung gesetzt. „Du hast mich nicht beleidigt, Kilian," sprach er, „und wenn es wäre, ich wollte dir's von Herzensgrund vergeben."

Sogleich wollte sich der Unglückliche wieder entfernen; aber Herz hielt ihn fest, und bat dringend, ihm doch den Kummer seines Herzens zu entdecken. „Nun so wisse denn," rief er laut aus, „was ich nicht länger verheimlichen mag, daß ich der Räuber jenes Unglücklichen war, dem du das Leben rettetest. Ich war eher als du im Walde, und fand ihn in dem Hohlwege; ich zog ihn aus dem Schnee hervor, aber nicht in der Absicht, ihm zu helfen, sondern ihn zu plündern; ich durchsuchte seine Taschen, nahm, was ich an Geld und Geldeswerth fand, zu mir, öffnete seine Kleider, und riß ihm die Geldkatze vom Leibe. (Er zog bei diesen Worten den leeren Beutel aus der Rocktasche, und steckte ihn wieder ein.) Durch ein Geräusch erschreckt, verließ ich ihn, und trug die verfluchte Beute nach Hause, mit dem Vorsatz, ihn nachher vollends auszukleiden, und seinen Leichnam zu verscharren; aber du hinderteſt mich an der Ausführung. Nun weißt du Alles, nun lebe wohl!"

Mit diesen Worten ergriff er die Thüre, und stürzte gleich einem Rasenden zum Hause hinaus, noch ehe sich die Anwesenden von ihrer Betäubung erholen konnten. Man eilte ihm nach, suchte ihn in seiner Wohnung, fand ihn

aber nirgends. Die ganze Nacht hindurch wurden Wachen, besonders an dem Flusse, der längs des Dorfes hinfließt, aufgestellt; mit Anbruch des Tages durchstrich man den Wald: da fand man den Unglücklichen an der Stätte, wo er den Raub begangen hatte, an einem nahestehenden Baume hängen. Herz stürzte mit seinem Sohne auf diese Nachricht hinzu, schnitt den Strick durch, und machte Versuche, ihn in's Leben zu bringen, aber vergebens. Mit zum Himmel gerichteten Blicke rief er über dem Leichname des Unglücklichen aus: „Er ist in die Hände seines Richters gefallen."

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Werner.

Hauber, Johann Michael, 1778-1843

Erzählungen aus der Welt- und Menschen-Geschichte zur Veredlung des Herzens mit einem Kupfer

Lindau 1852